F XXXIV 106.

Ungarn

Gyogy.

St
a
187

Wanderungen

in

Ungarn und unter seinen Bewohnern.

Eine Beleuchtung

von Ungarns moderner Stellung und Richtung

von

Wilhelm Richter.

Berlin,

Druck und Verlag von G. Reimer.

1844.

Vorrede.

Nachdem ich beinahe ein halbes Decennium in Ungarn gelebt, seine blühenden Gauen nach vielfältigen Richtungen durchreist habe und mit den verschiedenen Völkern, die sie beleben, in unmittelbaren Verkehr getreten bin, übernehme ich es ein Buch zu schreiben, was nicht etwa meine individuellen Erlebnisse, die ich für viel zu unbedeutend halte, schildern, sondern den gütigen Leser mit dem Lande und seinen Bewohnern näher bekannt machen soll.

Es liegt nicht in der Richtung dieses Buches dem Leser statistische Beobachtungen vorzulegen, es soll auch nicht die Bestimmung haben, in einer gewissen wissenschaftlichen Bedeutung das Land der Magyaren zu beleuchten, sondern mein Vornehmen ist, die eigenthümliche Geistesrichtung, das Leben und Treiben des Völkerconglomerats, die auf ungarischer Scholle heimisch sind, so wie ich sie kennen lernte, wie sie sich mir offenbart haben, zu schildern und mit dem Leser durch das schöne weite Ungarland Wanderungen zu machen, die Natur in ihrer Pracht von dem felsigen Gipfel der Tatra, bis zur

Fata morgana der Pussten zu zeigen und dann zu erkennen, wie die Bevölkerung dieser, so heterogenen Landestheile zusammengesetzt ist, wie sie in ihrer Bildungsstufe, Geistesrichtung, Lebensart und Leiden und Freuden sich von einander unterscheiden, sich dem Boden und ihrer Umgebung durch Jahrhunderte akklimatisirt und hineingelebt haben. —

Um etwas Vollkommenes über Ungarn in der Art zu schreiben, woraus jede Mangelhaftigkeit verbannt sei, gehört ein Lebensalter, denn gleichwie in einem Schatzkästlein alle möglichen Arten edler Gesteine in allen möglichen Fassungen vorhanden, so ist auf dem Boden des Ungarlandes eine förmliche Völkerversammlung, deren Völker sich oft ganz entgegengesetzt sind und jedes derselben wieder mit vielen Abzweigungen versehen ist. — Selbst die Herren des Landes, die Eroberer, denen mit demselben Rechte Ungarn zugehört, wie den Engländern (Normannen und Angelsachsen) das Reich der Britten, Scoten, Walliser und Celten, — wie den Osmanen die Türkei, — kurz wie jedes Land dem mächtigen Eroberer zukommt, selbst diese Herren, sage ich, obwohl sie sich noch in grösster Reinheit unter allen andern Stämmen erhalten haben, bestehen aus mehreren Zweigen und die magyarisch sprechenden Cumanen, Jaczygen, Csekler sind nicht von dem Stamme Arpads. Nun stossen wir aber auf die ursprünglich vielleicht allgemeine slavische Bevölkerung, die als Rusniaken, Slovaken, Ruthenen, Illyrer, Serben, Kroaten aus dem innern Kern hinausgedrängt, das Land umwallt, die Gebirge stark bevölkert und die Pussten dem asiatischen Wüstenkinde, den Magyaren überlassen haben. — Wenn auch die slavischen Bewohner an Anzahl den Magyaren gleich auf

dem Fusse folgen, so verdienen dennoch die erstern, ohne Rücksicht, dass sie von vornherein die Landesherren durch das unbestrittene Recht der Besitznahme und hundertjähriger Besitzhaltung geworden sind, überall den Vortritt, denn die Magyaren waren der mächtige Wall, an dem sich die Fluth des Osmanenthums brach, die Magyaren waren es, die Jahrhunderte lang mit ihrem besten Blute Europa vor dem Orient retteten, deren Könige und Magnaten, Bürger und Bauern, in Schlachten und Belagerungen den tobenden Sturm über sich herziehen liessen, so dass die Deutschen und Slaven geschützt und gemüthlich am warmen Ofen sassen, höchstens Herrenfehden, d. h. Räuber- und Mordbrennerscenen ihrer hochgelobten Feudalzeit ausmachten, weil sie eben den mächtigen Feind der Christenheit beschäftigt wussten und ihre Thatkraft, ihr starker Arm nicht nach Aussen in Anspruch genommen wurde.

Aber wir dürfen nicht so weit zurückgehen, die Neuzeit räumt den Magyaren mit demselben Rechte den Vortritt ein und demgemäss auch ist ihre Nationalität die der ganzen Völkerverbindung, demgemäss gelten ungarische und magyarische Prinzipien als Eins und es ist nur die Sache eines Landesverräthers, seine Bestrebungen dahin zu richten, mit dem slavischen Colossen sich zu assimiliren, und in Begründung panslavistischer Körperschaften das heilige Gefühl des Patriotismus zu verletzen, und rücksichtslos lieber den Untergang eines glücklichen Staates, oder doch zum wenigsten Bürgerzwist und Zwietracht herbeizuführen, als alte Vorurtheile aufzugeben und sich den Fortschritten der Gegenwart anzuschliessen.

Diejenigen, die in Ungarn Alles thun, um fortzukom-

men, die Männer des Fortschritts, der Aufklärung, die Kämpfer für Bürgerfreiheit und zeitgemässe Institutionen sind Magyaren, die Ukasenmänner aber, dieses sind die Slaven, welche ungegründet den Magyaren Mangel an Bildung, Rohheit und Rücksichtslosigkeit zum Vorwurf machen. — Allerdings kriechen, Rock küssen und immer *velkij pann moznij* sagen kann der Magyar nicht, er ist gerade gewachsen wie eine junge Eiche, und seinem Mangel an Bildung haben die Slaven und Deutschen es zu verdanken, dass der türkische Kaiser seine Haremsbevölkerung nicht aus Böhmen und von Wien rekrutirt; — wann sollten denn die Ungarn die Künste und Wissenschaften des Friedens kultiviren, — etwa in jenen Jahrhunderten, als sie sich mit den Türken herumbalgten und mit türkischen Bundesgenossen in Siebenbürgen und der Wallachei, etwa damals? — Nein, wir Deutschen und Slaven konnten die Gelehrsamkeit pflegen, mathematische Formeln erfinden, als der Magyar bei Mohacs, Salankemen und Belgrad kämpfte, — darum blieben sie zurück, denn man erinnere sich nur, dass vor der schlimmen Epoche, Ungarn an Weisheit und Gesittung den ersten Ländern Europas sich anreihte und in keiner Kunst des Friedens zurückblieb.

Also ist es mit dem Vorwurf der magyarischen Rohheit, Rücksichtslosigkeit und Mangel an Bildung bestellt, so zerfällt dieser Vorwurf in Nichts, als boshafte Verläumdung zeigt er sich dem unparteiischen Inn- wie Ausländer. — Dumm und schwer von Begriff ist aber der Magyar durchaus nicht, er begreift und fässt leichter auf als der Deutsche und Slave, und seine Trägheit entschuldigt leicht das heisse Klima der Ebene, da die tägliche Erfahrung lehrt, dass der Gebirgsungar ausser-

ordentlich lebhaft und thätig, der Slave in der heissen Ebene auch faul und sogar leicht *indolent* wird.

Die dritte Hauptmasse der ungarischen Bevölkerung, die Deutschen, sind sämmtlich gastfreundlich aufgenommene Einwanderer, denen der gastfreundliche Ungar Thür und Thor seines vom Kriege entvölkerten Reiches öffnete, ihnen Rechte und Privilegien schenkte, sie als Brüder aufnahm und sogar von dem Augenblick ab, als er ihnen die Lasten des gemeinsamen Staatenverbandes aufbürdete, sie auch an den Vorrechten, an der Vertretung in den Nationalversammlungen Theil nehmen liess. So bevölkerte sich die durch Tartaren verheerte und menschenleer gemachte Zipser Provinz, die heute eins der gebildetsten und gesittetsten Comitate Ungarns ist und wo deutsche Colonisten einkehrten, zog mit ihnen auch deutscher Fleiss, Ausdauer, Gesittung und andere schöne Tugenden ein. —

Aber der deutsche Michel hat auch seine Fehler, die sich jedoch nicht so weit erstrecken, dass er das Gefühl des Patriotismus vergessend, den Gedanken einer politischen Verbindung nach Aussen gepflegt hätte. — Der gute deutsche Michel blieb nun durch Jahrhunderte sich gleich und treu, es blieben bis 1844 in Ungarn keine Deutsche, sondern wieder einmal Schwaben, Sachsen etc., — lernte nicht die Sprache seines Landes, sondern sprach schwäbisch und sächsisch nach wie vor. —

Da heute der deutsche Bewohner Ungarns vollkommen einsieht, dass die Gestaltung einer für ihn günstigen Zukunft von seinem billigen Anschliessen an magyarische Interessen abhängt, so kommt er endlich aus seiner Zähigkeit heraus und schon zeigen sich die

schönsten Blüthen seines ächt deutschen Fleisses, denn die deutschen Gemeinden geben sich alle mögliche Mühe bald tüchtige Ungarn auch der Form und Sprache nach zu sein, und nicht bloss wie bisher bei ungarischem Wein und Speck zu vegetiren, sondern kräftig handelnd ihrem magyarischen Bruder im Kampf für Freiheit und Recht, für Licht und Fortschritt getreulich beizustehen, worin sie um so thätiger handeln würden, wenn die ungarische Constitution nicht rein für den Adel geschaffen, diesen nebst der Kirche, — der es doch gar nicht zukommt, — vor allem vertritt, wobei die deutschen Millionen am meisten leiden, da sie als Bürger nur mangelhaft, als Bauern aber gar nicht vertreten werden, und somit mögen die Magyaren es theilweise in der Mangelhaftigkeit ihrer mittelaltrigen Constitution selbst suchen, wenn slavische und deutsche Bürger und Bauern so wenig Sympathie für dieselbe früher verriethen. Der vierte Hauptstamm der ungarischen Bevölkerung sind endlich die Wallachen, die den Südosten bevölkern und dort sich in ursprünglicher Reinheit, mehr noch in Siebenbürgen, als in Ungarn, jedoch in ebenso gedrückter politischer Stellung erhalten haben, — deren Anschluss an das magyarische Prinzip aber auch wohl erst verlangt werden kann, wenn ihnen der Magyarismus durch Vertretung ihrer Rechte und Ansprüche lieb und werth gemacht wird.

Ebenso mannichfach, als das Volk zeigt sich nun auch das Land, man steigt vom Spiegel des Meeres im Littorale durch Kastanienwälder, Weinhügel, bei Süsswasser-Seen und schiffbaren Strömen, vorüber, durch mächtige Weizenfelder und Moräste, durch das Nomadenleben der Pussten und ungeheuren Urwälder hin-

auf bis zu den Höhen der Alpen, in deren Vorbergen sich die Schätze des Mineralreichs in grosser Fülle angehäuft haben. —

Wir wollen unsere Wanderungen und Beobachtungen nicht von dem gewöhnlichen Eingangspunkte von Presburg ab, beginnen, sondern die alte Leiermelodie umdrehen und mit Orsova den Anfang machen, dann Donau aufwärts uns nach Pesth und Ofen begeben, diesem Ameisenhaufen entfliehen, um die Comitate rechts und links der Donau zu besuchen, uns an den Fischen der Theiss und den Melonen ihrer Ufer ergötzen, in Tokay zur Verdauung ein Glas Hégyalla Wein trinken, die lebensfrohen Ungarn besuchen, Gömörs und Neusohls reiche Thäler inspiziren, endlich uns in die Berg- und dampfenden Hüttenwerke Nieder-Ungarns verkriechen, um auf bisher noch unbekannten Wegen bei dem Meerauge der Tatra hervorzusteigen und zum Abschied, nachdem wir uns auf den Zipser, Liptauer und Arvaer Alpen müde geklettert haben, von den hohen Alpenhörnern einen langen tiefen Blick in das weite Land vor uns machen, seine Zukunft vor unseren Geist emporsteigen und gleich den Nebelgebilden an den Felszacken um uns, die Zustände eine Revue passiren lassen. —

Dieses ist also gewissermassen der Inhalt des vorliegenden Werkes und ich habe mit Fleiss in der Vorrede darnach gestrebt, meine Gesinnungen und meine Farbe bestimmt und deutlich zu geben, ich glaube, jeder Deutsche, der so lange wie ich ungarisches Brod ass, biedere, ehrenhafte Menschen fand, wird dem Lande der Magyaren nur das Beste wünschen, ihm wünschen von den Miasmen des Panslavismus und der Deutsch-

thümelei befreit zu bleiben und von seinem regen, zeitgemässen Kämpfen und Streben baldigst die reichlichsten Früchte zu ernten, wozu die besten Aussichten vorhanden sind, so lange der Boden fleissig im ***Pesti hirlap*** bearbeitet und Männer wie Wesselény, Szechény, Raday, Andrássy-Károly, an der Magnatentafel sitzen, einige Dutzend Déaks aber an der Ständetafel den vaterländischen Blutegeln, der übermächtigen Aristokratie und der Hierarchie Salz aufstreuen, damit sie das ausgesogene Lebensblut wieder herausgeben muss.

Berlin, im Februar 1844.

Wilhelm Richter.

Inhalt.

Seite

I. Capitel. Eintritt in Ungarn durch die Contumaz. Orsova und seine Umgebung. Das Bad Mehadia und seine Eigenthümlichkeiten. Die Donaustrudel, ihre Ufer. Donau-Dampfschifffahrt. Der Banat, seine Wichtigkeit für Ungarn, sein Charakter und seine Bewohner 1

II. Capitel. Pesth und Ofen. Das Leben, die Vergnügungen, die Leiden und Freuden dieser Städte. Ihre politische und geistige Richtung, die Elemente der Kunst und Wissenschaft. — Blicke in die Zukunft 20

III. Capitel. Das rechte Donauufer. Art zu reisen in Ungarn. Das Wein- und Waldland. Der Bákonyer Wald und seine Räuber. Die grosse Jägerei. Der Platten-See und Füred, der Neusiedler-See und Hanság. Ackerbau und Viehzucht. Weinproduktion, Berg Nesmyl und der Weinkeller in Dotis. Einige Betrachtungen beim Glase 65

IV. Capitel. Pesther-Debrcziner Eisenbahn. Die Theiss, ihre Ueberschwemmungen und Fischreichthum. Die ungarischen Pussten. Der Rákos. Gerechtigkeitspflege von früher und jetzt. Stellung der verschiedenen Stände im Reich. Das Leben der Pusstenbewohner und ihre Wirthschaft. Wichtigkeit der Theissschifffahrt. Tokay und das Weingebirge Hégyalla. Die Menschen beim Wein und beim Schnaps . . . 91

V. Capitel. Wanderungen im Nord-Osten. Bäder und Badeleben. Die Industrie des Nordens. Charakteristik der Slaven, ihrer Gebräuche und Sitten. Slavische Tendenz im Kampfe mit dem Magyarismus. Kulturzustand des Nordens, seine Wichtigkeit im Staatenverbande 181

Seite

VI. Capitel. Reise durch das Gömörer Comitat. Das Sájothal und seine Begrenzungen. Deutsche Kolonisten und Bergstädte. Grosses und kleines Herrenleben. Die Unruhen der Choleraepoche. Der Gebirgsbauer und seine Lebensart . . 241

VII. Capitel. Nieder-Ungarn und sein Bergbau. Kreuz- und Querzüge in Nieder-Ungarn und unter seinen Bewohnern. Der Bergmann und das Volk in seinen Ansprüchen an die Zukunft. Die niederungarischen Bäder und Gesundbrunnen. 313

VIII. Capitel. Die Zips und die Tatra und ihre Alpenwirthschaft. Wegweiser für Reisende im Hochgebirge. Die Hilfsmittel der Reisenden. Der Kampf mit den Elementen 383

IX. Capitel. Schlusskapitel. Endbetrachtungen über die Richtung des Landes an und für sich und in Berührung und im Kampf mit Aussen. Der nothwendige Sieg der Nationalität. 425

Erstes Capitel.

Eintritt in Ungarn durch die Contumaz. Orsova und seine Umgebung. Das Bad Mehadia und seine Eigenthümlichkeiten. Die Donaustrudel, ihre Ufer. Donau-Dampfschifffahrt. Der Banat, seine Wichtigkeit für Ungarn, sein Charakter und seine Bewohner. —

Durch das laute Brausen ihrer Wasserfälle bezeichnet die Donau den Punkt, wo sie die Marken des grossen ungarischen Königsstaates verlässt, hinter sich europäische Civilisation, vor sich orientalische Indolenz und Despotismus. — Das eiserne Thor der Donau ist ein Thor Europas, gebaut von der Natur, ein Scheidepunkt ganz verschiedener Lebensverhältnisse, die so krass sich trennen, dass der kleine Weg von Orsova nach Skela Cladova den Wanderer in eine ganz andere Welt versetzt. — Der mächtigste Strom Deutschlands, das Kind des Schwarzwaldes, genährt von den tausend Quellen seines Gebietes, ist bereits ein Riese bei dem Eintritte in Ungarn; Pressburgs und Pesth's Paläste spiegeln sich in eine weite Wasserfläche, in der Woge auf Woge ungestüm dem fernen Süden zueilt, so erreicht der angeschwellte, durch den Schlamm der Theiss getrübte Fluss die Gebirgsmauer, die sich ihm von Moldava ab, entgegenstemmt, — aber ihn hält kein solcher Zügel mehr, er durchbricht die Granitmassen zwischen Drenkova auf ungarischer und Milanovatz auf serbischer Seite, stürzt im Ungestüm seiner Kraftfülle über die Granitblöcke in seiner Tiefe und erst nachdem er in weiten Krümmungen das Gebirge durchriss, nachdem er umsonst seinen Spiegel bei Orsova glättete, nachdem er erschütternd das Demir-Kassi (eisernes Thor) sich erbrach, nimmt er wieder die ruhige Gestalt seines Laufes in Ungarn an und die Trümmer

der Brücke Trajans lassen seit einem Jahrtausend die riesige Wassermasse rastlos und beinahe machtlos über sich fortziehen.

So zeigt sich der Strom, auf welchem wir Ungarns Grund und Boden erreichen, wir verlassen ihn, um in der Contumaz Csuppanek, ein halb Stündchen von Orsova, der ersten ungarischen Banatstadt, uns 11 Tage von allem menschlichen Verkehr absperren und das Gift der Pest, welches uns vielleicht vom Orient her anklebt, unfruchtbar werden zu lassen. — Bei dem Eintritte in die Mauern der Contumaz empfängt uns eine Schaar reiner, halbreiner und unreiner Diener und Beamten, je nachdem sie mit Ankommenden gar nicht, einige Tage, oder von vornhinein in Berührung gekommen sind. — Noch die Ohren voll von dem Gelärm der Skela, oder des Landungsplatzes, wo unsere Effekten gleich uns der alles erlösenden Contumaz übergeben werden, thut es wohl in die behagliche Stille der Quarantaine einzuschreiten, die obwohl von hohen Gefängnissmauern umgeben, eine reizende Lage in dem weiten freundlichen Thale am Fusse des Berges Allion hat, eine Lage, die, wenn die Mauern auch noch störend in den Weg treten, dennoch gestattet, dass die baumgekrönten Bergesgipfel freundlich in unsern Hof hineinschauen und uns zu einer Promenade bei der bevorstehenden Entlassung einladen. Die Contumazgebäude bilden ein grosses Viereck, dessen Mitte ein freundlicher kleiner Garten einnimmt, dessen reichliche Weinreben in langen Guirlanden zu den Dächern hinaufklettern und die Rückseite unserer Gefängnisszellen mit einem grünen Netz überspinnen, die kleinen Fenster lieblich gegen den heissen Mittagsstrahl der Sonne vergittern und auch erlauben würden, hie und da eine strotzende Traube zu erhaschen, wenn nicht ein leidiges Drathgitter vor dem Fenster daran erinnern möchte, dass wir eben in Contumaz sind, um von aller Welt abgesperrt zu sein.

Die Regierung überlässt es dem, aus der Türkei Uebertretenden, ob man mit dem grossen Haufen von serbischem Borstenvieh, *alias* Schweinehändlern, wallachischen Kaufleuten, bulgarischen Bauern, requirirten Deserteurs, — d. h. mit allen die binnen eines Tages die Grenze überschreiten in ein grosses Zimmer gemeinschaftlich auf ein paar Wochen eingesperrt sein will, oder ob man ein Extra-Zimmer zu nehmen wünscht, wofür

ein Gulden Münze täglich gezahlt werden muss, da sich dieses Local in einem leidlich möblirten Zustande, mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versehen vorfindet.

Natürlich wählt man das Letztere, schon aus dem einzigen Grunde, um den Myriaden Ungeziefer zu entgehen, die von jeher besondere Lieblingsthierchen der Bewohner der Donau-Fürstenthümer sind und deren Jagd, nachdem sie so sorgfältig gehegt worden, äusserst ergiebig und unterhaltend ist, wie die heitere Gemüthsstimmung beweist, mit welcher der ganze Tag von jenen Leuten zu diesem Vergnügen in gegenseitiger Hülfe und zartem Entgegenkommen benutzt wird. So machen wir uns also exclusive und nehmen, vielleicht mit 1 oder 2 guten Freunden Besitz von einem Extrahause, das ausser mehreren Zimmern einen mit Bäumen bepflanzten Hof und die Aussicht auf den Garten an der Rückseite und die umliegenden Gebirgsreihen ausser unserer Klause hat. —

Die leibliche Pflege der Contumazirenden ist einem Restaurateur, dort Trakteur genannt, anvertraut, der uns auch schon mit magyarisch originellen Gerichten bewirthen kann, die Speisen deshalb mit Paprika pfeffert, und in der Verschwendung des Specks die gesegnete Eichelmast serbischer und wallachischer Urwälder beweist. — Aber auch Oesterreich hat in der Küche seine Repräsentanten, seine unentbehrlichen Backhendel und das grosse Register seiner Mehlspeisen, die der zuvorkommende Restaurant mit dem besten ungarischen Rebenblut herabzuspülen bemüht ist. —

Der Einzug in die Contumaz ist geschehen und es beginnt nun unser Helenaleben seinen täglichen ruhigen Fortschritt zu nehmen. — Der Doctor erscheint täglich, um in abgemessener Entfernung sich von unserer Gesundheit zu überzeugen, der Oberkörper wird entblösst, und telegraphenartig die Arme geschwenkt, gehoben und gesenkt und so die Unmöglichkeit dargethan, dass sich Pestbeulen unter ihm befinden können, das leiseste Unwohlsein bringt bei dem besorgten Mediziner ein inhaltschweres Gesicht hervor und die geringsten Symptome der Pest oder einer gefährlichen Krankheit bedingen ein vollkommenes Absperren von jedem andern menschlichen Wesen. —

Aber auch unsere Kleider, unsere Wäsche und alle mitge-

führten Artikel erfordern die strengste Reinigung, welche der bei uns wohnende Reinigungsdiener übernimmt. Es findet sich sofort eine heldenmüthige Wäscherin in Form und Gestalt einer halb germanisirten, etwas gealterten Wallachinn vor, die unser Asyl theilt, und die trübe Aussicht auf Ansteckung sich durch ihren Verdienst als Wäscherinn und dergleichen erheitert. Den Geist aber kann man nur an mitgebrachter Lektüre oder am eigenen Schaffen erlaben, denn Orsova und Leihbibliothek waren wenigstens damals ganz heterogene Begriffe, — auch muss man ohnehin von seinen lieben Büchern Abschied nehmen, denn wenn sie der Pater Guardian, der strenge Censor, nicht durch einen ungeheuern Stempel beschmutzt und ihnen somit den Laufpass ertheilt, so bleibt nichts anderes übrig, als sie zu vernichten, oder einzupacken, zu plombiren und transito in die ferne Heimath zu schicken, worauf man, wenn man die so durch bleierne Thüren verschlossene Kiste selbst mitnimmt, an der Grenze bei dem Austritt diejenige Gebühr zurückerhält, die man zur Sicherheit bei dem Dreissigst, *id est* — Zollamte in Orsova einlegte. —

So ist nun die Contumaz beschaffen, in der man nur durch hölzerne Gitter spricht, durch Mauern von der Welt getrennt ist, und nur durch Doctor und Restaurant mit ihr in Verbindung steht, übrigens der angenehmen Gesellschaft eines kaum deutschsprechenden Reinigungsdieners, der wallachischen Wäscherinn und der lärmenden Nähe eines Haufens eingesperrter Söhne der Wildniss aus Bulgarien oder der Wallachei sich erfreuen kann. So naht der Tag der Erlösung und der Abrechnung mit dem Gastwirth. — Wir werden frei gemacht, um höchst eigenhändig zahlen zu können und erfahren von unserem Leibsorger, dass seine Speculation von der langen Weile der Eingesperrten den grössten Profit zu ziehen, auf unumstösslichen Basen sich befindet, — darum ist er ein Antagonist der Lektüre, darum rechnet man umsonst darauf, durch ihn ein Journal zu erhalten, und philosophirt richtig, dass es um seine Kasse und seinen Verdienst um so besser ausschauen muss, jemehr seine Gäste, die ihn ohnehin nicht verlassen können, vor langer Weile essen und trinken.

Die Thore öffnen sich, die Berge senden uns ungehindert

ihre frischen Düfte entgegen, die kühle Luft der nahen Donau umfächelt zum ersten Male wieder unsere Stirne, der Blumenteppich breitet sich reizend, in lang entbehrter Pracht vor unseren Füssen aus und wäre nicht der Posten mit seinem Gewehr, die Schlösser der Passrevision und Effektenuntersuchung zu erbrechen, man möchte den kleinen Wolkenschatten im Thale, den Schaaren bunter Schmetterlinge und summender Käfer in kindischer Freude über Erlösung und Freiheit mit weiten Sprüngen nachziehen, — so aber, ermattet von dem Wege nach Orsova, wohin uns ein leibzusammenrüttelnder, mit unsern Effekten beladener Wagen fährt, überlassen wir es dem nächsten Morgen, uns auf die Berge und in das Bad Mehadia zu führen, jene alten Thermen des Hercules, die 4 Stunden von Orsova entfernt sind. —

Es wird Mittag und wir haben siegreich Orsova und in ihm ein Zimmer im Gasthofe eingenommen, erquicken uns an den delikaten Melonen, freuen uns über die bunte Tracht der Wallachinnen, die die Strassen mit ihren Landprodukten durchziehen. — Es ist ein gedrungener, ins Breite gehender Menschenschlag, grob geschnittene Züge, ungraziös in der Figur, wie in der Bewegung, das Auge misstrauisch und tiefblickend, — der Ausdruck im Gesicht jedoch nicht unangenehm, bei jungen Weibern oft schön und in allem spricht sich die ungetrübte Naturgestaltung aus. Der Wallache ist so lange ehrlich und treu, als er nicht durch äussern Einfluss verdorben wird, als nicht neue Genüsse bei ihm neue Bedürfnisse erregen und nur dem schädlichen Wirken des gräulichen, in ungeheuren Massen konsumirten Fusels ist es zuzuschreiben, dass die wallachische Bevölkerung leicht über die Schranken des Gesetzes hinausgeht, denn Branntwein bildet für ihn jetzt schon ein unentbehrliches Bedürfniss und zwar um so mehr, je näher er den Städten und grossen Communikationen wohnt. Die Wallachinn zeichnet sich durch ihr eigenthümliches Kleid aus, ein Kleid welches nur vorne und hinten als doppelte Schürze das weisse, mit rothen Streifen durchwirkte Hemde bedeckt, und mehr einem Netzwerk gleich, in tausend künstlich verpflochtenen Schnüren auf die Füsse herabhängend, endigt. — Der blosse Kopf der Mädchen ist mit glänzend schwarzen, reichlich durch Speck angefetteten Haaren

bedeckt, die von Natur aus schön, weich und lang, durch den Speck den Glanz, leider aber auch solchen penetranten Geruch bekommen, dass man in einer vollgedrängten Kirche, besonders zur Sommerzeit, in der Nähe der Landleute, unmöglich aushalten kann. — Der unbedeckte Kopf ist ein Zeichen der Jungfräulichkeit, das Weib muss eine Kappe tragen, und da der höchste Lebenszweck des Mädchens durch ihre Heirath erreicht wird, so ist die Sehnsucht zu dieser abscheulichen Kappe ausserordentlich gross. — So bunt und grell wie die Doppelschürze der Wallachinn ist, so einfach und schmierig trägt sich der Bauer in weissem Halinatuch der gröbsten Sorte und von einem Zuschnitt, der dem modernen Paletot beinahe gleich ist, weshalb unsre modernen Röcke und wallachische Gunja's wohl gemeinsame Abstammung von den Kornsäcken haben mögen.

Wohl eben so unreinlich, wie das Aeussere des Wallachen, darf man hier auch die ersten Gasthäuser nennen, welche mit einem Anstrich von Civilisation den aus der Türkei Herübertretenden begrüssen, und wenn nicht die strenge Ordnung hervorgerufen durch das militärische Régime der Banater Grenzregimenter wäre, so müssten die Orsovaer Gasthäuser mit jenen in der Wallachei und Moldau auf gleicher Stufe stehen. Da der Aufenthalt und das Leben nach einer zwölftägigen Contumaz in dem dumpfigen Zimmer eines Gasthauses sehr unerquicklich ist, so zogen wir es vor, den herrlichen Tag in seiner Abendbeleuchtung im Freien zu geniessen und kletterten deshalb auf einen jener Hügel, an welchen Orsova sich anlehnt.

Dort oben, unter dem Schutz einer weitästigen Buche, schweifte unser Blick nach Nah und Fern und haftete am längsten auf dem gegenüberliegenden serbischen Ufer der Donau, welches wenige Spuren des Anbaues verrieth und bis an die Wasserfläche der Donau mit mächtigen Eichenwäldern bedeckt war, aus denen nur die kleinen Häuschen des Dorfes Tekkié und weiter aufwärts einzelne gigantische Kalkmassen hervorlugten. In jenen dunklen Eichenwäldern soll eine sehr bedeutende Jagd von Hochwild vorhanden sein, und da es umgekehrt wie in unsern civilisirten Ländern mehr Wild als Jäger giebt und besonders die überaus gefährlichen Carrikaturen der Sonntagsjäger gar nicht vorkommen, so ist es keine seltene Erscheinung,

in äusserst strengen Wintern das Wild selbst bis in die unmittelbare Nähe der Dörfer herabkommen zu sehen, wo man dann so viel desselben tödtet, dass das Fleisch unter allen Werth herabsinkt und nur das ausgelassene Fett und die Felle einen Handelsartikel bilden. Bedeutend höher als jene serbischen Gebirge, die hier grade dem Auge vorliegen, erheben sich im N. und N. O. die Siebenbürgischen Alpen, die als eine Fortsetzung der Carpathen gewissermassen in den Serbischen Gebirgen über die Donau setzen und das Thal des Timok aufwärts, nachdem sie sich zu niederen, wellenförmigen Hügeln verflacht haben, mit den nördlichen Ausläufern des Balkans in Verbindung treten. Jedoch die Sonne sank, und zwang uns, dem schönen Naturgenusse zu entsagen, welchen wir ohnehin so lange entbehrt und sehnlichst herbeigewünscht hatten. So warfen wir denn den letzten Blick auf unser bisheriges Gefängniss, welches sich in dem weiten, lieblichen Thale, jedoch nur von aussen betrachtet, freundlich und reizend ausnahm, als wäre es die Wohnung des geschäftigen Landmannes und nicht eine Reihe von aller Welt abgesperrter Zellen.

Der andre Tag war zu einer Exkursion in die Bäder von Mehadia bestimmt, wir mussten deshalb vorher dem Militaircommandanten des Städtchens eine Visite machen, um mit einer Erlaubnisskarte, Gewehre zu tragen und zu schiessen, ausgerüstet zu werden. Zu der Fahrt nach Mehadia erhält man leicht einen kleinen, offnen, mit Stroh gefüllten Bauerwagen, dessen Bewegungen im Stande sind, selbst die geduldigste Seele in Verzweiflung zu bringen, und zwar um so mehr, da die hiesigen Kutscher in menschenfreundlicher Rücksicht auf ihr Vieh selbst den kleinsten Hügel im gemächlichsten Schneckenschritt ersteigen, hinunter jedoch, wenn es noch so steil sein sollte, im sausenden Galopp fahren. Trotz allem dem, dass Einiges zur Herstellung der Strasse von Orsova nach Mehadia geschehen ist, ist der Weg dennoch nicht von der besten Art, und nur ein solches niedriges Fuhrwerk ist am sichersten gegen alles Umwerfen. Da nach Mehadia eine Entfernung von 3 bis 4 Stunden gerechnet wird, so machten wir uns ziemlich früh auf den Weg, fuhren zur Stadt und in den blauen, lachenden Tag mit fröhlichem Herzen hinaus. Man verfolgt das Thal der

Cserna aufwärts bei der Contumaz und dem Berge Allion vorüber, bis man endlich auf der Hälfte des Weges auf die Trümmer eines grossartigen römischen Viaducts stösst, der sich in kühnen, weit gesprengten Bögen, von rohen Felsblöcken und unverwüstlichem Mörtel aufgemauert, auf der linken Seite der Strasse unter einem hohen Felsen dahinzieht, dessen verwitternde und herabstürzende Massen eher dem Untergange anheimfallen als das Denkmal römischen Kunstfleisses und römischer Vollkommenheit. Während dieser Fahrt passirt man mehrere Male die wild brausende und über mächtiges Steingerölle dahinströmende Cserna und zwar, — man denke sich — in dieser Abgeschiedenheit, wo die Welt mit Brettern zugenagelt zu sein scheint, auf einer gusseisernen Bogenbrücke, die aus der Werkstatt der Ruszkberger Hütte, den Herrn Hoffmann und Madersbach gehörig, hervorgegangen ist. Die Brücke wird durch gusseiserne Röhren gebildet, welche als vierfache Bögen von einem Ufer zum andern reichen, durch Bänder mit einander verbunden werden und in Ketten das Fahrgeleise tragen. So erreicht man, den Krümmungen der Cserna folgend, den berühmten Badeort Mehadia, berühmt durch sein Alter, berühmt durch seine Lage, berühmt durch seine Kraft. Schon die alten Dacier, die Bewohner Moesiens und Pannoniens, Sirmiens und Illyriens, besuchten in grossen Schaaren diese Bäder, die sie ob ihrer Heilkraft die Bäder des Hercules nannten. Und wahrlich es sind die Bäder eines Heroen der Vorzeit! Umragt von hohen Gebirgen, die in schroffen, steilen Felsenwänden aus dem engen Thale emporsteigen, sendet hier die Sonne selbst im Sommer erst um 11 Uhr ihre Frühstrahlen hernieder, und während der Gipfel des Domaklett und seine an 1000 Schuh hohen, senkrechten Firsten sich im Sonnenstrahle baden, tappen unten die Badegäste noch in halber Dunkelheit in ihre Thermen. Schon von weitem sieht man Dampfwolken, die aus den Bädern aufsteigen, gleich Nebelwolken von dem Zuge bewegt bald Thal aufwärts bald abwärts wandern, und selbst jene Stellen der wilden Cserna, wo in ihr die Abflüsse der Bäder münden, werden erwärmt. Das heisseste Bad, das sogenannte Augenbad hat eine Temperatur von nahe an 50 Graden, und ihm ähnlich an Hitze und Kraft sind die übrigen Bäder. Man hat den Thalgrund

bestmöglichst zur Anlage der nöthigen Gebäude benutzt und diese des Mangels an Raum wegen 3 bis 4 Stock hoch gebaut, eine Einrichtung, welche kranken Badegästen, die des Podagras oder der Gicht wegen baden, nicht sehr angenehm sein kann. So wenig man im nördlichen Deutschland von Mehadia wissen mag, so berühmt ist es mit Recht im ganzen Südosteuropa, und seine Gäste strömen nicht nur aus dem Banat und Siebenbürgen, sondern aus allen Donau-Fürstenthümern und selbst aus Oesterreich hin. Durch die Anwesenheit des verstorbenen Kaisers Franz bekam Mehadia einen mächtigen Impuls, es wurde ein militairisches Spital errichtet, Kirchen- und Armenbäder gebaut, die schönsten Anlagen gemacht und so die Frequenz des Bades für die Folge gesichert. Das meiste Geld lassen die Bojaren der Wallachei dort, die als reine Genussmenschen gewöhnlich aus keinem andern Zwecke hingehen als ihre Zeit am Roulet und Pharotisch zuzubringen und, was sie während 9monatlichen Landlebens ersparten und aus ihren Leibeigenen herausdrücken konnten, wird dort binnen wenigen Wochen vergeudet. Die abgelegne Lage des Ortes bestimmt gewissermassen das höchst materielle Leben desselben, und wer nicht grade in der Cur sich dort befindet, theilt seine Tagesordnung zwischen Essen, Trinken, Rauchen, Spielen, und ruht sich von solchen Anstrengungen durch eine gehörige Dosis Schlaf aus. Die Spaziergänge des Bades führen noch weiter bachaufwärts zu einer Höhle, die unter dem Namen Schwitzbad bekannt ist, als solches auch benutzt wird und nichts weiter als eine Höhle im Kalksteingebirge, erfüllt mit dem Dampf der siedenden Schwefelquelle, ist. Uebrigens besteht das ganze Gebirge aus einem Uebergangskalk und die warmen Quellen setzen noch täglich einen jungen Kalktuff ab, der auf einzelnen Punkten bereits mächtige Lager bildet.

Es ist unmöglich, sich in dem Bade nicht die Lust anwandeln zu lassen, in den Felsrevieren des Domaklett eine Adlerjagd mitzumachen, die man als riesige Steinadler oft über den blauen Himmel streifen, in weiten Kreisen schweben oder ihren Horst in den Steinklüften des Kalkgebirges suchen sieht. Auf dem Hofe des grossen Gasthauses am Marktplatze sind zwei dieser königlichen Vögel an Stange und Kette gelegt und der

grosse Steinadler misst nicht selten von einer Flügelspitze zur andern 8 bis 10 Schuh.

Nachdem wir unsere Gewehre in Stand gesetzt hatten, schritten wir, geführt von einem alten Jäger, dem Gebirge zu und begannen hinter dem Armenbadehause in einem Thale voller uralter Nussbäume allmählig aufwärts zu steigen, bis wir die ersten kahlen Felswände erreichten und nun mit sorgfältigen, abgemessnen Schritten Klippe auf Klippe erkletterten. So ward eine bedeutende Höhe erreicht und wir beschlossen, uns zu theilen, und während die eine Hälfte gegen N. sich in dem Chaos der Felszacken verlor, verfolgte ich einen schmalen Pfad längs der steilen Wand des Gebirges. Zu meiner Linken befand sich ein bodenloser Abgrund von mehreren 100 Fuss Tiefe, während zu meiner Rechten die kahle, nackte Felsenwand beinahe senkrecht einige tausend Schuh über mir emporragte. Nachdem ich ein Viertelstündchen diesen gefährlichen Steg verfolgt hatte, während ein leichter, rieselnder Regen den mit kurzem Grase bedeckten Boden um so schlüpfriger machte, bemerkte ich plötzlich zu meiner Freude auf einer kahlen Felsenzacke, nicht 100 Schritte vor mir, einen der grössten Adler in aller Ruhe sitzen, jedoch, ehe ich noch zum Schuss kommen konnte, entfaltete er seine Fittige und verschwand um die Ecke. Dies spornte meine Jagdlust nur noch um so mehr an. Ohne viel auf den immer schmaler werdenden Pfad zu achten, schlich ich behutsam vorwärts und erreichte so glücklich die Ecke, doch ich bemerkte nun auch zu meinem Schrecken, dass hier der Pfad ganz aufhöre und die etwas vorgeschobene Steinterrasse erst jenseits der Ecke neu begönne. Da von einer Rückkehr auf so gefährlichem Pfade keine Rede sein konnte, so blieb mir nichts andres übrig, als muthig vorwärts zu dringen. Mein gespanntes Gewehr warf ich auf den Rücken, klammerte mich mit beiden Händen an das vorspringende Felsengrat fest und versuchte, mich um die Ecke herumzuschwingen.

Ehe es jedoch noch so weit kam, verlor ich, sei es aus Unvorsichtigkeit, meinen bisherigen Standpunkt, ich glitschte auf dem kurzen, nassen Moose aus und fiel auf beide Kniee, die Füsse bereits über dem Abgrunde, jedoch mit den Händen mich fest an den Felsblock anklammernd. Da gab auch dieser ver-

rätherische Stein nach, ich fühlte, wie er immer lockerer an seinen Fugen wurde, es war als wenn ein ungeheures Gewicht mich abwärts risse, und die Besinnung verlierend, die Augen schliessend stürzte ich rückwärts in den bodenlosen Abgrund unter mir.

Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich am Fusse eines weitästigen Baumes, der mich in seinen Zweigen aufgefangen und sanft zur Erde hatte niedergleiten lassen. Diesem günstigen Zufalle verdankte ich es, dass ich abgesehen einiger kleinen Verletzungen glücklich davon kam und mehr von dem Schrecken litt, der für lange Dauer meinen Appetit zur Adlerjagd verdarb. Im Gasthause erwartete ich meine übrigen Freunde, die mir Zeit genug zur Erholung liessen, und fuhr sodann, nachdem sie beutelos zurückgekehrt waren, mit ihnen nach Orsova.

Der andre Tag war zur Abreise von Orsova bestimmt, wir lösten unsere Karten im Bureau der Donau-Dampfschifffahrt und erwarteten des Morgens früh den Gesellschaftswagen, der uns zur Station Drenkova führen musste. Wer einmal in diesem Wagenkasten, ähnlich dem Affenkasten einer Menagerie, den 4 Meilen langen Weg gemacht hat, wird schwerlich so bald die Leiden einer solchen Expedition vergessen. Der ungeschickte viereckige Kasten, an den Seiten mit Leinewand verhängt, ruhte unmittelbar auf den Achsen und bei dem unebenen und verwahrlosten Wege wurde alles, was nicht niet- und nagelfest war, zusammengeworfen, so dass die Reisenden bald mit den Füssen, bald mit den Köpfen carambulirten, und es war Nacht, ehe wir geschunden und zerstossen auf unserer Station ankamen. Leider musste bei solchen Transportverhältnissen auch viel der herrlichen Natur für uns verloren gehen, leider konnten wir nicht mit kaltem Blute die wunderschönen Felsparthieen auf beiden Ufern der Donau betrachten und höchstens nur unsern Weg bewundern, der, obwohl rauh und uneben, dennoch ein Meisterwerk der Baukunst war, da, um ihn zu bahnen, Felsen zersprengt und Tunnels gegraben werden mussten. Auf der Hälfte des Weges erreicht man die Veteranenhöhle. Sie ist eine im Felsen befindliche Höhle, durch die Natur gebildet und durch die Kunst sehr leicht noch zu befestigen, soll sie schon im

grauen Alterthume einer Schaar römischer Veteranen zum schützenden Aufenthalt gegen die siegreichen Dacier gedient und späterhin öfters einen Schlupfwinkel für Räuber zum Schrekken der ganzen Umgegend abgegeben haben. Sie liegt ungefähr 50 Schuh über der Strasse, ist schwer zu erklimmen und hat zu ihrem grossen Innern, welches in mehrere Räume zerfällt, einen verhältnissmässig kleinen Eingang. Der Besuch dieser Höhle und die Ansicht der auf Serbischer Seite in groben Sculpturen in eine Felsenwand eingehauenen sogenannten Trajanischen Gedächtnisstafel, die sein Vordringen bis in diese abgeschlossnen Gegenden und das Aufrichten der römischen Herrschaft verewigt, waren die einzigen Genüsse, die die ganze Tour uns darbot, und hätten wir nicht von Orsova aus einige Lebensmittel in einem Wagen mitgenommen, so hätten wir uns unterweges schwerlich gegen den Hunger schützen können, da ein saurer und ungeniessbarer Landwein nebst einigen Eiern alles war, was sich in den Wallachischen Dörfern auftreiben liess.

Von Drenkova aus beginnen die Oesterreichischen Dampfschiffe ihre Fahrt stromaufwärts, da die Donau-Cataraktcn unterhalb Drenkova für grössere Schiffe durchschnittlich unpassirbar angesehen werden und man wohl stromabwärts auf kleinen Ruderböten gelangen kann, stromaufwärts aber nicht im Stande ist, die heftigen Strömungen, namentlich in den Islasfällen zu überwinden. Die Grossartigkeit der Naturscenen macht eine solche Bootfahrt zu einer höchst genussreichen Unterhaltung, nur findet man durchschnittlich, dass nervenschwache Personen in der beständig wirbelnden Bewegung der Stromschnelle leicht seekrank werden, und auch selbst den Furchtlosesten beschleicht ein leises Grauen, wenn der brausende Strom ihn mit Windesschnelle über seine Cataraktcn dahinreisst und die senkrechten Felsenwände an beiden Ufern ihm das Anlanden unmöglich machen. Selbst die tüchtigen Capitaine der Dampfschiffe haben oft mühevoll mit dem Strom zu kämpfen und die gefährliche Parthie von Drenkova nach Alt-Moldava bei den Ruinen und Höhlen des Schlosses Golumbaz und dem barocken Felsen Babbagoi, der sich mitten aus dem Strombette senkrecht emporhebt, vorüber, wird selten ganz ohne Hinderniss überwunden, indem der Wasserstand nur ein Wenig sinken darf, um das Schiff

auflaufen zu machen und somit eine Reihe mühseliger Arbeiten zu beginnen, die theils in dem Ausschiffen der Passagiere und Güter, theils aber in rastloser Pumpenarbeit, wenn das Schiff einen Leck bekommen sollte und die für den Mitreisenden sehr ermüdend ist, bestehen.

Leider ging es uns nicht besser. Der Wasserstand war so gering, dass wir bei Alibeg auf einen Felsen liefen, die ganze Nacht hindurch pumpen mussten und erst, nachdem ein grosser Theil des Kohlenvorrathes über Bord gestürzt war, gelang es uns, nach 18 Stunden weiter zu kommen, und so romantisch auch die Gegend dieser Felsenengen war, so viele schöne Punkte sie auch dem Auge darbot, so waren wir dennoch herzlich froh, als der Babbagoi hinter uns lag und wir in Moldava anlegten.

Oberhalb Moldava gewinnt die ganze Gegend einen heitern Charakter, die barocken Felsparthieen des Kalkgebirges verflächen sich in lieblich abgerundete Hügel, die besonders auf Serbischer Seite mit dem schönsten Eichenwald bedeckt sind, während auf der Seite des Banats oft kahle Berge auftreten, in deren tief eingeschnittenen Thälern kleine Dörfchen inmitten schöner Baumparthieen versteckt liegen. Betrat der Fremde, so wie wir, von dem Orient aus die Ungarischen Marken, so bekommt er auf der Serbischen Seite noch oft Reminiscenzen des Türkischen Lebens zu sehen, er sieht auf den zerfallenen Ruinen der alten Festung Semendria, die gegenwärtig im Schutte liegt und von der üppigsten Vegetation überwachsen ist, Gruppen zerlumpter und schmutziger Türken, mit ihren langen Pfeifen in den heissen Strahlen der Sonne sitzend, er sieht endlich in Belgrad zum letzten Male den einst so siegreichen Halbmond abermals auf einem Trümmerhaufen aufgerichtet und es thut dem Blicke wohl, sich von solchen Zeugen der Indolenz zu dem thätigen und betriebsameren Banat hinzuwenden, obwohl dieser schon von Pancsova ab den grössten Charakter der Einförmigkeit durch seine weiten überschwemmten Wiesen und Sumpfflächen erhält, während auf der andern Uferseite immerfort ein heiteres Landschaftsgemälde sich darbietet. So erreicht man Semlin, den Sitz eines Generals, der militairischen Behörden dieses Banat-Grenzregimentes, in einer schönen, fruchtbaren

Gegend des rechten Donauufers liegend, von Belgrad nur durch die breite, träg fliessende Save getrennt und mit dem Stempel der Wohlhabenheit und der beglückenden Industrie versehen. Die freundliche Stadt liegt theils in der Ebene, theils zieht sie sich hügelaufwärts und wird ringsum von Gartenanlagen und schönen Baumgruppen umkränzt. Die Stadt selbst ist in ihrem Innern freundlich gebaut, besitzt einige hübsche Kirchen der griechischen und der katholischen Religion und auf den Märkten und Strassen tummelt sich ein fröhliches Völkchen herum, welches noch reichlich mit dem Humor des Südens gesegnet ist. Hier macht der Reisende auf's Neue die Bemerkung, wie reich der Banat an schönen Frauengesichtern ist, denen man durchschnittlich keine allzu grosse Sprödigkeit vorwirft. Ein grosser Uebelstand ist für jene Gegend, dass die sumpfigen Donauufer besonders im Frühling und Herbst eine Menge ungesunder Miasmen aushauchen, die für den Fremden um so gefährlicher sind und ihn mit einem langwierigen Fieber bedrohen, dem er jedoch leicht durch Diät und sorgfältige Verhütung aller Erkältung entgehen kann. Auffallend ist es aber, dass der eingeborne Banater weniger den Einflüssen dieser Miasmen ausgesetzt ist, die er als Soldat auf seinem Wachposten, der mitten in den weiten Sümpfen auf hohen Pfählen erbaut ist und den Namen Czardacke führt, doch aus der ersten Hand bekommt. Eine solche Czardackenreihe zieht sich längs des linken Donau- und Saveufers auf der Banater Seite dahin, und die Ursache ihrer eigenthümlichen, vogelhausähnlichen Gestalt sind die grossen Ueberschwemmungen, welche Zeitweise diese Gegenden in einen grossen See verwandeln, dann zieht der Grenzer seine Leiter, die ihn zu seinem Vogelhause führte, hinauf, ist von aller Welt abgeschieden und steht unter einander nur durch die militairische Donauflotte der Tsaikisten-Fahrzeuge in Verbindung. Durch diese Maassregeln wird ein Herübersmuggeln von Serbischer Seite aus beinahe unmöglich gemacht und nur dann und wann gelingt es der Pfiffigkeit eines Serbischen Zigeuners, den Grenzer zu betrügen und in stockdunkler Nacht Menschen wie Wagen hinüberzusmuggeln und so dem gefürchteten Pestgift einen verbotnen Eingang nach Ungarn zu erlisten. Da aber der Soldat beständig mit scharfen Patronen versehen ist,

so ist es immer ein riskantes Wagestück, um so mehr, da auf den ersten Alarmschuss sofort die ganze Czardackenreihe lebendig wird, die nun selbst bei grössern feindlichen Unternehmungen im Stande ist, so lange Widerstand zu leisten, bis durch die angezündeten Lärmstangen die Hauptcolonne der mehr zurückgezognen Grenzer mobil wird und ihren Brüdern zur Hülfe eilt. Im Allgemeinen verdient diese Vertheidigungs- und Beschützungsart die grösste Anerkennung, man muss die feste Zuversicht und das geschickte Benehmen dieser ergrauten Krieger sehen, um von der Vortrefflichkeit der ganzen Einrichtung überzeugt zu sein, die, so lange sie bereits besteht, auch allen Erwartungen entsprochen hat.

Vielleicht keine zweite Stadt des Banats hat eine so günstige Lage für Handel und Verkehr als Semlin, und wenn einst die Donau regulirt und die vielen Serpentinen der Save durchstochen würden, so müsste sich diese Stadt, an dem Vereinigungspunkte zweier so wichtiger Ströme gelegen, bald zu einem Emporium des ganzen südungarischen Handels gestalten, und zwar um so mehr, als der fruchtbare Banat im Ueberflusse producirt und Donau abwärts wie Save aufwärts die beste Gelegenheit zu einem bedeutenden Export vorhanden ist.

Die regelmässigen Dampfschifffahrts-Verbindungen zwischen Semlin und Pesth haben beide Städte einander näher gerückt und erst von Semlin aus bezahlen sich die Opfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, während sie auf der untern Donau beständig zusetzen muss. Ausser den Schiffen für Passagiere und Güter geht auch ein Remorqueur, der Serbisches Borstenvieh in vielen 1000 Exemplaren jährlich gegen Wien hinaufführt. Am unangenehmsten ist die Fahrt für den Reisenden, wenn die Dampfschiffe mit Baumwolle bepackt sind, es beschränkt ausserordentlich den Raum, der zur Bewegung auf dem Decke des Fahrzeuges sonst frei bleibt, und bei der trostlosen Langweiligkeit der flachen Donauufer von Neusatz ab, von wo man sich nur langsam stromaufwärts in den Krümmungen der Donau zwischen grüne Flussinseln hinschiebt, vermisst man die freie Bewegung sehr, von Semlin bis Peterwardein und Neusatz bietet das rechte Donauufer noch manchen malerischen Punkt, besonders um die Festung Peterwardein herum, die sich auf

einem steilen Felsen mit ihren Thürmen, Kasernen und Verschanzungen erhebt, weit das ganze Land dominirt und die Handelsstadt Neusatz unmittelbar unter ihren Kanonen bewacht. Beide Städte werden mit einander durch eine Schiffbrücke verbunden, die sich den durchfahrenden Dampfschiffen jedesmal öffnet. So verlässt man stromaufwärts fahrend den Banat, um unmittelbar in das Herz Ungarns einzutreten.

Werfen wir, ehe wir den Banat verlassen, noch einen Blick auf seine Verhältnisse, auf seine geographische Lage und die aus beiden hervorgehende mögliche Zukunft, so finden wir, dass er von der Natur im höchsten Grade begünstigt, mit natürlichen Communicationsmitteln reichlich versehen, eine der wichtigsten Rollen in der Ungarischen Culturgeschichte zu spielen bestimmt sein mag. Denken wir zurück an jene grauen Zeiten des Alterthums, als noch die Adler römischer Legionen siegreich die Ebenen der Donau durchzogen, die Höhen der Gebirge besetzten und in den schönen weiten Flussthälern herrliche Städte prangten, von denen die heutige Zeit nur noch spärliche Ueberreste in einzelnen Mauertrümmern, Mosaikfussböden und durch rohen Vandalismus zerstörte antike Sculpturen aufzuweisen hat. Man denke an jene Zeit zurück, als die Trajansbrücke unterhalb des eisernen Thores bei dem Wallachischen Dorfe Skladonitza in riesigen Bögen die Donau überragte, als die weissen Kalkfelsen des Serbischen Donauufers ihre weisse Brust zur Verewigung römischer Tapferkeit darbieten mussten, als man die Höhlen des Berges in Festungen umschuf, als man die Thäler von Hatczeg und Almás mit reichen Städten und Dörfern übersäete, und man wird eingestehen, dass damals ein regeres Treiben, eine höhere Culturstufe in dem Lande zu erkennen war, und dass dort, wo gegenwärtig in dem unzugänglichen Gebirge die räuberischen Unternehmungen Serbischer und Wallachischer halbwilder Menschen zu den Alltäglichkeiten gehören, wo heute durch Mangel an Vorsorge sich weite Sümpfe gebildet haben, deren Miasmen ähnliche Krankheiten hervorbringen, wie die Küsten der tropischen Meere Südamerika's, — ein glücklicheres Volk lebte, ein grösserer Reichthum und Wohlstand, ein bessrer Credit und eine grössere Sicherheit der Person zu finden war.

Unendlich viel für den Banat ist schon von Seiten Oesterreichs durch die vortreffliche und lobenswerthe Militaireinrichtung geschehen. Es hat die streng militairische Ordnung und Disciplin es möglich gemacht, dass der Landmann in Ruhe seinen Acker pflügen kann, es haben die langen, friedlichen Verhältnisse Oesterreichs mit seinen Nachbarstaaten dem, von den lange dauernden Türkenkriegen arg mitgenommenen Banate Zeit zur Erholung gegeben, und mit dieser Zeit, mit dieser Ruhe wurde auch die erste Möglichkeit für eine glücklichere Zukunft geschaffen. Ja es wurde dadurch erst das Land gewissermassen in die zeitgemässen Beobachtungen hineingezogen, die Agricultur, der Bergbau und jeder Zweig der industriellen Bestrebungen nahm den so fruchtbaren, reich bewässerten und mit wenigen Ausnahmen auch climatisch begünstigten Banat in's Augenmerk; Naturforscher und Freunde des schönen Vaterlandes öffneten dem Publikum die Augen, welches reiche Capital nutzlos in diesen Gauen verborgen läge, die regere Flussverbindung, durch die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft herbeigeführt, erleichterte den Besuch und die Bekanntwerdung des Banats und so geschah es, dass die Tiefen seiner Berge geöffnet, seine Sümpfe und Moräste eingedämmt, seine Wege durch Felsen gesprengt wurden. Die königliche Bergwerksstelle, das Oberamt Orawicza steht einem der bedeutendsten Bergbaue Oesterreichs vor, beinahe jährlich werden neue Bauten eröffnet, ein reicherer Segen der Erde abgewonnen und schon in mineralogischer Hinsicht hat der Banat seine Berühmtheit erlangt, Steinkohlenlager versorgen die Donau-Dampfschifffahrt und Fabrikunternehmungen, sind jedoch bei der durchschnittlichen Billigkeit des Holzes noch zu wenig in Betracht gezogen. Silberhältige Bleierze, Galmei, Kupfer und in dem angrenzenden Siebenbürgen Tellur und grosser Goldreichthum machen die Gebirge des Banats zu einem angenehmen Studium des Hüttenmannes. Aber auch der Geognost, der Agronom werden nicht das Studium dieses interessanten Landstriches bereuen, der Donaudurchbruch vom Babbagoi bis zum eisernen Thore giebt eine reichliche Gelegenheit, die Art, Form und Gestaltung des Gebirges zu studiren, durch die Bergwerksschächte von Moldava und Orawicza kann man tiefer in die Erde hineindringen und seine Beobachtungen vervollständigen. Der

Agronom aber findet hier auf Ungarischem Boden den Anbau des Reisses, die Versuche des Baumwollenbaues und so manches durch das milde, südliche Clima begünstigtes Ackerbauverhältniss. Es unterliegt keinem Zweifel, dass, sobald einmal Ungarn erst in seinem Verhältnisse gegen Oesterreich sich bestimmter und klarer nach seinen eigenen Wünschen heraus gestellt hat, der Banat von der grössten Wichtigkeit sowohl für Production als Export sein muss, die ungemein billigen Preise des Getreides, das Gedeihen der Viehzucht, verbunden mit dem geringen Werth des Bodens, werden den reichen Banat zu dem Tummelplatz der Speculation machen und es mag die Zeit nicht fern liegen, wo demselben die glänzende römische Epoche wieder erscheinen wird und, wenn auch nicht unter dem Adler römischer Legionen, so doch unter dem ungarischen Kreuze ihm ein weitglänzender Stern des Glückes aufgehen muss. Gebe der Himmel, dass es nicht mehr lange dämmre, sondern dass bald auf guten Strassen mit Hülfe regelmässiger Postverbindungen die Cultur ihren Einzug halte, die durch Militairreglements doch nicht Hals über Kopf hinexpedirt werden kann.

Dieser auffallende, natürliche Reichthum des Banats theilt sich auch den südlichen Provinzen des eigentlichen Ungarns mit und Donau aufwärts bis Pesth und Ofen beweisen beide Ufer des Stromes, dass sie durch die jährlichen Ablagerungen von Schlamm und Schlick zu den reichsten Länderstrecken emporgewachsen sind. Jedoch die reissende Donau folgt keinem vorgeschriebnen Laufe und die beabsichtigte Regulirung derselben ist nur erst in der obern Presburger-Pesther Gegend theilweise geschehen. Schon der erste Blick auf die Landkarte zeigt uns, wie wir anstatt eines einfachen Stromlaufes ein ganzes Stromnetz sehen, oft unzählbare Arme, die jedoch beinahe durch jeden Eisgang, durch jedes heftige Anschwellen der Wassermasse ihre Richtung ändern, wodurch auch die eigentliche Fahrstrasse dem geübtesten Schiffer unsicher erscheint und den Piloten oft in unverschuldetes Unglück hineinzieht. So wie sich diese unzähligen Serpentinen, Buchten, Queerverbindungen und pfützenartigen Wasseranstauungen ändern, nimmt natürlich auch das Land eine andre Gestaltung an, es verschwinden Flussinseln, die oft schon von einer weitläuftigen Vegetation hoher Weiden-

und Erlenbäume überwachsen waren, es werden weite Uferstrecken fortgerissen, die der Landmann seit Jahren als seine besten, fruchttragenden Felder anzusehn gewohnt war und dagegen anderwärts wieder neue Inseln, neue Ufer gebildet. Aber nicht nur diese Zerstörungen, sondern auch jene, die durch ein Vollstopfen des Strombettes mit Baumstämmen und Gestrüppe während des gefährlichen Eisganges erfolgen, waren oft die Ursache grosser Ueberschwemmungen und des Verlustes von unberechenbarem Werthe. Deshalb entstand eine eigne Commission unter der Aegide des Staates, den wilden Strom einzuschränken und seinen Lauf zu reguliren, und wenn auch bisher noch nicht alles das geschehen ist, was wohl geschehen konnte, so muss man es der grossen Menge der Vorarbeiten, Vermessungen, Nivellirungen, Entwürfe und dem in Ungarn allgemeinen Mangel an disponiblen Geldkräften und selbst nothwendigen Credit zur Last legen. Während das rechte Donauufer mit wenigen Ausnahmen bis nach Ofen hin noch immer einige Erhöhungen darbietet, ist das linke von Titul ab, d. h. die ganze Landmasse zwischen Theiss und Donau bis über Pesth hinaus, wo die ersten Ausläufer des Mattra-Gebirges den Fluss treffen und ihn später bei seinem Durchbruche zwischen Vischegrad und Waitzen zu seinem südlichen Laufe zwingen, beständig flach und oft eine unübersehbare Ebene, die jedoch, was die Fruchtbarkeit des Bodens anbelangt, namentlich in der Nähe des Flusses und seiner Zuflüsse, von unschätzbarem Werthe ist, so dass, während das linke Ufer das Kornmagazin Südungarns mit seinem Hauptstapelplatz Baja genannt werden kann, das rechte hingegen den Namen des südungarischen Weinkellers von den berühmten Rebenhügeln Ofens ab bis zu dem eben so berühmten Carlowitz unweit der Landesgrenze verdient.

Alle diese Betrachtungen hören auf, so wie man auf dem Dampfschiffe sich den Doppelhauptstädten des Ungarlandes, Ofen und Pesth nähert, so wie man von weitem, nachdem die Insel Csepel passirt ist, den Blocksberg mit der Ofener Sternwarte aus dem Strome als steilen Felsen emporsteigen sieht und die Häusermassen der glänzenden Magyarenstadt Pesth ihre weite Fronte in grossartiger Pracht am rechten Ufer entfalten. Mit frohem Muthe hört man den Signalschuss, das Commandowort

des Capitains und lässt das Dampfschiff mit seinen Baumwollensäcken hinter sich, um in einem der vielen eleganten Hôtels einen angenehmen Ruhepunkt zu suchen.

Zweites Capitel.

Ofen und Pesth, ihre Leiden, Freuden und Zukunft.

Die vielen Gasthäuser in Pesth sind es zuerst, die uns als Fremde ansprechen müssen, und wirklich ihre Grossartigkeit, ihre Pracht, ihre vortreffliche Lage, die Schnelligkeit ihrer Bedienung, der Glanz ihrer Einrichtung stellt sie auf die achtungswertheste Stufe. Es ist noch kein Vierteljahrhundert her, dass das erste solide und grossartige Hôtel in Pesth entstand, welches im vollen Sinne der modernen Bedeutung diesen Namen verdient hätte, und seit jener Zeit ist eine Reihe von pallastartigen Gasthäusern emporgestiegen, denen, sobald die Kettenbrücke über die Donau beendigt und eine Eisenbahnverbindung zwischen Presburg, Pesth und Debrczyn hergestellt sein wird, noch eine eben so grosse Anzahl neuer Etablissements der Art sich rivalisiren und an die Seite stellen wird.

Der Ungar kehrt von seinen Puszten und Gebirgsleben in die heitre Residenzstadt ein, um im Strome der Vergnügungen sich für die lange Einsamkeit seines gewöhnlichen Lebens zu entschädigen, er geht als Patriot nach Pesth, um am Heerde des Patriotismus mit den berühmtesten Männern seines Vaterlandes in Connex zu treten, um seine freiwilligen Gaben auf den Altar der Magyarischen Thalia zu legen, um Ausstellungen, Gemäldesammlungen, Comitats-Congregationen, Brückenbau, Dampfschifffahrtswesen, Volksfeste und wissenschaftliche Institute zu besuchen, um zu leben und zu geniessen und auch um leben zu lassen. Doch nicht nur der Bewohner der Provinz, der reiche Landadel, die Schaar der Beamten, das Officiercorps der Regimenter sind es, die Pesth besuchen, dadurch

seine Gasthäuser bevölkern, ihren glänzenden Luxus decken und dadurch den Verkehr der beiden Schwesterstädte heben, es sind mehr noch die 4 stark besuchten Messen, die starke Frequenz der Reisenden, welche dasselbe in einem um so höhern Grade thun.

Die 4 Pesther Messen, die, wenn ich nicht irre, Iubilate, Johanni Enthauptung, Medardi und Weihnachtsmesse genannt werden, sind besonders in der letzten Zeit von ausserordentlicher Wichtigkeit geworden. Der orientalische und occidentalische Verkehr reichen sich hier die Hände. Der breite Rücken der Donau trägt von 2 verschiedenen Punkten der Monarchie und auch vom Auslande eine grosse Anzahl von Käufern und Verkäufern her und ist das Wetter den Ungarischen Landstrassen einigermassen günstig, dass sie sich nicht in förmliche Schlammbäder verwandeln, so sendet auch der Osten und Westen Ungarns seine rohen wie Kunstproducte im höchsten Ueberflusse, doch — davon später. In dieser Zeit nun füllen sich die Gasthäuser, die Privathäuser und alle Locale, wo nur Fremde unterzubringen sind, derartig an, dass ein fühlbarer Mangel von Quartieren sichtbar wird, und in jenen grossen Hôtels, in welchen bei ungünstigen Verhältnissen wohl bisweilen einige Oede einkehren mag, herrscht dann das regste und lebendigste Treiben. Die Kellner fliegen Trepp' auf Trepp' ab, leicht geschürzte, schöne Stubenmädchen springen dem Bedürftigen zu, kurz die Bedienung klappt zusammen wie eine gut geschmierte Maschine. Ströme von Licht erleuchten die weiten Corridors und steinernen Treppen, ganze Blumenhaine hauchen auf den Höfen ihren Duft aus und in den untern Lokalen der Kaffeehäuser und Restaurationen gährt und kocht es. Zwischen den hohen Spiegelwänden und glatten Marmorsäulen arbeitet es an Dominotischen und am grünen Hazard, am Billard und beim Whist mit Messer und Gabel, Flasche und Glas, als gäbe es einen Krieg zwischen Ahriman und Ormuzd, es gährt, als sollte sich die Hefe zu Boden setzen. Mehr als alle Einrichtung, aller Luxus und alle Eleganz bieten können, giebt die herrliche Gegend, die entzükkende Aussicht dem Gasthofe zur Königin von England. Dies ist das erste Lokal, auf welches wir, mit dem Dampfschiffe ankommend, stossen. Seine Säulenfront, seine hohen Portale und

weiten Balcone dehnen sich längs der Donau aus, es nimmt beinahe allein ein Gassenviertel ein und bietet alles, was nur die übertriebensten Forderungen zu wünschen vermögen, besonders wenn man die schöne Aussicht nach Ofen, seiner Festung, seinen grünen Anlagen und Weinbergen, den Hintergrund des lieblichen Gebirges und den Vordergrund des belebten Flusses hinzunimmt. Ja wahrlich, es ist ein Genuss, dort zu wohnen, auch ohne erst Küche und Keller zu bedürfen. Aber auch diese finden wir meisterhaft. Nationale Ungarische Speisen, derb, schmackhaft und gesund, nur nicht für leidende und kränkelnde Magen erfunden, Oesterreichisches Mehlspeisenfutter in allen möglichen Nüancirungen und benannt nach allen Epochen der Weltgeschichte, Denkwürdigkeiten der Geographie und Symbolen der grauen Mythe vom Scheiterhaufen des Huss, der Inquisition und den unästhetischen Winden der Catalani. Doch wir sparen es uns vor, der Nationalküche und allem dem, was mit ihr in Connex tritt, eine ausführliche Schilderung zu widmen, der Magen ist ein zu wichtiger Gegenstand, als dass ihn ein vernünftiger Schriftsteller oberflächlich behandeln sollte, er verlangt keine Fläche, sondern Rundung und deshalb soll auch er sein wohlgerundetes Capitel bekommen. Wenn man sich hat längere Zeit auf Ungarischen Strassen zusammenstossen lassen müssen oder wenn man an Orientalischen Knoblauchssauçen, Pilaw und gekochten Gurken bereits hinreichend sich übersättigt hat, auch sonst grade kein Freund von Dresdner einäugigen Spitalsuppen (d. h. solchen, auf denen nur ein Fettauge schwimmt, auch Polyphemsuppen genannt, von denen übrigens auch in Berlin häufige Exemplare vorkommen) ist, so bekommt es einem sehr wohl, im ersten Stock der Königin von England, in den Speisesälen des Jägerhorns, Palatins, Tigers, Königs von Ungarn und andrer respectabler Hôtels eine delikate Tafel zu führen, die in Wien schon etwas theurer, in Norddeutschland hingegen das Dreifache, in Frankreich das Fünffache und in London bei Mivart das Achtfache beträgt. Das Resultat aller Gasthausbeobachtungen für Pesth fällt gut aus. Man isst und wohnt gut und wenn ein Norddeutscher hinterher besonders über die Aufnahme an Tafeln der Privathäuser in Wien und Pesth lästert, so geschieht dies meiner Meinung nach aus keiner andern Ursache, als dass die

Leute nicht glauben sollen, er habe früher schlechter gespeist, sondern beständig einen so guten Tisch geführt, wie er ihn eben in Pesth und Wien allgemein vorfindet. Ehe die Königin von England ihr Local öffnete und dem grossen Zuge der Reisenden ein behagliches Nest baute, war das Jägerhorn in seiner Nachbarschaft, jedoch ungünstig in einer unfreundlichen Gasse gelegen, *en vogue*, dem jedoch jene Gediegenheit des Luxus, jener wirkliche Reichthum, wie ihn die Königin von England und der noch neure Tiger zeigten, abzugehen schien. Sein alt-hergebrachtes, gutes Renommée hat der Gasthof zum Palatin in der Waitzner Gasse nie verloren, er ist sich gleich geblieben durch Jahrzehende in seiner guten Küche wie in seinem Keller, nur erinnert er leider etwas eben an die alte gute bequeme Zeit, der die Locomotiveile moderner Kellnerbeine fehlt, und es ist nicht zu leugnen, dass solche Teller abwischenden, Trepp' auf-Trepp' ablaufenden Individuen, wie Capitain Marryat sie nennt, der wahre *Esprit*, der *nervus rerum*, das *agens* eines jeden guten Gasthofes sein müssen. In diesem *genre* ist der König von Ungarn unerreichbar gewesen, so lange jener Mephistofelische Gastwirth im grauen Weltschmerzrocke, die Europamüde Brille auf der ungeheuern Adlernase, gleich einer riesigen, grauenhaften Fledermaus seinen unheimlichen Kommandostab schwang. Ja es muss die ganze Welt wissen, dass dieser Matador aller Gastwirthe es sogar so weit gebracht haben soll, nicht nur ohne Schlaf zu leben, sondern auch an mehreren Orten hat man ihn zu gleicher Zeit bemerkt, denn Leute, die sonst ohne Furcht waren, versicherten bei nächtlichem nach Hause Kommen ihn in mehreren Stockwerken seine nächtliche Patrouille machend angetroffen zu haben. In den bessren Gasthöfen ist die Einrichtung getroffen, dass man, je nachdem man zahlt, zu verschiedenen Preisen ziemlich dasselbe essen kann. Im ersten Stock speist man von Silber, hat hohe Staatsmänner, elegante Damen, reiche Geldaristokraten, Mahagoni-Meubel, kurz alles, was wohl den Luxus, aber nicht den Comphort vermehrt, um sich, Parterre hingegen, wo man für den halben Betrag eine beinahe eben so gute Küche führt, muss man sich mit Neusilber, schlechterm Geschirr, einfacheren Meubels und der Gesellschaft von *Commis-voyageurs* etc. behelfen, ohne zu verlieren, da die

ungetrübte, heitre Stimmung Parterre viel erquicklicher als die langweilige Grandezza vom Balcon ist. Man würde sich über alle diese Herrlichkeiten gewiss weniger zu wundern haben, wenn man nicht die ausserordentlich geringen Preise betrachtete, die der Art sind, dass man für den Preis von $\frac{1}{2}$ Thaler Preuss. seine reichlichen 5 Speisen und 1 Seidel guten Tischwein geniessen kann, wobei wohl zu betrachten ist, dass das Brot und der Senf nicht wie in Berlin umsonst ist, sondern gezahlt werden muss und somit manchem hungrigen Studentenmagen das Vergnügen entgeht, seinen bauchkneifenden Ingrimm an einem 3 Finger dicken Brotschnitte auszulassen.

Man kann durchschnittlich annehmen, dass ein guter Mittagstisch in den mittleren Restaurationen, wo man eine gesunde, derbe Ungarische Hauskost bekommt, für 5 bis 6 Thaler Preuss. bei 4 Speisen, hingegen in grossen Hôtels für 8 Thaler ein ausgezeichnetes Diner zu bekommen sei. Der Wein bildet keinen erheblichen Artikel, da ein gutes Glas rother Ofener oder weisser Steinbrucher von dem Inhalte eines Seidels um 1 Sgr. oder doch wenig darüber ausgeschenkt wird, und man sicher niemals Ursache haben wird, über karge Kost zu klagen, sondern nur im schlimmsten Falle einige Kämpfe wegen Reinlichkeit, Schnelligkeit der Bedienung und guten, frischen Wassers, welches in Pesth einen Hauptartikel der fehlenden Bedürfnisse ausmacht, — zu bestehen haben mag. Der Pesther verlangt, so wie jeder Ungar, täglich als unumgänglich nöthig eine kräftige Rindsbrühe und ein tüchtiges Stück Rindfleisch; hat dies der Ungar, so sind seine ersten Hauptansprüche befriedigt, kann er sein gutes Glas Wein darauf setzen, so drückt er schon das Auge zu, wenn auch die Mehlspeise etwas sauer und der Braten ein wenig verbrannt ist. Zu seinem Rindfleisch geniesst der Ungar ein Heer fabelhafter Sauçen, grösstentheils sehr langweilige Kinder der Oesterreichischen Küche. Er geht aber auch in das Pikantere über und während er sich eines Tages mit der Spannnadelsauçe behilft, munden ihm andern Tages junge, grüne Zwiebeln, roh dazu genossen, auch kommt das obligate Rindfleisch in allen möglichen Variationen mit unsern norddeutschen Sauçen vor, unter denen dann wieder der originelle Gurkensalat und Krähm mit Essig als vermittelnde Glieder auftreten. Nur an verfeinerten

Tafeln schiebt man zwischen Suppe und Rindfleisch Zwischenspeisen hinein, welche man allgemein Assietten nennt und die sowohl Faschingskrapfen, *alias* Berliner Pfannkuchen, als auch kleine Pasteten und Fische sein können, so wie es übrigens durchschnittlich, namentlich im N. und O. Ungarns Sitte ist, den Fisch vor dem Rindfleisch zu geben. Ungarisches Rindfleisch hat aber unbestritten Europäischen Ruf, das gemästete Ungarische Rindvieh figurirt in Wien bei allen guten Tafeln und bildet einen Haupthandelsartikel zwischen Ungarn und Oesterreich.

Von eben so hoher Wichtigkeit für die Ungarische Tafel ist nach dem Marhahús (Rindfleisch) das Becsinált (Eingemachtes), eine Art Fleischconglomerat vom Kalb oder vom Geflügel, in einer langen Sauçe schwimmend, und wenn diese noch mit rothem Paprika gepfeffert ist, ein leibhaftes Ebenbild der Aegypter im rothen Meere; eine Speise, mit der sich wohl nur Reconvalescenten und Lazarethscandidaten zu befreunden vermögen, die aber in jeder Hauswirthschaft ihren Werth behält, weil sie in schleunigen Fällen schnell angefertigt werden kann und die unverdiente Rolle einer Hauptschüssel mitspielt.

Die Kochkunst verlangt, dass dem Eingemachten das Gemüse, wie das B auf das A, folgt, aber dieses Gemüse trägt auf seinem Rücken kleine Oasen von Fleisch, und auf den Ungarischen Pluszten gewöhnlich ein tüchtiges Stück gebratnen Speck, welcher, — es sei von vorn herein gesagt, das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende jeder Ungarischen Küche war, ist und bleibt. Hat das Gemüse, dessen anerkannte Güte von den Leutschauer Erbsen sich bis zum prächtigen Pesther Blumenkohl oder Carviol hinauf erstreckt, den Kampfplatz geräumt, so tritt der Wiener-Eindringling, die augenverführerische Mehlspeise auf, deren lieblichem Kokettiren, selbst nach so bedeutenden Leistungen, kein tapfrer Tischcumpan zu widerstehen im Stande ist. Die Ungarn haben aber nicht nur Wiener Mehlspeisen nachgeäfft, sondern auch selbst erfunden und componirt, und es wäre Undank, nicht die Vortrefflichkeit der überall gebräuchlichen Haluschken mit Brimsen (Schaafskäse) anzuerkennen, die es überall, wo Schaafe zu Melkereien gehalten werden, giebt, und welche Speise, ihrer allgemeinen Verbreitung wegen, Studentenfutter genannt wird. Den Schluss einer solchen

Mahlzeit macht der Braten; auf dem Lande oft Geflügel, welches besonders in den Ebenen Ungarns, wo es mit Kuckurucz, d. h. Türkischem Weizen, gemästet wird, vorzüglich ist. Der Wiener Rossbraten, Lungenbraten, Kaiserbraten, Jungfernbraten hat sich auch hier geltend gemacht und trotz des nationellen Strebens unsrer modernen Magyaren ist ihm von Seiten des Landtags das Bürgerrecht noch nicht streitig gemacht und ihm, wie den Mehlspeisen, kurz allem, was aus Wien kommt, um sich essen zu lassen, die Nothwendigkeit der Magyarischen Sprachkenntniss geschenkt worden. Verlassen wir die Gasthäuser, um uns zu den Caffeehäusern zu wenden.

Die Caffeehäuser Pesth's und Ofen's sind oft von ausgezeichneter Schönheit, grosse, mächtige Säulenhallen, nicht selten mit 3 bis 4 Billards. Es giebt deren eine sehr bedeutende Zahl, die alle sich einer mehr oder minder starken Frequenz erfreuen, was wohl hauptsächlich der Gewohnheit der Pesther zuzuschreiben ist, sich in Caffeehäusern Rendez-vous zu geben und so manches Geschäft abzumachen. In alten Zeiten war der Wurmhof das berühmteste Caffeehaus, in dem sich bedeutende Notabilitäten einfanden, die der Fremde leicht übersehen konnte. In den Caffeehäusern trinkt man Caffee und geistige Getränke, jedoch keinen Wein oder Bier, liest Zeitungen, die, so viel die Censur erlaubt, in reichlicher Fülle auf dem Tisch liegen, oder spielt Whist, Ecarté, Domino und Billard. Man kann jedem Caffeehause seine eigene Classe von Besuchern nachweisen. Der Wurmhof ist das Stelldichein vieler Juden und professionirter Kartenspieler, der König von Ungarn nimmt in sein Caffeehaus die Pesther Litteraten und Schauspieler auf, im Cassino-Caffeehause versammeln sich Rentiers, Commissionärs, pensionirte Officiere und eine sehr achtbare Classe von Geschäftsmännern, die Studenten der Pesther Universität haben wieder ihre eignen Caffeehäuser, namentlich das in der Herrn-Gasse u. s. w. und es hat dieses das Gute, dass man leicht den Cirkel, zu dem man gehört, auffindet. Jedoch auch ohne bereits bekannt zu sein, findet man in den Caffeehäusern leicht eine Conversation, einen Whist-Tisch oder sonstige Unterhaltung, da der Pesther von Natur freundlich und zuvorkommend, besonders gegen jene ist, denen er ansieht, dass sie fremd sind, indem er von der

sehr richtigen Maxime ausgeht, dass ein Einheimischer Bescheid weiss, während ein Fremder es sehr angenehm finden muss, diese oder jene Nachrichten zu vernehmen. Besonders stark ist der Besuch der Caffeehäuser an der Brücke, um die Her- und Hinübergehenden zu inspiciren und vielleicht auch seine Bemerkungen über sie zu machen. Dort sitzt man im Sommer vor der Thür unter einem Zelt und raucht seine Cigarre oder Pfeife, bewundert die schöne Gegend, liest Zeitungen, schlürft ein Glas Limonade, kurz unterhält sich aufs Prächtigste.

Die Spielzimmer für Kartenspieler sind gehörig abgesondert und ausser dem genannten Whist und Ecarté sieht man auch bisweilen Préférence, Faerbel und Pharao. Da jedoch diese Spiele von Seiten der Polizei nicht so strenge wie anderswo beaufsichtigt werden, so ist es kein seltenes Unglück, dass unerfahrne Vögel von abgefeimten Industrierittern tüchtig gepflückt werden, deren tägliches Geschäft es ist, im Wurmhof oder anderswo ihre Netze auszubreiten, welchem Uebelstande auch nicht eher ein Ende gemacht werden kann, als bis sich die allgewaltige Tagespresse der Sache annehmen und die adligen Gauner, deren Existenz auf einem solchen finstern Treiben beruht, an das Tageslicht ziehen wird. Das Caffeehaus in der Waitzner Gasse, zum ewigen Licht genannt, bekam diesen wunderlichen Beinamen, weil zu jeder Stunde bei der Nacht dort Kartenblätter abgenutzt wurden.

Dasselbe Treiben war über der Caffeequelle, jedoch am ärgsten ging es in der Königs-Casse zu, in welcher ungescheut das Roulett figurirte. Der Andrang zu diesem Spielhause war so stark, dass die Spieler, 3 bis 4 Mann hoch, das Roulett besetzt hielten, wobei es natürlich nicht an Taschendieben fehlte, da dorthin Creti und Pleti ging, und es nichts Seltenes war, einen eleganten Lion neben einem abgerissenen, in Hemdeärmeln da stehenden, zerlumpten Vagabonden zu sehen. Endlich, nachdem lange Zeit in dieser Höhle das Glück von Tausenden untergraben und zerstört worden war, fing die kleine Journalwelt zu lästern an, weckte die Polizei aus ihrem lethargischen Schlummer und es wurde so diesem Unwesen gesteuert, von dem es besser gewesen, wenn es nie aufgekommen wäre. Eine Eigenthümlichkeit der Pesther und Ofener Caffeehäuser,

die dem fremden Norddeutschen auffällt, ist es, dass man den Caffee aus Gläsern trinkt, welcher zu einem wahren Spottpreise verabfolgt wird. Ein solcher Humpen Caffee, wie er nach Tische schwarz genossen wird, kostet nur 1 Sgr. 3 Pfg., und ein Glas weissen Caffee circa 2 Sgr., wobei namentlich der Zucker in der reichlichsten Fülle mitgetheilt wird. Eben so billig wie für die Getränke, sind auch die Preise für den Spielenden gestellt, sei es am Billard oder beim Kartentisch, und die Ursache des Letzteren mag die sein, dass man mit ungestempelten, also nicht vertheuerten Karten spielt.

In die Conditoreien zu gehen und seinen Caffee, Punsch, Thee oder dergleichen zu trinken, fällt in Pesth Keinem ein, dieselben haben dort nicht den Zweck, als Versammlungsorte zu dienen, höchstens besucht man sie im Sommer, um Gefrornes oder Eis zu essen, zu welchem Zwecke industrielle Zuckerbäcker auf den öffentlichen Plätzen Buden in Art der Türkischen Kiosk erbauen und sich dann auch reichlich durch einen starken Besuch belohnt sehen.

Hier findet man des Abends nach dem Theater die *haute volée* versammelt, dort sieht man oft die Männer des Tages aus der hohen Aristokratie in traulichem Gespräch zusammen sitzen.

Bei der Billigkeit des Weines, da man in Ungarn doch wirklich an der Quelle sitzt, ist es natürlich, dass die gräuliche Fuselsauferei weniger *en vogue* ist und nur auf die allerntersten Stände beschränkt bleibt. In jedem Speiselokal erhält man auch Wein, es giebt aber auch ausserdem einige Etablissements, die sich lediglich auf den Weinverkauf beschränken, und zwar in der Art, dass man nur ächte Ungarische Weine unverfälscht erhält, welche zum Beweise ihrer Aechtheit mit dem Siegel des Producenten geschlossen und mit einer vorgeschriebnen Etiquette versehen sind. Dies ist das Werk der Ungarischen Gesellschaft zum Verkauf und zur Verbreitung ächter Weine, die in Folge der vielseitigen Klagen entstand, dass man im gesegneten Ungarlande selbst oft genöthigt sei, vergiftetes Zeug, durch Schwefel und Bleizucker zubereiteten Wein, zu trinken, und trotz der vielen Verkaufslokale und des grossen, lebhaften Handels mit diesem Landesproduct nur in herrschaftlichen Kellern noch ein unverfälschter Rebensaft vorzufinden sei. Der Verein verkauft

jetzt am Josephsplatz in Pesth bei Appiano alle möglichen Sorten eines ächt ungarischen Erzeugnisses, den milden Nesmyler, rothen Ofener, weissen Steinbrucher oder Pesther, Ruster, Menescher, alle möglichen Sorten Hégyaller-Weine, endlich das Erzeugniss von Erlau, den feurigen Magyaráter, Szerednyer etc. Die unteren Volksklassen Pesth's finden namentlich in Ofen ein billiges und gesundes Glas Wein, die halbe Flasche zu 1 bis 2 Sgr., unmittelbar bei dem Weinbauer selbst, der in den Vorstädten sein Erzeugniss ausschenkt, nebenbei seinen Gästen noch Krenwürstel präsentirt, und dies ist hinreichend, um die lebensfrohen Leute in die beste Laune zu bringen, welche selbst im Extrem nicht so gefährlich ist, als der Rausch des Branntweins, da er weder der Art den Körper schwächt, noch den Menschen bösartig und zu Excessen geneigt macht. Ausser dem Weine, einem hier schon bereits gewöhnlichen Getränke, wird in Pesth und Ofen noch eine grosse Masse Bier consumirt. Es giebt sehr grosse Brauereien, die durchschnittlich ein recht geniessbares Produkt liefern, welches unter allen möglichen Namen gleich vom Fass weg, wie in Baiern, Oestreich, ausgeschenkt wird. Trotz dieser guten Biere kommt dennoch eine bedeutende Masse fremdes Getränk Donau abwärts in die Hauptstadt, wo grösstentheils Wiener Erzeugniss, jedoch unter dem Namen ächt Bairisches Bier und Oberländer Bier figurirt, das theuer wie ein guter Tischwein ist und nur von besonders eingefleischten Biertrinkern und Feinschmeckern für unumgänglich nöthig erachtet wird. Die grossen Bierbrauereien und die Bierliebhaberei haben wieder eine Menge Etablissements ins Leben gerufen, um es dem Publikum mit Musik zu credenzen, ihm Speisen dazu zu bieten und den Aufenthalt im Garten oder in einem grossen, weiten Zimmer ihm angenehm zu machen. Es giebt deren so viele, dass man sich wundern muss, wo der nöthige Besuch herkommt, dennoch aber stehen sich diese Leute durchschnittlich sehr gut, und machen bei einem genusssüchtigen Publikum die besten Geschäfte, obgleich sie nichts Originelles zu bieten im Stande sind als eben gutes Bier und im Sommer einen erquicklichen Aufenthalt im Freien, der allerdings auf nichts weiter als einige 10 Quadrat-Klafter blauen Himmels, ein halb Dutzend grün ange-

strichner Bäume, bei denen die Holzkübel, in denen sie stehen, die Hauptsache sind, und endlich einige Dutzend Tische und herumstehende Stühle sich erstreckt. Dazu kommt eine kleine Erhöhung mit 3 oder 5 Musikanten, die die letzten Straussischen, Lannerschen oder Morellischen Walzer herunterkratzen, hinter den kleinen Küchenfenstern sieht man die Hausfrau geschäftig gebackne Hähnel braten, ein speculativer Kopf verkauft Pomeranzen auf Actien; Gläser, Teller, Messer und Gabel sind in der besten Thätigkeit und was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein? kommt kein Regen dazu, dass der Sonntagsrock verdorben wird, kriegt die Frau Mama keine Kopfschmerzen und der kleine Tony keine Bauchzwickerln, so geht Gevatter Schuster und Leineweber um 9 Uhr seelenvergnügt nach Hause und empfindet noch die ganze Woche den Genuss des verlebten Sonntages als ein guter und solider Staatsbürger beim Leisten und Webstuhle nach.

Was Berlin der Thiergarten, Wien der Prater, ist für Pesth der Stadt-Waeldl mit seinen Wasserparthieen, grün und grau melirten Gebüschen, auf denen der berühmte Pesther Staub eine Hauptrolle spielt. Ist der Sommertag nur einigermassen geniessbar, so wird hier der Besuch nicht fehlen. Theils zieht man in die Arena, theils fährt und geht man spazieren oder setzt sich in einer Kneipe fest. Dieser edlen Institute giebt es nun eine sehr bedeutende Anzahl, und wenn der Pesther in Pesth selbst ein sehr gutes Glas Wein für sein Geld fordert, so nimmt er hier an dem Sammelplatze der Gesellschaft schon mit etwas Schlechterem fürlieb. Er ist da,. um sich zu unterhalten und geht nicht, wie gewisse andre Grossstädter, mit der Absicht spazieren, nur frische Luft zu schöpfen oder sich über die Leute zu moquiren; nein, eine solche magre Unterhaltung behagt unserm Pesther nicht, in der frischen Luft muss ein Rossbratel aufgelegt werden und das Rossbratel braucht einen Seidel Wein. Dadurch unterscheidet sich die höchste Noblesse und der ärmste Teufel von dem guten Bürger, dass beide viel zu decent sind, um solche materiellen Genüsse mitzumachen, die erstere aus Gewohnheit, sich exclusive zu machen, der letztere, weil er nichts hat, geht mit den Reicheren und Grossen zusammen bei der Sonne zu Tisch. Die Anlagen des Stadtwäldchens werden

mit jedem Jahre verschönert und, wie ich hörte, durch den Einfluss des Palatins, welcher als der Stifter so vieles Guten und Schönen auch hier gefördert und gewirkt hat. Bedenkt man, dass Pesth in einer sehr flachen, Berlinermässigen Gegend liegt, so ist es wirklich ein grosses Verdienst, einen solchen angenehmen Erholungsort geschaffen und ihn dem Vergnügen des Volks geweiht zu haben. Ein in der Mitte dieser Anlage angebrachtes Rundel mit einem kreisförmigen Wege ringsum ist der Tummelplatz der Wagen aller Art, die, wie in Longchamps, einer hinter dem andern, im stärksten Trabe herumrollen. Da sieht man die Kutsche des Magnaten mit der höchsten Crème, die Nadcyschanka mit 3 tollen Rossen bespannt und von einem Bethyar mässigen Kutscher in weiten Hemdeärmeln, rother Weste und ungarischen Beinkleidern geführt, à la Sandor, d. h. recht toll herumfliegen, dort sieht man endlich in einem geduldigen Pesther Fiacker 6 bis 8 seelenvergnügte Handlungsdiener eingepackt, die dem Vergnügen des Rossbratels und des Seidels Wein entgegeneilen, hier reitet ein schönes Weib auf muthigem Ungarischen Rosse, gefolgt von einem Schwarm schöner, stolzer Männer, dort arbeitet sich ein halb verzweifelter Lohgerber mit seinem Einspänner und Familienballast durch und gelangt endlich nach tausend terremtete und bassama wohin? — nun wo anders denn als zum Centralpunkt aller Unterhaltung, dort, wo ihn die rauschende Musik von 5 eleganten Zigeunern, die heisere Trompete des Carroussels und das vielbesprochne Rossbratel begrüssen. Er steigt aus, dann seine Frau, dann der Tony, jetzt giebt die Kinderfrau den Kleinen Natzel, dann kommt sie selber, die Gewichtige, nun wieder einige Kinder, nun steigt der Sohn vom Bock und der Einspänner ist erlöst.

Auch Pesth hat seinen Thierquäler-Verein.

Eben so viel Verführerisches wie diese Landparthieen haben die Wasserparthieen des Stadtwäldchens. Eine Anzahl gondelartiger Fahrzeuge, die übrigens eine Blasphemie der Nautik sind, bedecken die Gewässer, deren Ausdehnung allerdings zu keinen Entdeckungen berechtigt, jedoch bedeutend genug ist, um hineinfallen und sich die Beinkleider nass machen zu können. Folgen wir dem muthwilligen Treiben unserer gemüthlichen Pesther auch in das nasse Element, sehen wir, wie dort ein

Kahn von einem eleganten jungen Manne, dessen Toilette die grösste Verfeinerung anzeigt und dessen Finger an der rechten Hand an Nähnadel und Bügeleisen erinnern, seine 6 jungen Damen, sämmtlich Gehülfinnen einer Modistin, in den Kahn schiebt, seinen Rock auszieht und todesmuthig seine Kleider und sich den Wellen anvertraut. Er beginnt zu rudern. Wie er das eigentlich macht, kann vielleicht nur H. Oettinger im Charivari durch Bilder erklären, denn etwas Ungeschickteres, Eckigeres, Mühseligeres giebt es unmöglich, der arme Teufel schwitzt und kommt nicht vom Fleck, will er rechts, so geht der Kahn links, will er vorwärts, so rudert er falsch und der Kahn geht rückwärts, kurz, er ist in Verzweiflung und es bleibt ihm kein anderer Weg übrig als das Ruder als Stange zu gebrauchen, so seinen Ruf als zweiter Columbus zu retten und siegreich das andre Ufer zu erreichen, nachdem er beim Anstossen des Kahns noch einer jungen Dame der Länge nach in den Schooss gefallen ist, einer andern beim Heraufheben des Ruders den weissen Atlashut tätowirt und einer dritten hinter sich einen tüchtigen Stoss mit diesem ihm so fremden und allerdings von einem Bügeleisen so abweichenden Instrumente applicirt hat. Doch nicht alle Leute sind so glücklich, einige werfen beim Aussteigen den Kahn um, andre zerreissen die Kleider und trotz allem dem ist es der höchste Genuss des jungen Pesther Dandys, Wasserfahrten zu machen und seinen Heldenmuth so ins glänzendste Licht zu stellen.

Im Culminationspunkte befindet sich das Stadtwäldchen, wenn Stuver aus Wien mit seinen prächtigen Feuerwerken einrückt, obwohl die bösen Leute ihm nachsagen wollen, dass sein Erscheinen und seine Ankündigung zu einem Feuerwerk dasselbe sei, als wäre das Quecksilber am Barometer gefallen, weil der Regen sehr selten bei einem Stuverschen Feuerwerk die Hauptrolle zu spielen vergisst. Trifft sich aber ein glücklicher Tag, so entfaltet er hinter dem mystischen Dunkel der Waldbäume seine grossartigen Tableaux und Frontel und wenn erst die Nacht mit ihren dunkeln Schatten sich herniedersenkt, so beginnt es dann in Tausend Farben zu strahlen, Funken zu sprühen und zu knallen, dass man vor Freude aus der Haut fahren möchte, wobei die Annehmlichkeiten nicht zu vergessen sind,

dass man selten ohne einige Löcher im Rock davonkommt und ein herunterstürzender Raketenstock sich bisweilen die Freiheit nimmt, im Hute stecken zu bleiben oder sonst irgendwo in der Kleidung ein Loch zu machen.

Ausser dem Stadtwäldchen findet man keine schöne Natur in der Pesther Umgegend, man müsste denn etwas Akaziengebüsch auf dem langweiligen Rákos dazu rechnen. Die Pesther, welche genügsamer in ihren Anforderungen sind, rechnen nun allerdings jene Akaziengebüsche zu unangenehmen Aufenthaltsorten, denn dort veranstaltet man grosse Taubenjagden einer ganz eigenthümlichen Art, welche mitzutheilen und genau zu beschreiben ich mir das Verdienst erwerben muss, da ich selbst mehrere Male die Gelegenheit hatte, diese wunderbare Unterhaltung, welche die Berliner unstreitig einen göttlichen Jux nennen würden, mitzumachen. Es bildet sich eine geschlossne Gesellschaft, die den nöthigen Beitrag zusammenschiesst und alle zur Unterhaltung nöthigen Ingredienzien, nämlich Essen, Trinken und zahme Tauben ankauft. An einem heitern Sonntag Nachmittag findet sich die Gesellschaft in diesen Akazienbüschen ein, steckt eine grosse Fahne aus, um mit derselben Feierlichkeit, mit der die Franzosen von den Marquesas-Inseln Besitz nehmen, die Besitznahme dieses Terrains ihrerseits dadurch zu proclamiren. Unter dem Schatten dieser Fahne werden die Körbe mit den Vorräthen, die Käfige mit den Tauben, die Gewehre der Sonntagsjäger und alle überflüssigen Kleidungsstücke deponirt, bis die ganze Gesellschaft, Herrn wie Damen sich vervollständigt und versammelt haben. Nun begiebt man sich hinter dem Gebüsche auf das freie Feld Rákos, wo ein grosser Kreis von den Jägern gebildet wird, indem dieselben in Flintenschussweite von einander getrennt, sich aufstellen. Nachdem der Kreis gebildet und die Damen sich ausserhalb desselben im Schatten des Gebüsches als Zuschauerinnen im Grase gruppirt haben, begiebt sich ein Nichtjäger mit den Tauben in die Mitte des von einigen 20 bis 50 Schützen gebildeten Kreises und wirft eine nach der andern von seinen Tauben in die Luft. So wie die Taube frei wird und die Grenzen des Kreises zu verlassen sucht, wird auf sie geschossen und der glückliche Treffer erhält sie als Beute, und war es eine Prämientaube, die man durch bunte

Bänder bezeichnet, so kommt ihm auch die betreffende Prämie zu. Das Schicksal der Taube scheint hierbei sehr entschieden, doch bedenkt man, dass es Sonntagsjäger sind und es auch schlaue Tauben giebt, die gleich Anfangs senkrecht in die Höhe steigen und dadurch aus dem Schuss gelangen, dann aber gemüthlich auf ihren alten Taubenhof zurückziehen, so wird man einsehen, dass dem nicht so sei. An komischen Situationen, ungeschickten Jägern fehlt es natürlich hierbei so wenig wie auf jeder andern Jagd, wenn man im Allgemeinen diese Unterhaltung eine Jagd nennen könnte.

Gehen wir nunmehr in die reizendere Ofener Umgebung, die einen ganz andern Charakter als jene von Pesth trägt. Ofen selbst, d. h. die Festung, ist auf dem Rücken eines Berges gelegen, während die übrigen Theile der Stadt, als Raitzenstadt, Christinenstadt, Wasserstadt etc. unten im Thale theils an der Donau ausgebreitet sind, theils Thal aufwärts steigen und sich dem höhern Gebirge nähern, welches in dem Johannisberge dort seinen höchsten Punkt erreicht, während südwärts der Blocksberg, ein grosser, mit wenig Ackerkrume bedeckter Felskegel, auf seinem Gipfel die Sternwarte tragend, sich erhebt. Dieser angenehme Uebergang von Berg und Thal ist natürlich besonders im reichen Schmucke des schönen Waldes, der Ofener Umgebung sehr günstig, der ausserdem noch durch die Kunst nachgeholfen ist, indem freundliche Landhäuser, angenehme Promenaden und gute Gasthäuser in Hülle und Fülle dem Naturfreunde und Erholung Suchenden zu Diensten stehen. Die hübschesten Punkte liegen am Fusse des Johannisberges und auf den Abhängen der umliegenden Berge, von denen unstreitig das Etablissement „zur schönen Schäferinn" den ersten Rang einnimmt, sowohl durch seine freundlichen, nahen Umgebungen, als wie durch herrliche Fernsichten auf Pesth, den majestätischen Donaustrom, über die unendliche Rákosebene bis in das Herz des gesegneten Ungarlandes hinein und nordostwärts bis zu dem Wall der blauen Gebirge, welche als Ausläufer der Mattra in der Gegend des Donau-Durchbruches bei Wisegrád das linke Ufer dieses Stromes erreichen; kommt noch hierzu ein schöner Sonnenaufgang, so wird gewiss jeder Besuchende mit der grössten Befriedigung diesen reizenden Standpunkt verlassen, der

auch natürlich in der schönen Jahreszeit sich der lebhaftesten Frequenz erfreut und bei mir die angenehmste Rückerinnerung erweckt.

Ausser der schönen Schäferinn giebt es noch, wie bereits gesagt, eine grosse Menge anderer Unterhaltungs- und Vergnügungsörter, die von den Pesthern und Ofenern mehr oder minder besucht werden, besonders seitdem im sogenannten Auwinkel eine Wasser-Heilanstalt eingerichtet worden ist. Die Spaziergänge sind angenehm, der Lärm der grossen Stadt beleidigt nicht das Ohr und dort in den kleinen, niedlichen Landhäuschen wohnt man während des Sommers höchst billig, entbehrt dabei nicht der Gesellschaft, die namentlich an Sonn- und Feiertagen recht lebhaft ist. Die Art und Weise, wie man sich an diesen Tagen dort im Freien unterhält, ist eine Abwechselung von Naturgenuss, Spazierengehen, Sehen und sich sehen Lassen und Tafelfreuden. Es ist sehr zweckmässig, dass der durch seine Thätigkeit, durch die Gediegenheit vieler seiner Mitglieder ausgezeichnete Pesther Musikverein diese schöne Gegend zu Zusammenkünften benutzt, die bisweilen zur Feier des einen oder des andern Gegenstandes von dem Vereine abgehalten werden, weil unter den schönen grünen Bäumen und heiterem, blauen Himmel sich der festliche, frohe Gesang noch einmal so angenehm ausnimmt als unter erdrückender Schwüle eines abgeschlossnen Gebäudes. Am stärksten ist die heitere Umgebung Ofens während der Weinlese besucht, da dann Alles hinauseilt, um den fernen und nahen Bekannten bei der Unterbringung des reichen Bachussegens behülflich zu sein; dann verwandelt sich jedes kleine Weingärtchen in einen Tummelplatz der Freude und Lust, man lässt die Sorgen des Lebens hinter sich und unterhält sich mit Musik, Tanz und Gesang bestmöglichst.

Auch der zweite Osterfeiertag bringt eine Masse fröhlicher Pesther nach Ofen hinüber, die dann zum Blocksberge wallfahrten, um auf dessen felsigem Scheitel ein eigenes Volksfest abzuhalten. Es ist eine Art Jahrmarkt improvisirt, Verkäufer von allen möglichen Waaren durchziehen mit Geschrei die langen Zeltgassen, an vielen kleinen Tischen wird gewürfelt und gespielt, an andern auch gegessen und getrunken und hinter dem Vorhange so manchen Zeltes sieht man die langen Fässer liegen,

aus denen sich bei dieser Gelegenheit selbst der Hypochonder Frohsinn und Heiterkeit holt, und die für den Aermsten zugänglich sind, da für ein Spottgeld der herbe Landwein ausgeschenkt wird. Eine eigenthümliche Unterhaltung ist es bei diesem Volksfeste, Obst den Hügel hinabrollen zu lassen, welches Schaaren unten stehender Strassenjungen zu erhaschen suchen, dabei über und durch einander stürzen, wobei ihre Beute gewöhnlich zerquetscht und zerdrückt wird und es zu einer kleinen Schlägerei kommt, die jedoch sofort aufhört als ein neuer Apfel in weiten Sätzen den steilen Hügel hinabspringt, um so die frühere possirliche Scene zu erneuern.

Volksfeste haben nur dann einen recht interessanten Charakter, wenn sie die Originalität eines Volkes im hellsten Lichte zeigen, wovon aber bei Pesth und Ofen kaum die Rede sein kann, da in beiden Städten ein wahres Menschenconglomerat lebt, indem die Bevölkerung nicht den ächten magyarischen Stempel trägt, sondern aus Deutschen, Ungarn und Slaven zusammengesetzt ist. Der hohe Adel und die sogenannte *haute volée* sind allerdings Ungarn, ungarische Magnaten und Edelleute, die im Sommer auf ihren Gütern und in den Bädern leben, im Winter hingegen nach Pesth kommen, um dort ihre Revenuen zu verzehren, ihre Paläste zu bevölkern und sich alle Genüsse gut schmecken zu lassen, die eine Stadt wie Pesth ihnen in genügendem Maasse darbietet. Der ungarische Adel, unbestritten der reichste in Europa nächst dem englischen und was den Länderbesitz betrifft, von keinem Adel der Welt überragt, bewahrt in sich rein und ungetrübt die Elemente der feudalsten Aristokratie, er steht noch heute wie vor Hunderten von Jahren isolirt und schroff wie ein unfruchtbarer Fels in der blühenden Wiese der modernen Begriffe da, sein reines, altes Blut ist allerdings nicht blau wie das der maurischen Könige, aber so wenig gemischt, dass es eine natürliche Antipathie gegen jede *Mésalliance* bewahrt, und ich glaube, dass bei alten ungarischen Magnaten, deren Vorfahren unter Attila's Fahne auf den Leichen der früheren friedlichen Bewohner Pannoniens ihren triumphirenden Einzug hielten, sobald bürgerliche Grundsätze und bürgerliche Principien es wagen würden, an ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu zweifeln, sich das Haar auf ihren Häup-

tern sträuben und alle ihre Gefühle über eine solche Anmassung sich empören würden. Wunderbar ist es, dass ungarische Magnaten noch keine Adelzeitung, Adelsalmanache und Collectaneen von Stammbäumen herausgegeben haben, die sich gewiss so bunt ausnehmen müssten, wie der Weihnachtsladen eines Nürnberger Waarenhändlers, nur mit dem Unterschiede, dass bei jenem antiken Spielzeuge grösstentheils die Blutfarbe den Haupton bildet. Trotz jenen grossen Besitzungen der hohen Aristokratie kann wohl nur die ungemeine Billigkeit des Pesther Lebens die Elegance und den Aufwand möglich machen, da namentlich ein grosser Marstall Pferde die erste Anforderung der Crême ist, deren Unterhaltung in Pesth weniger schwer als in andern grossen Städten ist.

Die Geldaristokratie, Juden, Griechen und Christen nehmen nächstdem den ersten Rang ein, und wenn sie auch äusserlich sich mit dem Nachtritt begnügen, so machen sie ihre Geldmittel dennoch zu den wirklich Commandirenden. Da Pesth namentlich in der neuern Zeit in seiner Wichtigkeit als Handelsstadt von Jahr zu Jahr steigt, so gewinnt auch der Handelsstand immer mehr an Wichtigkeit und es mag wohl bald eine Zeit kommen, in welcher die Pesther Börse an die Lebhaftigkeit der Dogana Venedigs erinnern wird und von Grund meiner Seele wünsche ich dem grossartigen Unternehmen der ungarischen Nationalbank und allen andern Handelsinteressen des herrlichen, kräftigen Ungarlandes ein schnelles Aufblühen, um so den zeitungemässen Anforderungen des nutzlosen Drohnenschwarmes durch das Uebergewicht der thätigen Biene eine Grenze zu setzen. Doch wir kommen weiter unten auf das Derres-Regiment, auf die Robotts-Folter und dergleichen Bauernschindereien ausführlicher zurück und begnügen uns, in dem Handelsstande Pesth's, in welchem unstreitig ein lebenskräftiges Element verborgen liegt und der in seinen Geldkisten das beste Antidot gegen die Anmassungen verjährter Privilegien hat, derzeit den eigentlichen Kern der Bevölkerung zu sehen, der den Wohlstand der Hauptstadt bildet und dessen Geldmittel das Maecenat des hohen Adels für Kunst und Wissenschaft in dem weiten Bereich des gemeinsamen Vaterlandes nicht zur leeren Prahlerei herabsinken lassen. Handwerker, Künstler und Männer der Wissenschaft,

Beamte sowohl in königlichem als Privatsolde bilden nächstdem in Pesth den Hauptbestandtheil der Bevölkerung und haben, da sie vermischter Abstammung sind, auch nicht das Vermögen, irgend einen bestimmten Nationalcharakter auszudrücken, und es ist natürlich, dass, so lange man noch im Stande ist, durch hohe Procentation unter gewissen gesetzlichen Formen sich binnen kurzer Zeit zu bereichern und deshalb wegen des grossen Geldmangels im Innern des Landes selbst eine Masse speculativer Köpfe sich gleich Blutegeln an Ungarns Marken ansaugen, es nicht eher besser werden kann, bis eine gewisse vernünftige zeitgemässe Richtung auch die eigenen rohen Naturkräfte brauchbar machen wird und nicht das *plebs contribuens misera* von dem Verkehr in nationellen Interessen ausgeschlossen, sein geistiges Capital mit Füssen getreten sehen muss und der nur halb vertretene Bürger nicht viel besser in seinen Rechtsverhältnissen dasteht, als der ganz getretene Bauer. Ich will es von vorn herein zugeben, dass ich vielleicht durch ein zu finsteres Glas die Lage der Sache betrachte, doch würde ich weniger bestimmt sprechen, wenn nicht jene liberale Classe des Adels, der die Interessen jedes Theils der Nation gleich heilig sind, mir diese Betrachtungen gelehrt hätte, und wenn die dunklen Schattenbilder des ungarischen Gracchus nicht jedem unpartheiischen Beurtheiler einen unwillkührlichen Schmerz über die aufgebürdeten Fesseln, über die Schändung der heiligsten Volksrechte einflössen müssten.

Das gemeine Volk, der Pöbel Pesth's ist im höchsten Grade verdorben, jedoch ähnlich dem von Wien heiter und gewöhnlich des besten Humors, ausgenommen wenn eine Theurung ihn hungern macht und die steigenden Holzpreise ihn zum Frieren zwingen. Tritt dieses ein, so leidet die arme Bevölkerung ungemein, da in Pesth vielleicht weniger als anderswo für solche Fälle im Voraus gesorgt ist und der Preis des Holzes bei ungünstiger Zufuhr zu Wasser und weil man nur auf die Communicationen zu Lande beschränkt bleibt, so sehr emporsteigt, dass die Kälte dem armen Volk auf die sonderbarsten Auskunftsmittel hilft; ähnlich denen der Gypsöfen zu Clichy für die Pariser Bevölkerung, so dienen in Pesth die warmen Misthaufen hinter den Casernen dieser unglücklichen Menschenklasse zur Erwär-

mung. Die Alles verschleiernde Nacht deckt auch solches menschliches Elend zu und der reiche Magnat auf weichem Pfühl in warm geheizten Gemächern lässt es sich nicht träumen, dass seine Mitmenschen, um dem schrecklichen Tode des Erfrierens nicht ausgesetzt zu sein, sich bis an den Hals in den Mist verkriechen und, o schreckliche Ironie! es bei einer Mutter für den höchsten Beweis ihrer mütterlichen Liebe gelten mag, für ihr zitterndes Kind den wärmsten Misthaufen aufzusuchen. Wahrlich dies gäbe einen Beitrag zu den Mysterien von Pesth, leider aber auch oft ist solche Armuth und solches Elend daran Schuld, dass die Immoralität überhand nimmt, welche sich namentlich in Pesth auch auf den Culminationspunkt erhoben hat, begünstigt durch Armuth, Mangel an Beleuchtung abgelegener Strassen und Leichtigkeit, sich in diesen Winkeln der Stadt den Forschungen der Polizei zu entziehen.

Pesth zeigt sich bei Nacht ganz anders als bei Tage und es liegen leider genug Beweise vor, dass die Polizei oft nicht im Stande war, dem gröbsten Unwesen zu steuern, welches von einem Laster zum andern führend, mit Unzucht und Berauschung beginnt, mit dem Diebstahl und dem Einbruch einen mächtigen Schritt macht und mit Mord und Todschlag endet, welche letzteren Fälle oft in der frechsten Art ausgeübt werden, z. B. als noch vor Kurzem am hellen, lichten Tage ein Mann beim Gasthof zum weissen Schiff ein junges Mädchen erstach u. dergl. mehr, worüber es besser ist, einen deckenden Schleier fallen zu lassen und anzudeuten, dass Mangel an strenger polizeilicher Aufsicht durchaus kein Beweis von Volksfreiheit sei.

Die Strassen Pesth's gewähren durch ihre grosse Lebhaftigkeit einen sehr angenehmen Anblick, namentlich während der Markt- und Messzeit, während welcher zu dem Treiben und Leben der Bewohner noch das von vielen Fremden kommt, die aus Fern und Nah herbeieilen und in ihren oft wunderlichen Trachten ein grelles Farbengemisch bilden. Der Orient schickt seine Abgesandten als Meerschaumhändler von Kleinasien, Pelzhändler aus der Wallachei und ganze Schaaren Kaufleute aus Serbien, Bosnien und Bulgarien. Wir sehen dann den schlesischen und mährischen Tuchfabrikanten seine Geschäfte mit Osmanen und Armeniern abmachen, der Engländer und

Franzose kauft rohe Naturprodukte, namentlich Taback, Weine, Häute und Inschlitt, während ihm hingegen wieder der Serbier, Wallache und andre Nationen die Kunstprodukte abhandeln und sich so ein buntes Chaos aller Sprachen, Kleidung und Sitten dem Auge zeigt, welches am wohlgefälligsten auf den schönen Gestalten der ächten Magyaren haftet. Während dieser Messe ist der grosse neue Markt, sonst eine sandige Wüste, der Josephsplatz und der Donauquai mit Buden, Zelten und Hütten bedeckt; ganze Schaaren langzöpfiger, mit bunten Bändern geschmückter ungarischer Landmädchen durchziehen die Zeltgassen und folgen den Tönen der Zigeunermusik, die lockend aus den Weinkellern und Gasthäusern ihnen entgegenschallt.

In Pesth und Ofen bewohnen die verschiednen Classen der Gesellschaft eben sowohl eigne Stadtviertel wie in andern grossen Städten und zwar ist die Raitzenstadt Ofens der Sitz der griechisch Confessionirten, Alt-Ofen und die Wasserstadt der Wohnort von Handwerkern und Juden, die Festung selbst wird grösstentheils von Beamten, Militair, Adel, Dikasterien und den Angehörigen der Kunst und Wissenschaft belebt. In Pesth hat der Adel kein eigentliches Faubourg St. Germain, jedoch ziehen sich die Paläste der Grossen grösstentheils längs der Donau hin, in der Nähe des neuen Marktes, Josephsplatzes und Landungsplatzes, theilweise auch zur Herrengasse, die von ihnen ihren Namen erhalten haben mag. Die Waitzner-Gasse und ihre Umgebung ist das Revier der Kaufleute, der Waitzner-Damm und die Gegend der Königsgasse das der Juden und die ärmere Volksclasse finden wir in der entfernteren Gegend der Franzen-Stadt und in den äussern Barrièren. Den imposantesten Anblick wird Pesth von der Kettenbrücke aus gewähren, die in kühnen Bögen Ofen mit Pesth schon binnen weniger Jahre verbinden soll und deren Ausführung den Händen eines englischen Ingenieurs, Namens Clarke, anvertraut ist, der bereits in England seine Kenntnisse und Geschicklichkeit dargethan, zur Ausführung dieses Riesenbaues durch sehr grosse Geldopfer gewonnen wurde. Grade über dem Nakoschen Palaste begann man 1839 die ersten Vorbereitungsarbeiten und bis zum Jahre 1846 soll das ganze Werk so weit gediehen sein, dass es dem Unternehmer, Baron Sina in Wien, bereits Nutzen und das

ungeheure Anlags-Capital Zinsen abwirft. Jedoch es sind schon zu viele Zeichnungen über dieses Bauwerk in Umlauf, als dass ich noch vieler Schilderungen nöthig hätte, um sich hingegen von dem wirklich kolossalen Maassstabe dieses Unternehmens einen Begriff zu machen, ist es durchaus erforderlich, die gegenwärtig gesteigerte Thätigkeit an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen, tausend der riesigsten Pfähle, gleich Mastbäumen, in dem sandigen Boden des Flusses verschwinden und das rege Leben auf der provisorischen Erbauungs-Eisenbahn selbst mit anzusehen. Dass es Herrn Clarke nicht an Neidern und Feinden fehlte, die die Ausführung seiner Arbeit gern gehindert hätten, ist vorauszusehen, und die Ursachen solchen Beginnens waren theilweise in dem gerechten Groll zu finden, dass die Vortheile dieser Speculation zum Lande hinaus in die Hände des griechischen Banquiers nach Wien fliessen werden, und um so mehr, da sich der Adel entschied, gegen sein hergebrachtes Recht, Brückenzoll zu zahlen, wogegen er sich sonst bei der städtischen vaterländischen Schiffbrücke feierlichst verwahrt hatte.

Die Nothwendigkeit einer stabilen Brückenverbindung zwischen Pesth und Ofen war allgemein anerkannt, jedoch scheiterte das Unternehmen allemal am Credite, wie am Gelde. Wohl jeder der Planmacher wäre gern über eine solche Brücke gefahren, aber es ist das Unglück Ungarns, dass oft Pläne gemacht werden, die deshalb nicht zur Ausführung kommen, weil es an den 3 Hauptbasen fehlt, Einigkeit, Geld und Unterstützung von der Regierung zu Wien. Mögen die gegenwärtigen Eisenbahn-Projekte nicht an diesen Klippen scheitern, damit nicht wieder die vielen kleinen ungarischen Pfennige den grossen Geldkasten in Wien voll machen und der Nutzen in den zeitgemässen industriellen Unternehmungen für das Vaterland verloren gehe.

Ungarn ist Oesterreichs reichster Staat, insofern als die ungarische Krone von österreichischen Fürsten getragen wird, und dass Ungarn mit treuer Anhänglichkeit an seinem constitutionellen König hängt, dass es im Stande sei, mit Ausdauer grosse Opfer zu bringen, bewies das: *moriamur pro nostra regina* des siebenjährigen Krieges, und es ist schmerzhaft, dass die oft bittern Reden der Ablegaten und die Span-

nungen zwischen constitutionellem Volk und Cabinet eintreten, um jene schönere Zeit der wärmeren Anhänglichkeit vergessen zu machen. Daher wird jeder ungarische Patriot mit inniger Liebe an dem greisen Palatin hängen, der als ein wahrer Vater des ihm anvertrauten Königthums beständig die oft so schwierige Rolle des Vermittelns übernahm und dessen eindringliche Worte die Stelle des Oels auf empörten Wogen vertraten. Von dem Palatin eben geht oft auch der zündende Funke der grossen Unternehmungen in Ungarn aus. Er ist es, der auch im höchsten Grade sich für die Einrichtung der Eisenbahn-Verbindungen interessirt und es ist wohl von dem gegenwärtigen Landtage vorauszusetzen, dass nicht erst im künftigen, sondern bereits in diesem Jahre die erste Hand an die Erdarbeiten der Pesther-Debrczyner und Pesther-Presburger Bahnlinie gelegt werden wird, da an eine Rentabilität dieser Bahnen zu zweifeln lächerlich wäre und die ersten geographischen Kenntnisse eines Schulknaben hinreichend sind, um Pesth seinen Platz als Emporium des Welthandels anzuweisen.

Die Eisenbahn-Verbindung zwischen Debrczyn und Wien würde wohl kaum auf die bisher bestehende Donau-Dampfschifffahrt einen nachtheiligen Einfluss ausüben, da bei einer bedeutend vermehrten Concurrenz das Publikum immer besser wegkommt, indem die Preise fallen und die Einrichtungen sich verbessern, und wenn man es auch der obern Donau-Dampfschifffahrt lassen muss, dass sie getreulich allen ihren Versprechungen nachkommt und die Dampfschiffe an Bequemlichkeit und Elegance nichts zu wünschen übrig lassen, so wäre doch in Bezug der Preisermässigung wohl noch etwas zu hoffen, wenn auch gleich die Dividenden der Herren Actionäre etwas geschmälert würden. In ihrem gegenwärtigen Verhältnisse ist die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft gezwungen, von ihren Gewinnsten auf der obern Donau und dem schwarzen Meere die Verluste auf der untern Donau zu decken; sobald aber einmal Landverbindungen durch Eisenbahnen im Innern Ungarns, namentlich in den Südprovinzen, Statt finden, so wird durch die Möglichkeit der günstigeren Verwerthung ungarischer Binnenproduktion auch der Export auf der untern Donau gehoben und, — mag man es auch gegenwärtig vielleicht für etwas zu sanguinisch

halten —, so glaube ich dennoch, über lang oder kurz den grossen Handelsweg zwischen Orient und Occident auf Dampfschiffen von Suez, Constantinopel, Trapezunt (Trebisonde) Donau aufwärts gehen zu sehn, und in dieser vielleicht nicht so fernen Zeit, in welcher allerdings der Leviathan des Monopols eines glücklichen Todes verblichen sein wird, mögen sich auch die Actionaire einer wallachisch-ungarischen Donau-Dampfschifffahrt auf 10 Prozent Dividenden freuen. Es liegt im höchsten Interesse der neu begründeten Handelsgesellschaft und Nationalbank, dass jene schon oben genannte Verwerthung der ungarischen Binnenproduktion eintritt, was aber wohl nicht eher der Fall sein kann als bis Eisenbahnen die so nöthige Communication herstellen und Dampfschiffe auch die Binnenströme Theiss, Marosch, Témesch, Sawe und Drau befahren werden, dann auch endlich der Baláton einige Dampfer aufzuweisen haben wird und eine Reise von Siebenbürgen nach Pesth nicht mehr mit den Gefahren einer Polar-Expedition oder Botocuden-Bekehrung zu vergleichen sein wird.

Der gegenwärtig begonnene Kampf der Meinungsverschiedenheiten, der bis zu einer bittern, leidenschaftlichen Sprache ausgeartet ist, beweist am besten, dass diese Unternehmung wohl nicht so radikal toll sein mag, wie gewisse Organe sie im Auslande auszuschreien versuchen, denn wäre dies der Fall, so würde man höchstens gelächelt und geschwiegen haben; so aber rufen die in Wien-Triester Interessen Betheiligten Anathema, weil ihnen das Messer an der Kehle sitzt, und weil der gute Ungar sich nunmehr nicht nur zur Zielscheibe der Wiener Witze gelten lassen will, sondern seinem höchst witzigen Nachbarn anfängt zu gescheut und selbsthandelnd zu werden. Es ist hier, wohl verstanden, nicht von einer Beleuchtung der innern Einrichtungen dieser Handelsgesellschaft die Rede, in so fern sie zweck- oder unzweckmässig seien — darüber mögen Männer von Fach, betheiligte Kaufleute entscheiden, deren angelegtes Capital sie ohnehin zu Raisonnements und reiflicher Ueberlegung nöthigen wird, sondern das Urtheil jedes unpartheiischen Interessenten des Wohles Ungarns muss für die Bildung einer Gesellschaft sein, deren Zweck darauf hinausläuft, die ersten Regeln der Staatsöconomie zu befolgen, indem man den Staat unabhän-

gig von aussen, stark in sich selbst, und hingegen das consumirende Ausland von sich und seiner Produktion, sei sie auf Rohstoffe, wie z. B. in den englischen Colonieen, oder auf Kunststoffe wie in England selbst beschränkt, abhängig macht. Kann der Critiker der Unternehmung nicht abstreiten, dass dies staatswirthschaftliche Normen sind, so muss er auch die höchste Wichtigkeit einer Unternehmung anerkennen, die gerade von solchen Grundsätzen ausgehend, das Joch einer unnöthigen Wien-Triester Vermittelung und daraus hervorgehenden Procentations-Nutzniessung abstreift, hingegen das bisher beinahe werthlose Bodencapital sich von diesen unberufnen Vermittlern aus ihrer Casse höchstmöglich interessiren lässt.

Wir sahen schon früher, ehe wir den Banat verliessen, dass dessen fruchtbarer und reicher Boden, der in Europa kaum seines Gleichen haben möchte, alle Elemente in sich trägt, um seine bisherige Produktion zu verdoppeln und zu verdreifachen, da man gegenwärtig wegen Schwierigkeit der Ausfuhr und des Absatzes nur gerade so viel baut als zum Unterhalte der Bewohner nöthig, und die beständig schlechten Strassen binnen weniger Monate in die grösseren Nachbarstädte auszuführen erlauben. Eben so fruchtbar jedoch, so ergiebig an Getreide, Taback, Hanf, Wein und dem Ergebniss der grossen Viehwirthschaften sind die eines überaus glücklichen Climas sich erfreuenden mittleren Provinzen Ungarns, welche jedoch gewissermassen von aller Welt abgeschnitten, auf sich selbst beschränkt bleiben und nicht so wie jene gesegneten Comitate an den Grenzen Oesterreichs und Steiermarks, ihre reichlichen Erzeugnisse höher verwerthen können; tritt dagegen nun die beabsichtigte Eisenbahn-Verbindung mit den Ostprovinzen ein, wird eine solche Unternehmung durch die constituirte Nationalbank unterstützt, so ist es ohne Zweifel, dass Pesth zum Wenigsten der Stapelplatz für den ungarischen Binnenhandel werden muss, und es liegt dann nur im Willen der Handelsgesellschaft, sich durch Allgemeinheit der Interessen zum Herrn dieses Stapelplatzes zu machen und so den Preis zu bestimmen, den die Abnehmer der Rohprodukte zu bezahlen genöthigt sein werden.

Dasselbe Verhältniss, jedoch in einer andern Art, stellt sich auf der Westseite der Donau heraus, in der uns die Verbin-

dungsstrasse nach Raab mit Seitenbahnen zum Stulweissenburger und Wesprimer Comitate ein eben solches Aufleben des Binnenhandels, namentlich in Wien, Knoppern und Früchten verspricht, da auch hier eine Strassenverbindung die Produktion selbst erst culminiren machen muss, und von Pesth aus der gegenseitige Produktenaustausch und die Ausfuhr gegen Süden Donau-abwärts und nordwärts in die Fabriksdistrikte des österreichischen Staates und in die Hauptstadt selbst reichlichen Gewinn verspricht.

Das Beispiel aller grossen Städte, die den Foyer eines Eisenbahnnetzes bilden, lehrt uns, dass diese sich binnen kurzer Zeit in jeder Beziehung heben und nicht nur an Grösse, sondern auch an Reichthum zunehmen. Desshalb kann auch wohl Pesth und Ofen einer glücklichen Zukunft entgegensehen, sobald die Eisenbahnen von Debrczyn und Presburg dort ausmünden, wobei es zu hoffen wäre, dass man so gut wie die Wiener-Triester Eisenbahn, sich selbst eine Locomotivbauanstalt anlege und, da Ungarn alles nöthige Rohmaterial im Ueberflusse besitzt, Tausende im Lande behalte, statt sie englischen, belgischen oder nordamerikanischen Maschinenbauanstalten zu Gute kommen zu lassen. Es ist dies kein leerer Traum, denn die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft besitzt bereits in Alt-Ofen eine Dampfschiffwerfte, von welcher meisterhafte Prachtbauten allen Anforderungen der heutigen wissenschaftlichen Stellung entsprechend den Stapel verlassen haben, in welcher eiserne Dampfböte, Maschinen und aller Schiffszubehör von sachverständigen In- und Ausländern erbaut tausend Händen Nahrung geben und dieses frühere Iudennest inmitten des Landes zu einer Schiffswerfte umgewandelt haben, die allerdings durch Wiener Geld und durch Wiener Interessen ins Leben gerufen wurde, grade dadurch aber hinreichend andeutet, dass Pesth unf Ofen für derartige Unternehmungen den besten Boden darbieten.

Die Actienunternehmung der Josephs-Dampf- Walz- Mahlmühle liefert einen neuen Beweis und Beleg zu der Annahme, dass Pesth und Ofen günstige Punkte und die Wiege einer zukünftigen nationellen Industrie sein können, sobald man sich nur gewöhnt hat, auf eigenen Füssen zu stehen und das nöthige Capital durch eine Garantie der Grundbesitzer herbeigeschafft

werden kann. Die Josephs-Dampfmühle hat sich deshalb nicht nur auf ihren ursprünglichen Zweck beschränkt, sondern liefert bereits jetzt unter der Direction des Herrn Fejer aus einer neu begründeten Maschinenbauanstalt Maschinen für Agricultur, Industrie und Gewerbe, die durch eine Prämie der Pesther Industrieausstellung als brauchbar und zweckentsprechend anerkannt sind.

Interessante Resultate gewähren im Allgemeinen diese Industrieausstellungen, deren zwar erst zwei abgehalten sind und die, obwohl auf ihnen noch nicht alle Zweige der vaterländischen Industrie repräsentirt waren, dennoch ein interessantes Bild des jährlichen Fortschrittes abgaben. So wie sie ein Bild der Thätigkeit des ganzen Landes im Grossen waren, so kann man sich in Pesth leicht im Kleinen von der speziellen Pesther Industrie überzeugen, welche in der Erzeugung vieler Gegenstände aus dem Bereich der Gewerbe sich mit den benachbarten Wiener Concurrenten kühn zu messen vermag. Ein Spaziergang durch die Waitznergasse, Herrengasse und Schlangengasse zeigt uns hinter den prächtigen Auslagekissen und Prunkfenstern die geschmackvollsten Waffenarbeiten, Tabacksrequisiten und Nationalcostüme, aus den Händen der Schneider, Schuhmacher und Posamentiere hervorgegangen, ausgezeichnetes Geschirr, an innrer Güte dem englischen gleichzustellen, kurz solche Gegenstände, die dem Nationalcharakter der Ungarn am meisten sich anschliessen und die durch das allgemeine Bedürfniss zuerst hervorgerufen wurden. Aber auch die Möbelniederlagen, Wagenfabriken, Leder- und Farbwaarenfabriken zeigen die Tüchtigkeit von Pesth's Kunstfleiss, so wie wir wieder in den Niederlagen der ungarischen Papier-, der siebenbürger Kotzen- und Teppich- und der oberungarischen Eisenfabriken mannichfache Proben einer mit dem Auslande würdigen Concurrenz vorfinden und, ist es im Allgemeinen belehrend den industriellen Zustand eines Landes zu erforschen, so ist es um so wissenswerther, dem plötzlichen Aufschwung eines ins kräftigste Leben tretenden Staates zu folgen und hierin die Befähigung für endliche Culmination und volle Selbstständigkeit vor den Augen entfalten zu sehen, so, dass, wenn die Hoffnungen nicht erfüllt würden, es wohl nur an einem lauen Patriotismus läge, der lieber die

Ueberschwemmung ausländischen Schofels über sich ergehen lässt, oder, dem Zwang der Mode folgend, Wiener und Pariser Artikel als Lebensbedürfnisse anerkennt, die das eigene Vaterland um billigere Preise, wenn auch in der ersten Zeit nicht gleich so wohlgefällig fürs Auge, darzustellen vermag. Es haben sich deshalb in Ungarn Vereine gebildet, nur vaterländisches Tuch zu tragen und lieber mit einem etwas gröbern Rock von ungarischer Schaafwolle, in Ungarn gefertigt, fürlieb zu nehmen als riesenmässige Steuern für eingeführte fremde Tuche indirect zu zahlen, wobei zu bemerken ist, dass in der Gaczer Actientuchfabrik derzeit schon ein ausgezeichnetes Tuch angefertigt und eine etwas gröbere Sorte in der Caczauer Strafanstalt und von den Tucharbeitern in Zips und andern Provinzen gemacht wird. Mehr würden solche Unternehmungen fruchten, wenn nicht in Pesth, durch Wiener Einfluss genährt, der Sinn für Luxus den für das Nützliche überragte, wovon am besten die glänzenden Kaufmannsläden einen Beweis liefern, von denen man in grössern norddeutschen Städten noch gar keine Idee hat. Eine eigne Verschwendung hierbei ist, um reichlich Käufer anzulocken, von den besten Malern Gewölbschilder anfertigen zu lassen, wodurch z. B. die Waitzner Gasse zu einer wahren Bildergallerie geworden ist, in der sich freilich unter vielem Schlechten manches Ausgezeichnete aus dem Pinsel eines Barabas, Lacatari etc. befindet.

Um Nationalcostüme ächter ungarischer Bewohner zu sehen, worunter ich nicht etwa die eleganten Trachten der Magnaten verstehe, wie sie sich auf dem Landtage, bei feierlichen Aufzügen und Gesellschaften zeigen und deren colossale Pracht und Kostbarkeit europäischen Ruf hat, sondern jene Volkstrachten meine, wie sie im Innern des Landes gebräuchlich sind, muss man die Pesther Wochenmärkte und Viehmärkte in Augenschein nehmen, bei welcher ersteren Gelegenheit der Donauquai das lebhafteste Bild zeigt. Theiss-Bewohner bieten auf ihren Wagen, die durch grosse Strohmatten gegen den brennenden Strahl der Sonne gesichert sind, um einen Spottpreis die schönsten Zucker- und Wassermelonen, oft von ungemeiner Grösse und dem würzigsten Dufte dar, neben ihnen sind die Trauben und Früchte aus dem Südwesten, fiedelnde Zigeuner, Käufer aus allen Classen

der Pesther Gesellschaft, herrschaftliche Husaren in ihrem bunten Gewande und der Tumult eines frohen und beglückten Lebens. Oft sieht man lange Reihen von Wagen aus Oberungarn, mit Eisen beladen, aus dem Innern mit Früchten ankommen, geführt von Slowaken, deutschen Colonisten und ungarischen schnurrbärtigen Pustenbewohnern, alle in ihrem eigenen, oft originellen Gewande. Auf dem breiten Rücken der Donau langen Kähne, Plätten und Flösse mit Früchten, Holz, Schindeln, Obst und tausend andern Produkten an, sowohl vom Banat hinaufkommend als aus Wien herab fremde Kunstprodukte führend. Ein solches Bild bietet nun Pesth, diese halborientalische Stadt, beinah täglich, am lebhaftesten aber bei Wochen- und Jahrmärkten. Auf der Donaubrücke drängt sich dann Alles am meisten zusammen und die Pächter machen glänzende Geschäfte, obwohl sie 40,000 Gulden Pachtschilling zahlen und jeder, der einen guten Rock trägt, die Prärogative des Adels ansprechend, zollfrei hinübergeht, während der arme Handwerksbursch, der Bauer wie gewöhnlich zahlen müssen. Ueber diesen Gegenstand ist bereits so viel räsonnirt worden, dass es überflüssig wäre, darüber ein Wort zu verlieren, und es sieht auch jeder vernünftige Ungar am besten ein, dass, so lange der, der am meisten hat, nicht zahlt, von einem Besserwerden keine Rede sein kann und eben deshalb übernahm es auch der Adel, um der Erbauung der Kettenbrücke kein Hinderniss in den Weg zu legen, bei dieser ein Passagegeld zu entrichten. So viel Unangenehmes die Schiffbrücke auch haben mag, besonders da ganz frühe Morgens durch das Hindurchgehen der Schiffe die Passage gehemmt ist, so sieht man im Winter, wenn sie abgebrochen ist, leicht ihre unumgängliche Nothwendigkeit für den Verkehr beider Städte ein, während welcher man sich, wenn die Donau nicht mit festem Eise bedeckt ist, über diese auf jämmerlichen Kähnen, von der allergröbsten Menschensorte, die obenein noch oft betrunken ist, hinüberführen lassen muss, was namentlich während des Eisganges ein lebensgefährliches Unternehmen ist, wie die vielen Unglücksfälle beweisen, welche beinahe jährlich während dieser Epoche sich auf der Donau ereignen. Daher ist es auch wohl den Bewohnern beider Schwesterstädte leicht zu verzeihen, wenn der Eisgang der Donau ihnen einen uner-

gründlichen Stoff zu Gesprächen abgiebt, denn so schmerzhafte Erfahrungen, wie sie im Jahre 1838 gemacht wurden, vergessen sich nicht so leicht, besonders von jenen, die durch die tragische Begebenheit der damaligen Ueberschwemmung selbst in Lebensgefahr gesetzt wurden oder denen durch das Wasser, durch das Verderben der Waarenvorräthe, durch das Einstürzen der Gebäude und durch den Verlust ihres Mobiliars bedeutende Einbussen zugefügt wurden. Einer meiner Bekannten wurde so plötzlich vom Wasser überrascht und hielt die Gefahr Anfangs für so unbedeutend, dass er, da die Thür geschlossen war und er zu viel Zeit zum Zusammenpacken seiner bereits schwimmenden Effekten gebrauchte, sich auf einen grossen Tisch flüchten musste, der sich jedoch zum Schrecken meines Freundes immer höher erhob und der ohnehin niedrigen Stubendecke näherte. Die Thür war bereits ganz im Wasser verschwunden und durch den obern Theil der Fenster fiel das matte Dämmerlicht des Morgens. In seinem leichten Nachtgewande fror der Arme jämmerlich und sein Entsetzen steigerte sich bis zur Todesangst, als der Tisch anfing, gegen die Balken der Zimmerdecke zu drükken. Noch immer gab er nicht die Hoffnung auf, dass das Wasser so plötzlich fallen würde wie es gestiegen war, doch als dies nicht eintrat und er trotz dem, dass er sich flach auf den Tisch gelagert hatte, den Druck des Tisches nicht mehr zu ertragen vermochte, auch das Wasser bereits über denselben hinströmte, so entschloss er sich zu einem Wagstück, stürzte sich in das Wasser, tauchte unter, gelangte glücklich zu dem bereits ganz durch das Wasser bedeckten Fenster und entkam durch dieses, welches durch den Druck des Stromes bereits zerschmettert war, glücklich ins Freie und auf einen Balcon, von wo ihn ein Rettungsboot mitnahm, worauf wenige Minuten nachher das Haus mit ungeheurem Gekrache zusammenstürzte und sein ganzes Besitzthum, welches allerdings bei einem armen Rechtscandidaten nicht bedeutend sein konnte, zerstörte. Die Folgen dieser Frühlingsschwimmparthie waren glücklicher Weise nur ein kaltes Fieber und nach solchen unangenehmen Erinnerungen war es meinem guten Freunde wohl zu entschuldigen, wenn alle Jahre der Donau-Eisgang seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte.

Ein anderer mir bekannter Herr hatte glücklich die Ueberschwemmung auf dem Boden seines Hauses überstanden, wo er während der Schreckenstage mit seinen Kindern oft in der ungeheuersten Angst geschwebt, besonders wenn in der nächtlichen Stille das Gepolter der einstürzenden Häuser zu ihm hinübertönte, und dies bestimmte ihn auch, beinahe am Ende der Ueberschwemmung, als das schmutzige Schlammwasser noch wenige Schuhe hoch in den Strassen stand, sein Haus mit seinen Kindern zu verlassen. Erst trug er zwei kleinere auf den Armen ein Paar Strassen weit zu einer bekannten Familie und eilte dann zurück, um das letzte, einen 8jährigen Knaben, dem er zu warten befohlen hatte, abzuholen. Als der Knabe seinen Vater von Weitem sich nähern sah, so eilte er demselben unglücklicher Weise voller Angst und Ungeduld entgegen und schon wollte der Vater, nachdem er einige Vorwürfe ihm gemacht, das Kind ergreifen, als es dicht vor seinen Augen versank und durch den heftig tobenden Strom eines unterirdischen Abzugsgrabens, durch welchen die abfliessenden Wasser der gefallenen Donau zueilten, hinfortgerissen wurde. Alle Bemühungen waren natürlich umsonst und erst nach einigen Tagen fand der unglückliche Vater die Leiche seines Kindes weit stromabwärts am Ufer der Insel Csepel.

Zum ewigen Angedenken an die unglückliche Catastrophe der Ueberschwemmung sieht man noch heute an vielen öffentlichen Gebäuden die Wahrzeichen des hohen Wasserstandes und jener Damm, den man zur Abwehr der höchsten Gefahr auf dem Waitzner-Damm aufgeschüttet hatte, steht jetzt als trübe Reminiscenz inmitten der Stadt da, bei trocknem Wetter ein Arsenal für die schrecklichsten Staubwolken, die den Aufenthalt in Pesth so unangenehm machen können, bei nassem Wetter ein grossartiger Schmutzhaufen.

Einen entschiednen Vortheil hat die Ueberschwemmung dadurch nach sich gezogen, dass die bereits seit dem Jahre 1808 bestehende Stadtverschönerungs-Commission um so kräftiger ins Leben trat und bei den vielen nothwendig gewordenen Neubauten alles anwandte, um Pesth zu einer der schönsten Städte der Welt zu machen, und dass dies geschah, bewies auch die wirkliche Folge, indem unter höherer Leitung die aus

1 Präsidenten, 3 Magistratsräthen, 3 Gliedern der Wahlbürgerschaft, 1 Architekten und mehreren andern Männern von Fach bestehende Commission die herrlichsten Strassen erstehen liess und noch heute dadurch thätig wirkt, dass kein Haus ohne Prüfung und Genehmigung des Bauplans erbaut werden darf. So gewann Pesth seine jetzige bewundrungswürdige Gestalt und erstieg wie ein Phoenix aus dem Schutte, in den sie der Ungestüm der Donau gelegt hatte. Denn diese Donau ist der mächtigste Feind der Pracht an ihren Ufern, sie hat bei Ofen eine Breite von 400 Klaftern, engt sich aber bei der Schiffbrücke bis auf 240 Klafter zusammen und trägt Schiffe von 6—8000 Centnern, deren ohne Dampfschiffe jährlich mehr als 1000 an die hiesigen Ufer anlegen und dadurch der Stadt eine Abgabe von 15—20000 Gulden einbringen. So trägt also die Donau allerdings auch direkt Geld ein, doch bedenke man, dass der nothwendige Donauquai in Pesth allein über 100,000 Gulden kostete und dass die 28 Schuh breite Schiffbrücke in ihrer Länge von 240 Klaftern, mit 16 Laternen beleuchtet und auf 42 Pontons ruhend, allein 40 bis 50,000 Gulden jährlicher Reparaturkosten erforderte. Die Donau hat an der Ofener Seite ihre grösste Tiefe, wo sich die Felsenabstürze des Blocksberges hineindrängen und zwar 48 bis 50 Schuh, während die Mitte zwischen 24 und 36 und auf der Pesther Seite dieselbe zwischen 12 und 15 Schuh wechselt.

Mitten in der Donau etwas stromaufwärts befindet sich die reizende Margarethen-Insel, welche, ein Besitzthum des Palatins, dem Besuche des Publikums geöffnet ist und hinreichend mit reizenden Spaziergängen versehen, ungeachtet ihrer ziemlich weiten Entfernung, ein angenehmer Ausflug aus der Hauptstadt ist. Auf der Pesther Seite der Donau befinden sich 2 Schwimmschulen, von denen die eine dem Militair, die andre dem Civil gewidmet ist und von denen die eine aus Vorsorge vor dem Ertrinken mit einem durchlöcherten Boden versehen ist, den man schnell heben kann, um untergesunkne Schwimmer wieder an das Tageslicht zu fördern. Der Preis, um dort den Unterricht zu erhalten, ist unbedeutend, das Lokal selbst ist sehr gut eingerichtet und jeder Fremde, der seine Schwimmfähigkeit darthut, kann für einen unbedeutenden Preis beständig die Schwimmschule benutzen.

Dem Badenden wird ein ähnlicher Genuss in den zahlreichen Badeanstalten Pesth's geboten, denen Elegance und gute Aufwartung nicht mangelt. Verlangt man jedoch ein schwefelhältiges bei scrophulösen, rheumatischen und syphilitischen Krankheiten ein unschätzbares heisses Mineralwasser, so wandre man nach Ofens Heilquellen, die schon in grauen Römerzeiten gekannt und von den Türken, den grossen Badefreunden, fleissig besucht und geschmückt wurden. Es giebt deren 3, von denen das Brückbad am bequemsten und nächsten liegt und unter allen wohl am sehenswürdigsten ist, das Kaisersbad, ein entfernteres, jedoch mit freundlichen Anlagen versehen und durch seine besondren mineralischen Kräfte berühmt und von wirklichen Badegästen frequentirt, die durch regelmässige Stellwagenfahrten von Pesth aus hinexpedirt werden. Das dritte Bad, wenig der Rede werth, aber doch immer eine schätzbare Heilquelle, liegt etwas stromabwärts vom Brückbade, heisst das Blocksbad und dient besonders zum Gebrauch für die Garnison. In dem interessanten Brückbade finden wir ausser den überall gebräuchlichen Wannenbädern noch die interessante Einrichtung eines türkischen Bades, Ueberbleibsel der türkischen Herrschaft. Unmittelbar neben dem steilen Felsen des Blocksberges, wo die Heilquelle aus dem Kalkgebirge hervorsprudelt, ist ein tiefes Bassin, überragt von einer auf Säulen ruhenden Kuppel, mit angebauten Gemächern, ganz in der Art wie die türkischen Bäder im Orient sind. Dieses Bad ist jetzt von der gemeineren Volksklasse zum gemeinschaftlichen Baden beider Geschlechter in Besitz genommen worden.

Doch werfen wir, ehe wir zu den wissenschaftlichen Gegenständen der Residenz übergehen, auf unserm Rückwege nach Pesth noch einen Blick auf die beiden Schwesterstädte. Während auf einer Seite Pesth in seiner Ebene, gut geplastert, mit seinen schönen Palästen, schnurgraden Strassen und grossartigen Vergnügungsörtern, zu denen wir auch noch den Orczyschen Garten und die bürgerliche Schiessstätte rechnen müssen, sich ausdehnt, erhebt sich auf der andern das uralte Ofen, Buda, mit seinen krummen türkischen Gassen, schlecht gepflastert, mit kleinen Häuserchen und schönen Kirchen, bald im tiefen Thale, bald auf dem hohen Gebirgsrücken, gekrönt durch das königl.

Schloss einerseits, andrerseits durch seine astronomische Sternwarte, welche weit ins Land hinausschaut. Die alte berühmte Festung, bald das Besitzthum der Ungarn, bald das der Türken und wieder der Ungarn, öffnet sich uns durch 4 Thore, zu denen steile Strassen hinaufführen. Die letzte Eroberung im Jahre 1686 hat noch heute Spuren aufzuweisen und jene Bastione, die man gegenwärtig zu den schönsten Spaziergängen umgewandelt hat, wurden grösstentheils erst seit jener Zeit gebaut. Man mag sich von jener Seite nähern, so nimmt sich das königl. Schloss gleich grossartig aus, das in seinem Erdgeschoss 66, im 1sten Stock 47, im 2ten 78 und im 3ten über 200 Zimmer enthält. Ausserdem umgeben es die schönsten Anlagen, die der Natursinn des Palatins entstehen liess und beinahe jährlich vergrössert. Seit dem Jahre 1790 werden hier die Kron-Insignien des ungarischen Reiches, Krone, Scepter, Reichsapfel, das Schwerdt Stephans, der Krönungsmantel, die Handschuhe, die rothseidnen Strümpfe und die Kronsandalen aufbewahrt, durch eine eigene Kronwache gehütet und bei jeder Krönung nur 6 Tage ausgestellt.

Ein grossartiges Institut Ofens ist die Universitäts-Buchdruckerei, die nicht nur mit den neusten Erfindungen ihres Faches versehen ist, sondern auch aus ihrer eigenen Papierfabrik zu Kremnitz, die mit Dampf betrieben wird, ihr Papier in ungeheuren Quantitäten bezieht, indem die Fabrik an 200 Ries Maschinen-Papier täglich erzeugt.

Von den wohlthätigen Versorgungs-Anstalten und Krankenhäusern Ofens, worunter sich besonders die achtungswerthe Thätigkeit der Barmherzigen beiderlei Geschlechts auszeichnet, vergessen wir nicht die Blinden-Anstalt, welche durch ihre gediegnen Leistungen unter der meisterhaften Leitung eines ausgezeichneten Directors sich die allgemeine Liebe und Theilnahme des ganzen Landes erwarb.

In Pesth ist besonders in der neuern Zeit so Manches geschehen, um auf die Bildungsstufe der ganzen Nation vortheilhaft einzuwirken. Es haben sich Akademieen und wissenschaftliche Vereine gebildet, es hat sich ein Theater begründet, das den Zweck hatte, bessern Geschmack und die vervollkommnete Nationalsprache allgemein zu verbreiten, es enstanden Leihbiblio-

theken, Journalcirkel und an der Spitze alles wissenschaftlichen Treibens arbeitete die Universität allerdings nicht ganz nach deutschen Begriffen und Institutionen, vom Graner Erzbischoff und Primas, Cardinal Peter von Pázmán 1635 mit einem Fond von 1 Million Gulden, ursprünglich in Tyrnau gestiftet, von der Kaiserin Maria Theresia 1770 mit den Einkünften der Abtei Foeldvár dotirt und 1777 nach Ofen verlegt, aber erst im Jahre 1780 eröffnet, dann 1787 nach Pesth verlegt, wo sie bis heute noch unter der Leitung von 49 Professoren, 4 Adjuncten und 9 Assistenten und mit grossartigen Geldmitteln ausgerüstet besteht. Da die beständig über Tausend betragende Anzahl der Zuhörer, welches namentlich Mediciner und Juristen sind, keine Collegien zahlen, so hat der Staat die Besoldung der Professoren auf sich genommen und es sind deshalb noch 1804 von dem Kaiser Franz die Einkünfte der Propstei Thuróczy nebst der Hälfte der Propstei Bozók geschenkt worden. Zur Universität gehören eine 61,000 Bände enthaltende Bibliothek und die theils im Universitäts-Gebäude aufgestellte Naturalien-, physikalischen und anatomisch-pathologischen Sammlungen, dann der botanische Garten und endlich die schon erwähnte Universitäts-Buchdruckerei.

Ein für die gegenwärtige Richtung der ungarischen Nation und das Streben ihres geistigen Princips bezeichnenderes Institut ist die Akademie der Wissenschaften und Künste, nachgeahmt den Normen bereits bestehender ähnlicher Akademieen, aber, wenn auch in sich noch nicht so gediegne Talente wie das Ausland bergend, so doch durch ein jugendlich frisches Feuer ausgezeichnet. Die bedeutendsten Männer des Vaterlandes haben sich ihr angeschlossen, um sich gemeinschaftlich in der heiligen Arbeit für die Hebung ihres Vaterlandes durch Kunst und Wissenschaft gegenseitig zu unterstützen, und dass Ungarn für solche geistige Richtung im höchsten Grade befähigt ist, wird wohl kein vernünftiger Mensch mehr bezweifeln. Ich nenne nur Wenige, Graf Moritz August von Benjovszky, zu Werbowa im Neutraer Comitate geboren, der Sohn eines Generals, später in Litthauen lebend und der polnischen Conföderation gegen Russland beitretend, war zuletzt in dieser Generalquartiermeister und Befehlshaber der Cavallerie. Gefangen

genommen und nach Kamtschatka verbannt, entfloh er 1771 nach der japanischen Insel Niphon, ging dann nach Formosa und endlich nach Macao, wo er seine geliebte Kamtschadalin Afanasia verlor und darauf nach Frankreich sich zurückbegab, um jedoch baldigst wieder auf Madagascar ein Etablissement anzulegen. In Madagascar, wohin er seine Frau auch aus Ungarn mitgebracht hatte, wurde er zum König der Wilden erklärt, starb jedoch endlich, nachdem er vorher noch Europa und Amerika besucht, von französischen Soldaten erschossen. Noch heute leben in Trenchin in Ungarn Leute, die seine Frau, welche im J. 1826 starb, sehr wohl kannten.

Der österreichische Generalfeldmarschall-Lieutenant Kray war ebenfalls ein Ungar, und heute kennt wohl jeder Franz Liszt, aus Raiding im Oedenburger Comitat 1812 gebürtig; ferner die Dame Unger Sabatiera, aus Zips gebürtig, und die einst so berühmte Fräulein von Lechleitner, eine Pestherin, längere Zeit in Lissabon als Prima Donna. Dies sind nur einzelne Namen und es würde zu weit führen, wenn ich alle gelehrten Männer bis auf den heutigen Tag nennen wollte, und ich begnüge mich daher, von den Kunstjüngern der Gegenwart nur Marko, Barabas, Férenczy und Lacatari zu erwähnen und von Schriftstellern den Grafen Széchény, Aurel Desöwfy, Josika, Nágy etc. etc. —

Bei dem lebenslustigen Charakter der Pesther und Ofener sollte man natürlich annehmen, dass die Theater glänzende Geschäfte machen müssten, doch leider dem ist nicht so, wie die Herren Directoren der Bühnen es wohl wünschen möchten. Ausser mehreren Liebhabertheater-Unternehmungen, in welchen für edle Zwecke bisweilen selbst die hohe Aristokratie spielt, giebt es in Pesth 2 und in Ofen 1 Theater und ausserdem in Pesth wie in Ofen auch Sommertheater oder Arenen. Die deutsche Bühne Pesth's wurde 1808 begonnen zu bauen und bis 1812 mit einem Kostenaufwande von mehr als einer Million Gulden so weit beendet, dass die Bühne eröffnet werden konnte, die 3000 Menschen auf den Zuschauerplätzen zu fassen im Stande ist. Die Stadt als Eigenthümerin dieses Gebäudes verpachtet dies an den Meistbietenden, der jedoch gewissen Verpflichtungen in Bezug der Kunst nachkommen muss. Obwohl

es nicht zu leugnen ist, dass das riesengrosse Gebäude viele einzelne architektonische Schönheiten aufzuweisen hat, so ist es dennoch nur eine riesige Steinmasse, die sich namentlich gegen den Theaterplatz ziemlich armselig ausnimmt und erst deren neurer, gegen die Donau gekehrter Theil entspricht mehr der Grossartigkeit des Gebäudes, der der Säulenporticus und das Frontispiz angemessen ist.

Die innre Einrichtung der Lokalitäten für Redouten und Bälle ist gediegen und geschmackvoll. Ueber den breiten Sims im Saale läuft eine Reihe zierlich gearbeiteter Sculpturen, denen die Deckverzierungen angemessen sind, und für die Beleuchtung ist durch eine grosse Anzahl von Kronleuchtern gesorgt, die den Hauptsaal sowohl als die lange Reihe der Nebengemächer beim Strahle der tausend Kerzen und bei dem Getümmel fröhlicher Masken und dem Schalle eines ausgezeichneten Lannerschen oder Straussischen oder Morellischen Orchesters in einen feenhaften Aufenthalt umwandelten. Hier feierte Liszt seine Triumphe, denen im ungarischen Theater die Krone aufgesetzt wurde, hier entlockte der Geigenheros Ernst stürmischen Beifall, hier sprühte so mancher Witzfunken humoristischer Vorlesungen, hier wurde so mancher bei derselben Gelegenheit nicht be-, sondern ausgelacht und so manches Concert heruntergespielt, gesungen und gekratzt, welches nicht die Beleuchtung zu zahlen im Stande war. Ja, wenn diese Säle sprechen könnten, alle jene Schmachtwinkelchen hinter den Säulen ihre Mémoiren schreiben möchten, da würde manche entstehende Liebe, manche untergegangne Hoffnung und sehr viele herangetanzte Schwindsuchten enthüllt werden, man würde erfahren, welche unpartheiischen Urtheile bei Kunst- und Industrie-Ausstellungen, die ebenfalls in diesen Räumen abgehalten werden, gemacht worden sind! Doch glaube ich kaum, dass sich jemand finden würde, der besonders nach dem Letzteren Lust trüge. Betrachten wir die Donauseite des Theaters als die vordere, welches Prädikat sie wegen ihrer grössern Schönheit verdient, so ist es die hintere, welche zum Theater und als Conditorbude benutzt wird. Eins ist so wichtig wie das andre und wer einmal das *sans gène* bewundert hat, mit dem dort vor dem prächtigen Appetit der Pesther Dandys ganze Berge von Mohnbeigeln und

Leckwarstritzeln verschwinden, der wird hoffentlich, wenn ihm das Wasser im Munde zusammenläuft, ein wenig aus seiner norddeutschen Aesthetik herauskommen und es sich in dieser öffentlichen Abfutterungsanstalt eben so gut wie jeder Andre schmecken lassen, dann aber auch mir beistimmen, dass Conditorbude und Theater gleich wichtige Gegenstände sind.

In den grossen Theaterräumen werden abwechselnd Opern, Schauspiele, Lustspiele und Possen, Thier- und Menschencomödieen aufgeführt und Miss Babba, die Elephantendemoiselle, errang sich hier trotz dem, dass sie durchfiel, einen eben so grossen Beifall als der Tausendkünstler Doebler und die Sirenenstimme der Pesther Prima Donna assoluta, Demoiselle Carl. Unstreitig hat die Bühne durch die Erbauung des ungarischen Nationaltheaters ungemein verloren, es ist durch diese Kunstconcurrenz wenn auch nicht der Geschmack des Publikums gebessert, so doch wenigstens die Anforderungen desselben erhöht worden, und da die ungarische Bühne stets mit der Aufführung des Neusten und Besten voranschreitet, so hat die deutsche einen allgewaltigen Kampf mit dem lebensfrischen Magyarismus zu bestehen, und das wetterwendische Publikum verlangt beinahe zu oft Neues und fremde Gäste, über welche nicht selten die *vox populi* ein strenges Urtheil spricht, hingegen aber auch wieder sie mit fast übertriebnen Beifallsbezeigungen überschüttet, so dass dem Norddeutschen angst und bange wird, wenn er schon hier in italiänischer Manier den Beifallsunfug und eine ächt-pariser *Claque* vorfindet, welche letztere namentlich von alten stabilen Sängerinnen in regelmässigem Solde gehalten wird. An Decorationen des Theaters ist nicht gespart worden und der vortreffliche Decorationsmaler Neefe hat sich hier wie bei der ungarischen Bühne einen bleibenden Ruhm erworben. Bei dem lebhaften Charakter des Publikums und namentlich der Publikümer ist es natürlich, dass gediegne classische Schauspiele, Schillersche und Shakespearesche Meisterstücke weniger Anklang finden als die lärmende Opernmusik italiänischer Vorstellungen und Nestroysche Localpossen, auf Pesther Leisten umgemodelt. Bei besonders feierlichen Angelegenheiten wird der äussre Schauplatz erleuchtet und dies jedesmal dann durch die Zettel bekannt gemacht, ein Ereigniss, welches für den Fremden

um so mehr Interesse hat, da er bei so günstiger Beleuchtung die Grossartigkeit des Raumes, die Pracht der Decoration um so leichter wahrnehmen kann. Die Preise zu den verschiednen Plätzen sind sehr niedrig gestellt, was auch wohl die Ursach sein mag, dass den Directoren der Bühne ihre Unternehmung in speculativer Hinsicht missglückt und sie sich, statt mit einer vollen Casse, mit dem reichlich gespendeten Lob des Publikums und der Journale begnügen müssen. So erfinderisch wie die Italiäner, sind auch die Pesther in ihren Beifallsbezeigungen und man begnügt sich nicht mit dem Chorus von bravo und bravissimo, sondern ruft auch wohl 3 bis 4 Mal hinter einander heraus, wirft ganze Bündel Gedichte ins Parterre, Blumen auf die Bühne und lässt Tauben fliegen, die an ihrem Schwanze in symbolischer Bedeutung Kränze auf die Bühne expediren müssen, wobei es jedoch keine Seltenheit sein mag, dass die Taube die Bassgeige für die Prima Donna assoluta ansieht oder den Lokkenkopf des Musikdirectors als willkommnen Ruhepunkt betrachtet. Diese übertriebnen Lobeserhebungen rufen allerdings bisweilen eine Opposition hervor, welche den Spektakel in entgegengesetzter Weise eben so weit treibt um durch Zischen, Pfeifen und Poltern die Claque zum Schweigen zu bringen, so dass der Fremde glauben möchte, es würde wenigstens zu einer Prügelei kommen und als Folge ist es dann nicht zu wundern, wenn hier der interessante Vorfall sich ereignet, dass beide Extreme, das Beifallsverbot in Hannover und die Beifallsorkane in Pesth als gleiche Resultate, die höchste Arroganz der Schauspieler und Kunstjünger hervorrufen, so dass z. B. der Redacteur des Ungars in Pesth, H. Klein, ein fleissiger und thätiger Journalist, von einem über die Critik unzufriednen Schauspieler *sans façon* insultirt wurde, und ähnliche Anerbieten auch dem Redacteur des Tageblattes gemacht wurden.

Das ungarische Nationaltheater wurde, da es sich als ein zeitgemässes Bedürfniss herausstellte, durch freiwillige Beiträge von der Nation erbaut, ist ein freundlicheres, im innern Zuschauerraum zwar beschränkteres, aber glänzenderes Lokal als die deutsche Bühne, wird durch Gas erleuchtet und spielt nur in ungarischer Sprache mit Ausnahme einzelner italiänischer Opernvorstellungen. Besonders im Fache des Schauspiels und natio-

nellen Lustspiels hat diese Bühne durch ihre Künstler Ausgezeichnetes geleistet und der Fremde bekommt den besten Begriff des heitern Nationalcharakters, wenn er den Vorstellungen des Peléskey Notarius und Tiszt-Ujtás beiwohnt, in welchen der heitre Jubel des Stückes wie der Zuhörer ihn, wenn er auch selbst nicht der Sprache mächtig wäre, wie in einen Strudel hineinzieht und er zum Wenigsten das Gefühl theilt, dass hier von ganzer Seele gespielt wird. Wie schon oben angedeutet wurde, besteht zwischen beiden genannten Bühnen eine Art Rivalität, wobei es nicht an Spannungen und unangenehmen Auftritten gefehlt hat, und während auf der einen Seite das deutsche Theater in Pesth als ein Feind und Eindringling in die ächte Nationalität angesehen wird, spottet die Gegenpartei und meint, zum Theater bauen und zum Amusement hätten die Ungarn leicht das nöthige Geld zusammentreiben können; wenn es hingegen aber auf Schulverbesserungen, Strassenbauten und ernsthafte Unternehmungen ankäme, so wäre kein Kreuzer disponibel. Natürlich sieht der Unpartheiische ein, dass beide Meinungen, die sich so crass entgegenstehen, durchaus falsch und nur Beweise einer gegenseitigen, höchst feindseligen Erbitterung sind und es wäre thöricht, im 19ten Jahrhundert die nationelle Wichtigkeit einer Bühne abzusprechen, durchaus falsch ist es aber, dass nur zu Vergnügungen Geld aufzutreiben wäre, denn mit jedem Jahre entstehen neue Strassen, man begründet Handelsgesellschaft und Nationalbank, baut Spitäler und Museen, Strafanstalten und Fabriken, unterstützt Leidende und Kranke mit der grössten Bereitwilligkeit, und wenn man in jedem Reiche mit der Erbauung der Bühne so lange warten wollte, bis Alles in einem zeitgemässen Zustande ist, so gäbe es sicher keine Theater, da schon während der Realisation einer Zeitanforderung wieder eine neue entsteht. Hat aber Berlin sein stehendes französisches Theater, Wien seine regelmässigen italiänischen Opernvorstellungen, wodurch das Verhältniss sich zur Volksmasse lange nicht so günstig herausstellt als das der Deutschen in Ungarn, so wäre es unbillig, der Hauptbevölkerung Pesth's, den Deutschen, nicht ein Theater gestatten zu wollen, und hört das deutsche Theater einst auf, der Bevölkerung Bedürfniss zu sein, so wird sich dies dadurch am besten zu

erkennen geben, dass die Bühne bankerott wird. Gegenwärtig beweisen die Arena in Pesth wie in Ofen, dass in beiden Städten der Sinn für deutsche Darstellungen noch sehr rege sei. Die Arena ist ein im antiken Geschmack aufgeführtes Sommertheater ohne Dach, also den Einflüssen der Witterung, der Hitze und Kälte gleich stark ausgesetzt, was jedoch bei dem dauernd heitern Himmel dieser Gegend weniger zu bedeuten hat und trotz allen dem nicht den Besuch eines starken Publikums abhält, welches namentlich, weil es hier Tabak rauchen kann, fleissig die aufgeführten Lustspiele und Spektakelstücke besucht, denn da bei der Beleuchtung des Tageslichtes, den grünen Decorationen der Bäume ringsum und der Beschränktheit des Raumes keine andren Piècen als eben solche gegeben werden können, so kann man auch an die Wirksamkeit der Arenas keine andren Ansprüche machen. Es legt deshalb auch die Critik einen andern Maassstab an und das Publikum findet es ausserordentlich ergötzlich, wenn ein Kater über die Bühne spaziert, eine Schaar Spatzen sich auf die Decorationen setzt und dergleichen Unterbrechungen die Spektakelstücke nur noch ergötzlicher machen. Allerdings hat man in neurer Zeit auf der Ofener Arena bei Lampenbeleuchtung sich sogar bis in die Aufführung von Opern verstiegen, aber der Gedanke, in einer Ofener Arena bei nächtlicher Weile unter freiem Himmel einen Don Juan oder dergl. aufzuführen, wird eben hierdurch wieder zu einem Spektakelstück und im Interesse der Kunst kann man solchen Unternehmungen keinen Werth beilegen, wohl aber sie aus leicht ersichtlichen Ursachen nicht zweckgemäss und nur als seltne Ausnahmen betrachten. Daher macht auch die Journalcritik mit so etwas nicht viel façon und es giebt glücklicher Weise heute hinreichende Tagesblätter, die keinen Vorrathskasten für besoldete Lobhudelei haben, sondern frank und frei von der Leber wegsprechen, sollte selbst ein wüthend gewordner Coulissenreisser mit einer Tracht Prügel die Redaction bedrohen wollen.

So wie wir in Pesth deutsches und ungarisches Theater finden, so giebt es auch deutsche und ungarische Journalistik, von welchen die erstere sich mehr im Bereiche der Unterhaltung, die letztere mehr in dem der Politik bewegt. Der Pesti-Hirlap (das Pesther Tageblatt) unter der Redaction des Herrn

Kossúth Lájos ist unstreitig gegenwärtig das in Ungarn am meisten verbreitete, geschätzteste und gelesenste Journal, es ist das Journal der Opposition und der Vorkämpfer für Nationalität, die bisweilen allerdings in Ultramagyarismus ausartet. Herr Kossúth, den die meisten meiner Leser wohl aus seinen zahlreich verbreiteten Portraits kennen werden, hat schon seit langen Jahren seine ganze Thätigkeit und selbst seine bürgerliche Freiheit den Interessen seines theuren Vaterlandes dargebracht, er hat gekämpft für die Oeffentlichkeit der landtäglichen Verhandlungen und gab, um dies zu bewerkstelligen, bei dem vorletzten Landtage eine geschriebne Landtags-Zeitung, die die gesprochnen Reden enthielt, heraus. Der Zweck seines Unternehmens hierbei war keine engherzige Speculation, sondern die edle Absicht, im ganzen Lande bekannt zu machen und jedem Staatsbürger die Augen zu öffnen, wie er auf dem Landtage vertreten würde, welche Schritte geschahen, um die Regierung an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Constitution zu erinnern und so das Volk mit der Wichtigkeit des Kampfes vertraut zu machen, der am Landtage für die heiligsten Interessen der Nationalität von einzelnen kühnen Männern glorreich durchgekämpft wurde. Die Regierung konnte ein solches, ihre eignen Interessen durchkreuzendes Unternehmen, da es ohne ihre Genehmigung begonnen wurde, nicht gutheissen, und als Kossúth die sichre Aussicht des Märtyrerthums dem pünktlichen Gehorsam vorzog, so wurde er gefänglich eingezogen und erhielt seine Freiheit erst wieder, als das feste, männliche Auftreten des Landtages die Regierung bestimmte, eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen. Ungarn bekam seinen Gracchus wieder und tausend Beweise der Verehrung und Liebe belohnten den kühnen Mann für den überstandenen Verlust seiner Freiheit. Aus dem Vorigen geht hervor und es bedarf keiner weiteren Erläuterung, in welchem Geiste Kossúth seinen Pesti-Hirlap redigirt, auf jeder Columne des Blattes hat er consequent sein vorgesetztes Ziel verfolgt, zu Tausenden von Abonnenten, durch welche Hunderttausende im Lande das Blatt lesen, von dem hohen Werthe und der Nothwendigkeit der Aufrechthaltung Magyarischer Nationalität gesprochen und darauf hingewiesen, dass allein in dieser Richtung Heil zu suchen sei und anstatt darin eine Absonderung

von aussen zu finden, vielmehr eine Annäherung möglich gemacht wird, nur nicht in der bisherigen abhängigen, sondern in einer selbstständigen Stellung, wodurch allein sich ein günstiges Ergebniss für das so produktive Ungarland, diese einzige Kornkammer von Westeuropa, diesen Weinkeller der halben Welt, herausstellen kann. Betrachtet man Kossúths Streben von diesem Gesichtspunkte, so wird man in allen seinen Kämpfen gegen Panslavismus, in seinem Ringen mit aristocratischen und hierarchischen Principien nur den lobenswerthen Eifer eines glühenden Patrioten erkennen und es muss theilweise der Nachwelt überlassen bleiben, sein ruhmwürdiges Streben zu würdigen und er tröste sich mit der traurigen Erfahrung, dass es wahrhaft tüchtigen Männern nie an Feinden fehlt. Am schmerzhaftesten musste für Kossúth der Streit mit dem um Ungarn so verdienten Grafen Széchény sein, der, eben so warm für die Interessen seines Vaterlandes interessirt, in Kossúth's kräftigem Auftreten jugendliche Uebereilung sah und diese sogenannte Rennerpartei als Ultramänner störend für die ruhige Entwickelung des Staates hielt. Wie überall hatte Action und Reaction auch hier ihre günstigen Wirkungen, die Kraftüberschätzung der einen Partei, das rauhe Auftreten ihrer Reformen gegen bestehende Gebräuche, das Hervorrufen feindseliger Farben durch zu heftige Forderungen wurde durch des Grafen besonnenes und nachhaltendes Einschreiten, durch die wiederholten Journalkämpfe, wobei leider oft Kossúth unverdient als Individuum für die Sache leiden musste, geändert und man ist derzeit auf den glücklichen Standpunkt gekommen, dass beide Parteien, sowohl die des starken, wie die des gemässigten Fortschrittes, wenigstens äusserlich, sich geeinigt haben und dadurch dem gemeinschaftlichen Feinde um so kräftiger in den Weg treten können, jedoch hat leider der edle Graf in diesem Kampfe etwas an seiner Popularität verloren, was aber bei einem Manne wie Széchény wohl nur kurze Zeit dauern kann.

Die andern ungarischen Journale sind der Világ, gewissermassen aristokratisches Journal des langsamen Fortschrittes, das Organ Széchény's und fruchtbar bebaut von den Federn vieler hohen Aristokraten, und zum Verständniss und richtiger Abschätzung am zweckmässigsten nur zugleich mit dem Pesti-

Hirlap gelesen. Der Zélenkor ist dasjenige Journal, welches am längsten den Stempel der Opposition trug und durch die Spaltung in starke und gemässigte Reformers, also namentlich durch die Entstehung des Pesti-Hirlap, verlor. Der Hirnök ist im Sinne der Regierung redigirt und der Redacteur ein sehr feiner, artiger Herr, dem es so gut in Wien wie in Presburg gefällt. Als ungarisches Modeblatt für die haute-volée ist der Honderü, redigirt von dem geistreichen Herrn von Horvath, zu nennen, aus dem man die besten Berichte entnehmen kann, welche Farbe die Handschuhe der Gräfin Esterházy und wie viel Sessel im Staatszimmer des Grafen Károli gewesen sind. Es enthält ausserdem Theaterrecensionen, Beleuchtung der Kunsterscheinungen am ungarischen Himmel, und kommt auf sehr feinem Papiere heraus. Von andern ungarischen Journalen, die schon mehr wissenschaftliche Tendenz haben, nenne ich das Athenäum, Tarsalkodo, Szazadunk, den Siebenbürger Mult és Jelen, das rein wissenschaftliche Gyujtemény etc.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die deutsche Journalistik, die von Israeliten monopolisirt zu sein scheint und von welchen der Herausgeber der Presburger Zeitung und Pannonia unstreitig der begabteste und fähigste ist, wie es auch die allgemeine Verbreitung seines Journals am besten beweist. Die Presburger Zeitung veröffentlicht die am Landtage gehaltenen und von der Censur zur Publikation genehmigten Reden, ohne die Namen der Deputirten oder des Redners anzugeben, welchen man aus dem Landtags-Diarium erfahren kann. Für das deutsche Publikum ist dieses Journal somit das wichtigste und man bedauert allgemein die Engherzigkeit der Maassregel, dass man aus dem Blatte nicht ersehen kann, wer denn dieser oder jener sei, welcher diese oder jene Kriecherei ausgeübt hat, und das Land nicht im Stande ist, zu erkennen, welche der Landtags-Ablegaten die wahren Stützen des Vaterlandes sind. Als Beiblatt der Presburger Zeitung erscheint die Pannonia und ähnlich dieser sind die Unterhaltungsblätter: „der Ungar," das deutsche Pesther Tageblatt, der Spiegel und die gemeinnützigen Blätter, welche wieder als Beiblatt einer politischen Zeitung, der Ofener und Pesther, erscheinen. Die Ofener und Pesther Zeitung hat das Verdienst, die serbischen Angele-

genheiten fleissig zu beleuchten und die Verhältnisse dieses Nachbarlandes vom richtigsten Standpunkte aus aufzufassen. Ihr übriger Inhalt ist ähnlich dem der Presburger Zeitung die Mittheilung der Landtagsreden und Correspondenzen aus den Provinzen des Landes so wie die Erlasse der Regierung und eine Reihe von Insertionen, wie jedes andre Intelligenz-Blatt. Ausser einem Beiblatte des Ungars erscheinen in Ungarn keine deutschen industriellen und wissenschaftlichen Journale und auch dieses Blatt ist ohne weiteres Verdienst. Dem Spiegel ist eine Handelszeitung beigefügt. Kein deutsches Journal erfreut sich so günstiger Resultate als der Pesti-Hirlap und wie man sagt, sei auch die deutsche Censur viel schärfer als die ungarische, welche noch immer hinreichend genug streng ist, um den Wunsch einer Censurfreiheit, — die doch eigentlich die erste Lebensbedingung eines constitutionellen Staates ist, aufrecht zu erhalten, ohne welche selbst das beste Blatt in seinem Streben unterdrückt werden muss. Wir stehen am Vorabende einer grossen Zukunft. Es ist eine Gährung geistiger Art in den Principien und Meinungen des Staates eingetreten und Pesth ist der Mittelpunkt, in dem sich alle diese Strahlen vereinigen, aus welchen die Sonne der zukünftigen Stellung des Magyarenreiches emporsteigen soll; es ist Pesth, welches als Emporium des Handels, der Industrie und vielleicht auch der Kunst die Aufmerksamkeit Europa's in Anspruch nehmen wird, und wir verlassen dieses Pesth jetzt, um uns in den weiten, blühenden Provinzen des Reiches selbst umzusehen.

Drittes Capitel.

Das rechte Donauufer. Art zu reisen in Ungarn. Das Wein- und Waldland. Der Bákonyer Wald und seine Räuber. Die grosse Jägerei. Der Platten-See und Füred, der Neusiedler-See und Hanság. Ackerbau und Viehzucht. Weinproduktion, Berg Nesmyl und der Weinkeller in Dotis. Einige Betrachtungen beim Glase.

Beabsichtigt man, in Ungarn eine Landreise anzutreten, so ist wohl die erste Frage, welche Hülfsmittel dem Reisenden zu Gebote stehen, um ungehindert und bequem überall fortzukommen. Es ist unstreitig am Besten, sich in solchen Beziehungen immer nach den Sitten des Landes, in welchem man reist, zu richten, und wer die Mittel besitzt, kaufe sich ja eigene Pferde und Wagen, da er so ganz unabhängig wird und überdem der Ankaufspreis und die Unterhaltungskosten in Ungarn sehr geringe sind. Natürlich kommen die Unkosten in Pesth und Presburg höher als wenn man schon etwas im Lande vorgerückt ist, wo überall für 80 bis 100 Gulden Münze ein Paar Pferde zu bekommen sind, die ihren Zweck vollkommen erfüllen und sich am Ende der Reise für den halben Preis und darüber leicht verkaufen lassen. Angemessen den Communikationen des Landes ist es auch, sich nur ein leichtes sogenanntes Steuerwägelchen zu kaufen, eine Art bequemer Leiterwagen, der mit Stroh angefüllt wird und in welchem sich der Reisende aus seinem Gepäck Sitz und Rücklehne bildet und worin er durch eine Schilfmatte gegen Sonne und Regen geschützt wird. Dieses ungarische Nationalfuhrwerk, welches leicht für den Preis von 40 bis 50 Gulden zu kaufen und ohne bedeutenden Verlust wieder zu verwerthen ist, thut auf allen guten und schlechten Strassen dieselben Dienste, schneidet sich, da es leicht ist, nicht tief ein, wirft im Gebirge schwer um und bedarf keiner besonderen Pflege, ist dagegen aber in schlechten Gasthäusern auch gleich das beste Reisebrett. Um diese zweckgemässe Equipage

noch vollständiger zu machen, miethet man sich einen deutsch, ungarisch, slavakisch sprechenden Kutscher, der die Kost, ein Paar Gulden monatlich und das Geld zur Heimreise erhält, dafür aber Kutscher, Bedienter und Dollmetscher in einer Person ist. Will man sich diese Ausgabe nicht machen, die ich jedoch jedem empfehlen muss, der sich an keine bestimmte Route binden will, sondern das Land nach allen Richtungen, wie es sich grade vortheilhaft zeigt, durchforscht, so muss man entweder versuchen, mit Vorspann fortzukommen oder durch Stellwagen und Landfuhrleute sich expediren lassen. Dies Vorspann, welches für eine Station von circa 2 Meilen 1 Gulden Münze macht, hat nur das einzige Gute, dass man sich nicht um eigene Pferde zu bekümmern hat, hingegen das Ueble, dass man besonders in der Arbeitszeit der Landleute Stundenlang auf das Erscheinen der Pferde warten muss, die dann bereits so müde gearbeitet sind, dass man kaum vom Fleck kommt. Im Allgemeinen ist diese Art zu reisen und das Recht, Vorspann zu fordern, nur für den einheimischen Adel, königliche und Comitats-Beamte geltend, und der Fremde muss sich früher von der Comitats-Behörde die Erlaubniss verschaffen, Vorspann requiriren zu dürfen, was übrigens in der Winterzeit und dann, wenn des Landmanns Feldarbeiten ruhen, weniger Umstände verursacht. Regelmässige Eilwagenfahrten gehen von Pesth aus 1stens nach Kolosvár oder Klausenburg in Siebenbürgen über Debrczyn und Grosswardein, 2tens nach Temeswar, der Hauptstadt des Banats, 3tens nach Eperies über Miskolcz und Kaschau, 4tens nach Leutschau in Zips über Miskolcz durch das Goemmerer Comitat über Rosenau und Iglo, 5tens nach Stulweissenburg und Führed am Balaton von Ofen ab, regelmässig aber nur während der Führeder Badesaison. Die Eilwagenfahrten haben ihr Gutes und ihr Schlimmes, das Gute, dass sie billig sind, jemanden ziemlich schnell an Ort und Stelle bringen, auf ziemlich guten Wegen hinreichend gegen Kälte und Nässe schützen und dem Reisenden es unnöthig machen, sich unterwegs um sein Fortkommen zu bekümmern. Der grösste Nachtheil aber ist, dass, wenn der Wagen besetzt ist, selten Beiwagen gehen, daher, sobald die Anzahl der Reisenden vollständig ist, für den zu spät Kommenden es unmöglich wird,

mitzufahren, man an eine gewisse Tour gebunden ist und interessante, seitwärts liegende Punkte nicht besucht werden können, also das übrige Land rechts und links der Landstrasse dem Forscher hermetisch verschlossen wird. Die letzte Art und Weise und die in vielen Gegenden allein gebräuchliche ist durch Landfuhrleute, die man von einer Stadt zur andern aufnimmt, sich führen zu lassen, wobei es jedoch sehr darauf ankommt, in welcher Gegend man sich befindet. Nicht in allen Gegenden findet man ein gleich günstiges Fortkommen auf diese Art, oft, besonders wenn man der Sprache nicht mächtig ist, wird es in der Nähe grösserer Städte ziemlich kostspielig; kann man hingegen sich verständigen, so zeigen sich natürlich auch alle Verhältnisse viel günstiger. Durchschnittlich kann man annehmen, dass der Fuhrmann sich den Tag wenigstens 1 Gulden Münze rechnet, wobei man ihn noch verpflegen muss, und erstreckt sich die Reise weiter als einen halben Tag, so muss man ihm auch eben so viel für die Rückfracht zahlen, weshalb es am zweckmässigsten bleibt, seine Reise wo möglich so einzurichten, dass man in der Nähe des Ausfuhrpunktes wieder zurückgelangt, um so verhältnissmässig dem Fuhrmann nicht zu viel für die Rückkehr zu zahlen. Diese Art des Reisens ist für den Deutschen in den deutschen Provinzen ganz zweckgemäss, hingegen im Innern Ungarns, im Biharer, Békeser, Szathmárer und Szaboltser Comitat, wo nur reine Ungarn wohnen, ist es sehr schwierig für den Deutschen und Ausländer, durchzukommen, besonders wenn er nicht mit der lateinischen Sprache, die noch immer bei Schulmeistern, Predigern und Edelleuten im Gange ist, umzugehen versteht.

Gebirgsgegenden, namentlich die Tattera in ihren höheren Punkten, bereist man zu Fuss, auf der Waag und Theiss kann man mit Flössen leicht fortkommen, eben so auch auf der Popper von Lublau ab, auf der Gran von Neusol ab, und selbst auch auf der Marosch und Körös. Zu unsrer bevorstehenden Ausflucht in das liebliche Südwestungarn haben wir auch einen Landfuhrmann aufgenommen, wir sitzen behaglich auf einigen Strohpolstern und abgesehen davon, dass der Wagen keine Federn hat, um uns gegen die Stösse des Pflasters zu schützen, fährt es sich ganz gemüthlich. Dem schönen Ofen

sagen wir Lebewohl; um unsre Reise zu beginnen, durchfahren wir die Christinen-Stadt und rings um die Festungswerke, durch welche die Wiener-Raaber Eisenbahn einen Tunnel projectirte, um so eine directe Strasse von der Kettenbrücke aus zum Bahnhofe der Eisenbahn zu erhalten. Die guten Ofener schüttelten über dieses riesige Project die Köpfe und meinten, da aus dem benachbarten Blocksberge so heisse Quellen hervorsprudelten, so müssten ganze Höhlen voller Feuer vorhanden sein, die auch beim Festungsberge nicht fehlen dürften, und wenn man sie öffnen würde, ihrer ganzen Umgebung Tod und Vernichtung drohen müssten. Einstweilen ist natürlich, so wie das ganze Eisenbahnproject, auch diese Unternehmung eingeschlafen. So wie man Ofen verlässt, um auf der guten Landstrasse Buda-Oers zu erreichen, begleiten uns die Weinberge auf beiden Seiten, ein während der Sommer- und Herbstzeit höchst angenehmer Anblick, besonders wenn die grossen, blauen Trauben reichlich vom Weinstock herniederhängen und dem Fleiss des Winzers eine reiche Erndte versprechen. Der grosse Staub, der durch die kalkige Landstrasse erzeugt, von dem Winde auf die Weinberge getrieben wird, dient diesen als eine Art Düngungsmittel und es sollen die der Landstrasse nachbarlichen Weinberge grade hierdurch eine reichere Weinerndte als die entfernter gelegenen und geschützteren Weinberge geben. Die Ofener Umgegend producirt jährlich eine bedeutende Quantität Wein, von dem die bessern Sorten grösstentheils ausgeführt und namentlich nach Wien hin so wie auch nach Polen und Russland verführt werden. Unmittelbar in der Nähe dieser Weingebirge in dem Oertchen Tetting befindet sich ein grosser Weinkeller, theilweise in den Felsen gehauen, ein Besitzthum eines der ersten ungarischen Weinhändler, Namens Lenkay, durch dessen Hand ein grosser Theil des ungarischen Weinproduktes nach Wien wandert und dessen Weinkeller in Form eines L erbaut, ungeheure Stückfässer des edelsten Rebenblutes enthält. So wie wir das Weingebirge und mit ihm die romantische Ofener Gegend verlassen, erscheint ein angenehmes, hügelichtes Terrain, in dem nur hier und dort einzelne Felsparthieen der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz verleihen und dessen reicher Anbau den Wohlstand der ganzen Gegend beweist. So erreichen

wir das Städtchen Bithske, in dessen Umgebung sich schon Alles mehr ächt-Magyarisch gestaltet. Wir finden den reichen Boden schon zur Viehzucht benutzt, die Menschen, denen wir begegnen, sind von schönem, hohen Wuchse, ihre Kleidung ächt-ungarisch, d. h. mit Schnüren versehen, sauber, und nicht selten klirren hier an den Stiefeln, Tsismen genannt, die grossen Sporen, die bei dem Nationaltanz unentbehrlich sind. Der Ungar trägt im Sommer ausser seinen Stiefeln weite weisse Leinenhosen, Gatjen genannt, unten mit Franzen versehen und durch eine Schnur fest um die Hüften angezogen. Den Obertheil seines Körpers bedeckt ein kurzes Hemde, das oberhalb der Gatje-Hosen noch einen Streifen seines sonnverbrannten nackten Körpers sehen lässt und dessen Aermel weiter sind als das Hemde selbst. Ueber dieses Hemde kommt eine Weste, die oft von rother Farbe getragen und mit reichen Schnüren, besonders bei Festanzügen, versehen ist. Um den Hals fehlt nie ein schwarzes Tuch, welches mit seinen goldgestickten Zipfeln bis auf die Hälfte der Brust herabfällt; und den Kopf ziert ein unverhältnissmässig grosser, schwarzer Hut, der allerdings nur geringe Höhe hat, dessen Krämpen aber so weit getragen werden, dass eine eigne Statthalterei-Verordnung vom Jahre 1815 ihre normalmässige Breite bis auf 8 Zoll heruntersetzen musste. Zum Anzuge fehlt nun noch der unentbehrliche Kostök oder lederne Tabacksbeutel und die kleine rothe Tonpfeife, die, wenn sie ausser Gebrauch gesetzt ist, hinten am Halse zwischen dem Halstuche aufbewahrt oder in den breiten, langen Hutband hineingesteckt wird. Die Wintertracht des gemeinen Mannes ist von Tuch, und zwar eng anliegende, verschnürte Pantalons, über welche die befranzten Stiefeln gezogen werden. Die Hosen werden durch einen ledernen Riemen fest um die Taille angezogen und aus der Latze schaut links der Kostök mit seinen gestickten Verzierungen und rechts das ebenfalls verzierte, bunte Taschentuch heraus. Ueber die Weste kommt eine husarenartige Jacke und als Schutz gegen die Kälte ein reich gestickter Mantel von weissem Tuch mit orientalischem Schnitt. Natürlich ist auch selbst diese Tracht einer Art Mode unterworfen, was namentlich von den Hüten gilt, deren aufwärts gebogne Krämpen ebenfalls gestickt werden. Der reichere Ungar zieht in seinem

Anzuge die schwarze Farbe vor, liebt ebenfalls das eng anliegende, schwarze Gewand und gebraucht selten Hosenträger, sondern immer den ledernen Leibriemen. Er kleidet seine Füsse in Tsismen von Corduan, die nur grade bis zum Enkel des Fusses hinaufgehen, enge anschliessen und mit schwarzen oder goldnen Franzen versehen sind. Die Hosen sind bei den besseren Ständen selten in bunten Farben verschnürt, sondern nur einfach schwarz, eben so der mit wenigen Schnüren ausgeputzte Attila und der Kossúth, ein Kleid mit weiten Aermeln, welches im Sommer und Winter als Ueberzug getragen wird. Den Kopf bedeckt ein kleiner Kalpak, gewöhnlich von schwarzem Astrachan, mit einem Reiherstutz oder einer Adlerfeder. Die Lenden umgürtet das schwarze Schnurgehänge des Säbels, der leicht gekrümmt, in stählerner Scheide, oder bei grösseren Festaufzügen in einer Hülle von Sammet und Edelsteinen steckt. So zeigen sich bei öffentlichen Aufzügen, bei Visiten u. dergl. die bessern Stände, während, wie schon oben bemerkt wurde, der hohe Adel den ungeheuersten Luxus in der Kleidung treibt. Doch wir verlassen die offne Landschaft, um in die Wälder einzutreten, die sich in grosser Ausdehnung ins Stulweissenburger und Wesprimer Comitat hineinziehen, wir erreichen sie bei dem Gasthause Németyház und zwar den nördlichsten Ausläufer dieser grossen Waldmassen, die unmittelbar mit dem berüchtigten Bakonyer Wald in Verbindung stehen. Die Bewohner dieser Wälder haben nicht das frische, gesunde und wohlhäbige Ansehn der Bauern des offnen Landes, sie scheinen von kleinerer Gestalt zu sein, etwas bleicher, ihre Züge weniger scharf geschnitten, dagegen die Weiber von grösserer Schönheit als die der Pustenbewohner, welche sämmtlich zu männlich und muskulös, zu gedrungen und vierschrötig sind.

Die Wälder, welche wir jetzt erreicht haben, sind gewissermassen schlecht renommirt, woran wohl theilweise die bisweilen vorkommende Unsicherheit die Ursache sein mag, und wahrlich, wer einmal in die Hände des Sobri, Mylfait und Pap gefallen ist, wird wohl schwerlich den Lobredner dieser herrlichen Buchen- und Eichenwaldungen abgeben. Jedoch ist auch wieder Vieles übertrieben und erlogen worden, und obwohl ich Monate lang hier lebte und mich in die köstliche Waldeinsamkeit vergrub, so

war doch selten anders als höchstens von dem Diebstahle eines Schaafes oder Lammes die Rede. Die Entstehung dieser Räuberbanden, wie sie bisweilen hier wirklich existirt haben, wird jedesmal durch ein Zusammentreffen mehrerer zufälliger Umstände ins Leben gerufen. Ein ziemlich nichtsnutziger Student, ein liederlicher Bauersohn, ein herumtreibender Schäfer wird von der Behörde, um ihn und sein nichtsnutziges Leben los zu sein, unter das Militair gesteckt, wo es ihm natürlich sehr wenig gefällt und er, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, desertirt. Als Déserteur flüchtet er sich nun in den Wald und, um nicht zu verhungern, stiehlt er hier oder da ein Lamm oder ein Schaaf, bis sich endlich Mehrere zusammenfinden, die dann dasselbe Handwerk im Grossen treiben. So lange nun noch von Seiten der Comitate ein solches Gesindel nicht verfolgt wird, ist es weniger zu fürchten, dann aber werden sie gefährlicher, und meistens aus der Ursache, um die Mittel zur Entfernung aus jener Gegend, die ihnen unsicher wird, zu erlangen, beginnen sie die gewaltsamen Einbrüche und Ueberfälle der Reisenden, es stellt sich der Kühnste an die Spitze, organisirt seine Bande militairisch und macht sie zum Schrecken der ganzen Umgegend. Ist es so weit erst gekommen, so wird jener Schaafdieb, den sich sonst keiner gefürchtet haben würde bei Gelegenheit durchzuprügeln, nun von den eingeschüchterten Landleuten und Hirten im Walde aus Angst unterstützt und von den Manoeuvres der Comitats-Heiducken bei Zeiten benachrichtigt. Eine oder zwei kühn und glücklich ausgeführte Räubereien haben seinen Ruf gesichert, seine Bande zahlreich vermehren helfen und es kommt zuletzt dahin, dass Militair requirirt, Gefechte geliefert und das Leben mehrerer Menschen geopfert werden muss, um die ganze Gegend zu säubern. Der weite Wald, der den Raum eines kleinen Fürstenthums bedeckt, das ausserordentlich milde Clima, die Höhlen und Löcher des Kalkgebirges, die eigenthümliche Art der Viehhütung mitten im Walde auf den abgelegnen Salaschen, die einzelnen Wirthshäuser an den kleinen Queerstrassen begünstigen hier namentlich solche Räuberunternehmungen, welchen selbst durch eine wohlgeordnete Polizei schwer von vorn herein gesteuert werden kann, und die um so weniger gefährlich sind, je eher sie im Keime erstickt worden. Der unga-

rische Räuber hat etwas Chevalereskes, Handwerksburschen und andern Tornisterträgern, einzelnen Soldaten, Bauern und Hirten thut er nichts, aber an Juden, einzelnen Comitats-Heiducken, wenn er ihrer habhaft werden kann, kühlt er gerne sein Müthchen. Er nimmt dem Reichen und ist eben so freigebig gegen Arme, und während er den Wirth, der den Spion macht, unters Messer nimmt, zahlt er den ihm Befreundeten gewöhnlich Alles bis auf Heller und Pfennig. Er ist ein sogenannter guter Kerl, wenn man ihn nicht reizt und seine Begriffe über Mein und Dein nicht missbilligt. Vor Allem aber muss er sein Liebchen haben, die die besten und schönsten Sachen seiner Beute zum Geschenk erhält, bei der er sich während des kältesten Winters verbirgt und die so stolz auf ihren Liebhaber ist, dass sie ihn wohl nie verrathen wird. Man erzählt sich von allen ungarischen Räubern viele Beweise ihrer eigenthümlichen Gutmüthigkeit und ihres chevaleresken Benehmens gegen Damen, namentlich von Sobri, an dessen Tod kein Mensch glaubt, und der, wie man mit grosser Gewissheit behauptet, der Sohn einer sehr achtbaren gräflichen Familie sein soll, der jedoch als unverbesserlicher Taugenichts nur zwischenein, wenn ihm die Mittel ausgehen, den Räuberhauptmann spielt. Nachdem der berüchtigte Sobri erschossen sein sollte, erschien der junge Graf V. in seiner Heimath und, um ihn einem ruhigen Leben wiederzugeben, verheirathete ihn seine Familie mit einer jungen Dame sehr männlichen Charakters, von der man hoffte, dass sie ihn zu dominiren wissen würde. Aber leider schlug dies fehl. Das Gut, auf welchem er wohnte, war bald verspielt und verjubelt und er zog nun in die Stadt M., um dort, so lange die Mittel noch aushielten, sein tolles Leben fortzusetzen. Er machte eines Tages einer Dame Visite, die kurz vorher ein Dienstmädchen von dem früheren Tummelplatze der Sobrischen Heldenthaten erhalten hatte und die nun, als sie dem Grafen die Thür öffnete, vor Schrecken gelähmt wurde, da sie den leibhaften Sobri vor sich sah, was sie nach Beendigung der Visite auch sofort ihrer Dame mittheilte. Man fing nun an, alle früheren Umstände zusammenzuhalten und hierdurch eine grosse Wahrscheinlichkeit für die Aussagen des Mädchens zu gewinnen, die aber auch zu Ohren des Grafen gekommen sein mochten, der es für gut hielt,

plötzlich zu verschwinden, worauf die letztbekannt gewordenen Räuberanfälle, im S. W. Ungarns oftmals hinter einander und mit wahrer Sobrischer Gewandtheit ausgeführt, im ganzen Lande ruchtbar wurden. Ein Beispiel von Sobri's Galanterie ist folgendes. Er hatte den Wohnsitz eines Adligen überfallen, das ganze männliche Personal gebunden, alle Aus- und Eingänge gut besetzt und der Dame des Hauses, der er mit übergrossem Respect begegnete, erklärt, dass ein gutes Mahl und ein Trunk von dem besten Wein ihres Kellers ihm und den Seinigen vor Allem Noth wäre. Die Dame machte gute Miene zum bösen Spiel, liess ihm den Tisch decken und mit den besten Speisen, die ihre Küche zu erzeugen im Stande war, besetzen. Nun forderte Sobri die geängstete Hausfrau auf, ihn in den Keller zu begleiten, wo er sich selbst den besten Trunk herauskosten wolle und der Dame seinen Arm anbot, um sie mit der grössten Artigkeit hinunter- und wieder hinaufzuführen. Nachdem die Räuber reichlich gegessen und getrunken hatten, wobei die Hausfrau praesidiren, die artigsten Complimente Sobri's und zahlreiche Toaste auf ihr und ihrer Familie Wohlsein hören musste, küsste der Räuberhauptmann ihr die Hand, empfahl sich ihrem ferneren Wohlwollen und verliess mit wohl eingepacktem Silberzeug den Edelsitz, dessen Bewohner glücklich waren, von der erzwungenen Gastfreundschaft erlöst zu sein.

Weniger artig und oft fürchterlich waren die Räuber Mylfait und Pap. Unter andern überfiel der Erstere einst eine Mühle, deren Besitzer verrätherische Absichten gegen ihn hegen sollte. Durch das Fenster erschoss er den Müller und seinen Gesellen, ging dann an das Haus und metzelte auch noch die übrigen Glieder der Familie zusammen. Einst hatte sich ein Jude, der die Knuppern oder Galläpfel eines Waldstriches gepachtet hatte, auf seinem Wege verirrt und war den um ein Feuer versammelten Räubern in die Hände gefallen. Obwohl er mit einem guten doppelläufigen Gewehr versehen war, so wagte er dennoch nicht, davon Gebrauch zu machen, und wunderte sich ungemein, als der Anführer der Räuber ihn mit der grössten Artigkeit aufforderte, an ihrem Gelage Theil zu nehmen. Natürlich weigerte er sich nicht und war herzlich froh, so davon zu kommen. Leider hatte er sich aber geirrt. Denn

nachdem er von ihrem Braten gegessen und ihren Wein getrunken, forderte man von ihm auch eine rechtmässige Bezahlung und die Rechnung wurde so hoch hinaufgestellt, dass nicht nur Brieftasche, Geldbeutel und Gewehr zur Tilgung seiner unfreiwilligen Schulden nöthig waren, sondern auch noch der Rock und die Hosen zur Auction kamen. Noch war der Arme nicht erlöst, denn die durch den Wein aufgeregten Räuber fragten ihn, ob sie sich die Freiheit nehmen dürften, zu seiner Unterhaltung ihm etwas vorzuspielen und vorzutanzen. Und als er nun natürlich sich sehr glücklich über diese Gunstbeweise schätzen musste, tanzte ihm Mylfait mit unendlicher Grazie, begleitet von dem Dudelsack eines Räubers, einen höchst graziösen Ungarisch vor und war sehr zufrieden, als der arme Jude seine Geschicklichkeit belobte. Mein Freund, sagte Mylfait, dein Lob freut mich, aber wenn du dir hast etwas von mir vortanzen lassen, so ist es auch ganz recht und billig, dass du dafür zahlst, da du aber leider durch dein hiesiges liederliches Leben bereits alles vertrunken und aufgegessen hast, so wirst du mir wenigstens auch etwas vortanzen und zu meiner Unterhaltung beitragen. Als der Jude sich nun entschuldigte, dass er durchaus nie tanzen gelernt habe, auch schon zu alt sei, schenkte ihm Mylfait diese kleine Tischbewegung, befahl ihm aber, sich in einer Entfernung von 50 Schritt grade hinzustellen und sich gar nicht zu rühren, da er gesonnen sei, die nun erworbne doppelläufige Flinte des Juden nach dessen Hut zu probiren. Alles Schreien, Weinen und Bitten war umsonst, der Räuber nahm sein Wort nicht zurück. Dem Juden wurde der Hut mit Gewalt auf den Kopf gesetzt, er selbst von zwei Andern gehalten, das Gewehr mit ein Paar Kugeln geladen und angelegt. Da erbarmte sich Mylfait der Todesangst des armen Teufels, schoss nach einem Baumzweige, der auch sofort herunterstürzte, und liess seinen bisherigen Gefangnen entlaufen.

Einer meiner Freunde hatte als Ingenieur in jenen Wäldern längre Zeit Nivellationen und Vermessungen anzustellen. In der letzten Zeit seines dortigen Aufenthalts verfolgten die Comitats-Heiducken eifrig einen Déserteur, der durch allerlei ausgeführte Räuberstückchen die beste Hoffnung gab, ein zweiter Sobri oder Mylfait zu werden, und derselbe befand sich bereits in so

bedrängter Lage und war so von allen Seiten umstellt und abgeschnitten, dass man sicher hoffte, ihn binnen Kurzem einfangen und bestrafen zu können. In dieser Zeit war es, als mein Freund gegen Sonnenuntergang mitten in dem herrlichen Eichenwalde unter einem uralten Baume sein Nivellir-Instrument aufgestellt hatte. Grade von seinem Standpunkte aus, der etwas unter dem Rücken eines Hügels war, versteckte sich ein langer Walddurchschlag, den man über Berg und Thal beinahe $\frac{1}{2}$ Stunde weit mit den Augen verfolgen konnte. Die Arbeiter hatten sich mit dem Messgeräth so eben entfernt, als ein Unbekannter im Costüme der dortigen Landleute aus dem Wald heraus auf meinen Freund zustürzte. Herr, sagte er zu ihm, ich werde von allen Seiten gehetzt und verfolgt und entweder tragen sie zu meiner Rettung bei oder sein sie versichert, dass meine Freunde dafür sorgen werden, dass sie heute nicht lebendig diesen Wald verlassen sollen. Der bestürzte Ingenieur wusste natürlich nicht, was er antworten sollte; da die Sache sich jedoch um Kopf und Kragen drehte, so wurde ihm sehr bedenklich zu Muthe und er fragte den Räuber, was er denn zu seiner Rettung thun könne. Dieser rief nun schleunigst die Arbeiter zurück, welche zur Verwunderung meines Freundes durchaus nicht dem Spitzbuben unbekannt schienen, was, da sie aus der Umgegend aufgenommen waren, sich auch leicht entschuldigen liess. Der Räuber verständigte sie mit wenigen Worten ungefähr in der Art, wie es bei meinem Freunde geschehen war, von dem, was im Werke war, bemächtigte sich, nachdem er seine Waffen in einen dicken Busch versteckt, einer Nivellir-Latte, warf den Mantel eines Figuranten um und nahm ungefähr 20 Schritt von meinem Freunde seinen Standpunkt ein, der nun auch nicht zögerte, die erzwungene Nivellation wenigstens dem Anscheine nach durchzumachen. Er hatte sich kaum auf sein Instrument niedergebeugt, so eilten bergabwärts in dem Walddurchschlage die Heiducken herbei, geführt von ihrem Lieutenant, begrüssten meinen sehr bestürzten Freund und fragten ihn, ob er nicht während seiner Nachmittagsarbeit verdächtiges Gesindel in dem dicken Walde bemerkt habe, was er natürlich zu leugnen genöthigt war. Während dieser ganzen Zeit stand der Räuber, ohne das geringste äussere Zeichen der Bestürzung zu verrathen,

20 Schritt vor ihm und fixirte ihn mit den Augen, dann aber, die Tafel der Nivellir-Latte bei der Annäherung der Panduren herabschiebend, um diesen auf solche Art sein Gesicht zu verbergen. Der Streich gelang vollkommen dem kühnen Freischützen, seine Spürhunde entfernten sich, um ihre Jagd fortzusetzen, und nachdem sie aus seinem Gesichtskreise verschwunden waren, warf der Räuber Nivellir-Latte und Mantel fort, holte seine Waffen aus dem Verstecke hervor und verschwand noch schneller wie er gekommen war. Dem Ingenieur hatte diese Feldmesserarbeit aber so wenig gefallen, dass er sobald als möglich die Gegend verliess, um weder mit Räubern noch mit der Polizei in Conflict zu kommen, besonders da die Panduren sehr unwillig waren, dass ihre Jagd so erfolglos ausgefallen und der Vogel aus dem Netz entschlüpft war. Doch hörte man von jenem Tage ab von keinem Diebstahl mehr und die Gegend schien wie durch ein Wunder plötzlich zur grössten Sicherheit zurückgekehrt zu sein.

Diese Wälder nun, deren renommirte Unsicherheit jedoch heutigen Tages sich bedeutend vermindert hat, besonders da die Wege von Jahr zu Jahr sich verbessern, die Strassen mehr frequentirt werden, werfen durch die Eichelmast, Knuppern oder Galläpfel, Bau- und Brennholz und durch die Erzeugung von Feuerschwamm einen bedeutenden Ertrag ab, der um so höher wird, je näher sie den Hauptstädten sind und somit die Verwerthung des Capitals erleichtert wird. Das Holz selbst hat noch einen so geringen Werth, dass man die Cubikklafter von 216 Cubikschuhen für den Werth von 20—30 Sgr. auf dem Stamme kaufen kann, dagegen giebt die Eichelmast in günstigen Jahren so wie die Knuppern einen bedeutend grössern Gewinn, welcher theilweise von dem Grundbesitzer durch eigene Bewirthschaftung, theilweise durch Verpachtung an speculative Köpfe, namentlich an Juden, gewonnen wird. Man würde sich ein unrichtiges Bild von diesen Wäldern entwerfen, wenn man ihnen die Eintönigkeit unsrer nordischen Forste beilegen wollte, denn hier wechseln hohe Baumgruppen mit weiten Wiesen, die zu Huthweiden benutzt werden, dann wieder undurchdringliches Gebüsch mit rauschenden Bächen und stehenden Gewässern, Hügel und Thal, meilenlanger Hochwald mit ebenso ausgedehntem jungen

Nachwuchs, und das freundliche Landschaftsgemälde wird weniger durch menschliche Wohnungen belebt als durch grosse Heerden von Rindern und Schaafen, die mit der Melodie ihrer Glocken Tag ein Tag aus das schönste Wanderleben führen, bald an einer Quelle auf einer Waldwiese neben üppig blühenden Schledorn-Gebüschen übernachten oder in die Salaschen getrieben werden, welches Umzäunungen sind und wo das eingesperrte Vieh durch seinen nächtlichen Aufenthalt den Boden düngt, der dann im künftigen Jahr als Ackerboden benutzt wird. Eine andre schöne Staffage dieser Waldungen ist der reiche Wildstand, der von den Grundbesitzern ausserordentlich gepflegt, sich ungemein vermehrt. Es ist nichts Seltenes, ganze Rudel von Hirschen oder Rehen beisammen zu sehen, die sogar von ihrer ursprünglichen Schüchternheit verloren zu haben scheinen. Die grossen Forste des Stulweissenburger- und Wesprimer-Comitates, so wie die der Eisenburger und Zalader Gespannschaften versorgen den Wildpretmarkt von Pesth und Ofen, so wie theilweise selbst den von Wien, namentlich mit Schwarzwild und Hochwild, und um einen rechten Begriff von einer ergiebigen Jagd zu bekommen, muss man eine solche in den fürstlich oder gräflich Esterházyschen oder Bathyanyschen Wäldern mitmachen, wozu der Adel der Umgegend bis aus weiten Entfernungen und zahlreicher Besuch aus den umliegenden Städten herbei strömt. Die Bewohner der umliegenden Dörfer werden als Treiber requirirt und versammeln sich zu Hunderten auf den angegebnen Punkten, von wo aus sie das Treiben mit Heulen und Schreien und Anklopfen an den Bäumen mittelst ihrer Fogos oder langstieliger Handbeile beginnen, nachdem die Schützen selbst von dem Forstpersonale in einem weiten Umkreise aufgestellt worden sind. Es ist bei dem Fürsten Esterházy nichts Seltenes, dass auf einem solchen Jagdtage, an dem ein halbes Dutzend Triebe gemacht werden können, weit über 1000 Stücke Wild geschossen werden, worunter namentlich eine ungemeine Masse Hasen sind, die sich in den Kukurutzfeldern der Bauern gemästet haben und dann einen delikaten Braten abgeben. Ein fröhliches Festmahl, von der Grundherrschaft den Jagdgästen geboten, beschliesst gewöhnlich das grossartige Jagdunternehmen und bei dem wacker kreisenden Pokal

des ungarischen Rebenblutes, wobei auch das Blut der edlen Waidgenossen eben so wacker zu kreisen anfängt, werden dann nach alter Jagdmanier die fabelhaftesten Waidstückeln, so gut wie bei deutschen Hubertusrittern und englischen Fuchsjägern, zum Besten gegeben und man versäumt nicht, tüchtig in die hoch aufgethürmten Wildbraten einzuhauen und an dem Rücken eines Rehes, dem Zimmer eines Hirsches und dem delikaten kalten Wildschweinsbraten, der gewöhnlich mit einer süssen Sauce von Hagebutten servirt wird, so wie an dem wohlgespickten Häslein sich für die Mühen des Tages zu entschädigen.

Je weiter man nach Süden kommt, und namentlich wie man das Sümegher und Baranyer Comitat erreicht, desto häufiger sieht man schon die Eiche und Buche hier und da durch die edle Kastanie verdrängt. Man fühlt, dass man sich dem adriatischen Meere nähert und wenn ich in Ungarn das Paradies suchen sollte, so könnte dies nur beim reizenden Balaton oder Platten-See sein, in dessen weiter Wasserfläche sich beinahe ein immer heiterer Himmel spiegelt und der das Bild blühender Orte, freundlicher Weinberge und heiterer Laubwaldungen, die sich malerisch auf den Hügeln des Ufers gruppiren, zurückwirft. Der liebliche Platten-See liegt zwischen den Comitaten Wesprim, Zala und Gümegh und nimmt einen Flächenraum von 18 bis 20 Quadratmeilen ein, indem er über 10 Meilen lang und in manchen Gegenden wie bei Fock über 2 Meilen, hingegen bei dem Vorgebirge Tihány nur 1200 Schuh breit ist. Von einer grossen Tiefe kann bei ihm keine Rede sein und durchschnittlich kann man sie nur zu 30 bis 40 Schuh annehmen. Sein sich durch den Zufluss des Szala und vieler andrer Bäche und Quellen vermehrendes Wasser fliesst durch den Sio bei Fock ab, so dass sein Wasser sich beständig erneuert, welches den auf dem Grunde befindlichen Quellen zugeschrieben wird, denen man auch die Ursache beimisst, dass das Wasser selbst bei stillen Abenden aufwallt, schäumt und eine Fluth und Ebbe ähnliche Bewegung des Sees hervorbringt. Die schöne, helle und weisse Farbe des Sees, der reine und frische Geschmack und Geruch muss der vielen Kohlensäure zugeschrieben werden, welche die Quellen des angrenzenden Kalkgebirges hineinführen, und das Dunkelwerden des Wassers

dient den Fischern trefflich zur Vorherverkündigung der Witterung. Es ist natürlich, dass bei solcher Beschaffenheit des Sees das Baden in demselben einen ausserordentlich wohlthätigen Einfluss hervorbringt und es besteht deshalb in Füred schon seit dem Jahre 1821 eine von dem Dr. Oesterreicher gegründete Seebadeanstalt, zu der neuerdings noch eine kalte Wasserheilanstalt gekommen ist, und wo die schon seit langen Jahren bekannten Füreder Sauerbrunnen die Ursache der Stiftung eines besuchten Badeortes geworden sind.

Man kann sich kaum einen schönern Punkt für die Anlage dieser Art denken. Die Berge von Füred sichern gegen den kalten Nordwind, während der heisse Südwind dadurch, dass er über die Wasserfläche streicht, angenehm abgekühlt und so eine sich gleichbleibende Temperatur erzeugt wird.

Wir finden also in Füred Seebad, Trinkkur und Mineralwasser, das letztere enthält aufgelöste, schwefelsaure Salze, Eisen und Magnesia und ist besonders gegen Hautausschläge und Lähmungen von sehr gutem Erfolg, so dass gegenwärtig das Bad nicht nur von der Umgebung, sondern auch von Pesthern und Wienern stark besucht wird. Das kalte Mineralwasser wird vorher erwärmt, welches linker Hand gegen die See gekehrt sich befindet, und wo hinreichend Wannenbäder so wie ein grosser Badesaal für die Bauern der Umgegend angebracht sind. Der Sauerbrunnen zur rechten Hand steht mit dem Gasthause durch eine Lindenallee in Verbindung und ist mit einer Kuppel bedeckt, die von 12 toskanischen Säulen getragen wird. Er sprudelt in einem marmornen Becken, zu dem Stufen hinabführen, und wurde so durch einen dankbaren Badegast verschönt. Das Gasthaus selbst hat man merkwürdiger Weise in einem solchen Winkel zu bauen gewusst, von wo man nicht die Aussicht auf die See geniessen kann, was jedoch von den Promenaden und Anlagen aus der Fall ist. Ein zweites Gasthaus mit freundlicherer Einrichtung liegt mehr aufwärts, und ein drittes, das sogenannte Horvathsche, ist von allen das geräumigste. Traurig ist es, dass so wenig zur Verschönerung des Bades gethan ist, und wenn auch die Natur so reich mit ihren Reizen war, so hätte dennoch die Kunst nachhelfen können und zwar mehr wie es bis jetzt geschehen ist, besonders da die Besitzer die wenigen Geistlichen

des Klosters zu Tihány sind. Das Leben in Füred ist nicht billig, und obwohl die Pacht, welche die Gastwirthe an das Kloster zahlen, unbedeutend ist, so wird man dennoch auf eine für Ungarn ganz unverhältnissmässige Weise geschnitten, so dass man am besten thut, seine übrige Zeit anstatt mit Essen und Trinken, mit Spaziergängen und Ausflügen, wie sie dem Badegaste auch zweckdienlicher sind, auszufüllen. Der nächste Ausflug ist das Kloster Tihány auf einer Insel von circa 2 Meilen Grösse, die aber durch einen verbindenden Damm in eine Halbinsel umgewandelt ist. Ein hoher Genuss ist es, von den hohen Ufern dieses lieblichen Eilandes die Morgensonne über die weiten Wasser des Balaton emporsteigen zu sehen, und gewährt ein Vergnügen, welches man nie vergisst. Unter den Seltenheiten, die man dem Fremden auf Tihány zeigt, sind die in den Felsen gehaunen Zellen der früheren Mönche und das Grab des Königs Andreas. Das Kloster selbst bietet einem auch wohl eine kleine Erquickung, doch bleibt der Genuss der schönen Natur immer die Hauptsache. Ueberdem ist der Platten-See durch seine ausgezeichneten Fische berühmt, die so zahlreich sind, dass Fischer in einem einzigen Fange mehrere 100 Ctr. zu gewinnen im Stande waren, und unter welchen der Fogas den ausgebreitetsten Ruf geniesst, der weit verführt, allen Feinschmeckern wohlbekannt ist. Er hat ein schönes weisses, schmackhaftes Fleisch, sieht im Allgemeinen dem Hechte ähnlich, wiegt bisweilen an 20 Pfd. und wird, nachdem er in Salzwasser gekocht ist, mit einer Sauce von durchschmolzner Butter und Senf und mit der Zugabe einiger Erdäpfel gegessen. Eine andre Delikatesse, die jedoch nicht nur dem Platten-See eigenthümlich ist, sind die dem Hering ähnlichen Weissfische, welche, namentlich im Winter, in solcher Menge gefangen werden, dass man sie wie Heringe einsalzt und grosse 4spännige Fuhren von ihnen in die umliegenden Orte führt.

Einen ganz andren Anblick als der Balaton gewährt der nur 4 Meilen von Presburg gelegne Neusiedler-See, der grösstentheils dem Oedenburger Comitate angehört, hingegen auch an seinem Ostufer an die Wieselburger Gespannschaft grenzt. Wenn das grösste Interesse des Platten-Sees in seiner Naturschönheit besteht, so hat dagegen der Neusiedler-See

ausserordentlich viele andre Merkwürdigkeiten aufzuweisen, die es verdienen, dass man den 4 Meilen weiten Weg von Presburg zu ihm macht, wobei man zugleich die Aussicht hat, das an ihm gelegne Städtchen Rust, berühmt durch seinen Ruster Ausbruch, kennen zu lernen. Der interessante Neusiedler-See nimmt einen Flächenraum von circa 6 Quadratmeilen ein und bei einer mittlern Tiefe von 12 Fuss ist er über 5 Meilen lang und zwischen Wolfs und Apetlám starke 2 Meilen breit. Das Merkwürdigste des Sees ist unstreitig seine Aehnlichkeit mit dem Meere durch den salzigen Geschmack und eine gewisse regelmässig wiederkehrende Ebbe und Fluth, welche letztere so bedeutend ist, dass der See nicht selten bis auf 1000 Schritte weit über seine Ufer tritt und erst langsam seinen frühern Stand wieder einnimmt. Jedoch kommen so bedeutende Ergiessungen nur alle 5 Jahre vor. Eine andre Merkwürdigkeit ist, dass das salzige, dem Seewasser an Geschmack sehr ähnliche Wasser des Neusiedler-Sees dem Vieh sehr gut schmeckt und es vor Viehseuchen schützt; dem Menschen, innerlich genommen, Ekel und Erbrechen veranlasst, während es äusserlich als Bad gebraucht, schweisstreibend wirkt, gegen Hautausschläge, Bleichsucht, Gicht und Lungenkrankheiten von den besten Folgen, jedoch vollblütigen Personen schädlich ist. Der See selbst befindet sich in einer beständigen Aufregung, eine gänzliche Windstille ist an seinen Ufern unbekannt und in Folge seiner geringen Tiefe erwärmt er sich im Sommer sehr bald, während er im Winter leicht gefriert und dann eine sichre Fahrstrasse bildet, die jedoch mit Vorsicht gewählt werden muss, da einzelne Stellen offen bleiben, die besonders bei eintretendem Schneegestöber dem Reisenden Tod und Verderben drohen. Allgemein glaubt man in der ganzen Gegend, dass der Neusiedler-See mit den Donauwirbeln in Unterösterreich in Verbindung stehe, und es dürfte meinen Lesern die Erzählung bekannt sein, dass ein Oedenburger Bindermeister einen bei einem Schiffbruch in dem genannten Wirbel verlornen Binderschlägel beim Baden im Neusiedler-See wiederfand und so seine eifersüchtige Gattin zu beruhigen im Stande war, welche an der Treue ihres Mannes zweifelte, da er von seinen Wanderungen das goldne Ringlein, welches sie ihm zum Abschiede als Zeichen der Treue gegeben

hatte, und das der Binder vorgab, bei seinem Schiffbruche mit dem Schlägel, in welchen er es verborgen hatte, verloren zu haben, nicht zurückbrachte. Als sich nun der Schlägel im Neusiedler-See fand, zeigte sich auch das Ringlein darin und jetzt war die eifersüchtige Ungarin erst überzeugt, dass ihr Ehegespons ihre Liebesgabe nicht an eine blonde Deutsche verschenkt habe.

Die grösste Merkwürdigkeit des Neusiedler-Sees ist jedoch der Hanság, ein schwimmender Moor, der von Eszterház angefangen, sich bis ins Raaber Comitat hineinzieht und auf seinem grossen Flächenraum von 6 Quadratmeilen nichts als Rohr, Schilf und Binsen, wenige Birken und Erlen und saures, unschmackhaftes Heu hervorbringt. Von dem See ist er gewissermassen durch einen Damm geschieden, welcher als Landstrasse dient und mit Bäumen bepflanzt ist. Die Heugewinnung auf dieser ungeheuern Fläche ist nur in trocknen Jahren möglich, weil man nur dann mit Wagen hingelangen kann, hingegen bei nasser Zeit muss man sich begnügen, es durch Vieh abweiden zu lassen, welches oft bis an den Bauch in Schlamm versinkt. Es gehört eine eigne Geschicklichkeit dazu, auf dieser schwimmenden Erdlage sicher zu gehen, die bei jeder Erschütterung sich hebt und senkt und dem Wanderer eine eigenthümlich schaukelnde Bewegung mittheilt, so dass nur leichte Wagen hinübergelangen können, während Lastwagen einbrechen und versinken.

Die Rasenschicht, welche die Wassermasse des Hanság, der unstreitig mit dem Neusiedler-See, wie es das gleichzeitige Heben und Fallen des Wassers beweist, in Verbindung steht, hat eine Dicke von 2 bis 4 Schuh, und durchstösst man sie, so gelangt man auf klares, salziges Wasser. In dem Hanság befinden sich offne Stellen, von denen der sogenannte Königsteich (Kiraly-tó) der grösste ist, welcher gleich an seinem Ufer eine bedeutende Tiefe hat und so stürmisch ist, dass man ihn nur im Winter ausfischen kann. Man hat bis jetzt mehre Versuche gemacht, durch Canäle den Hanság trocken zu legen, jedoch sind die glücklichen Erfolge durch eine grosse Ueberschwemmung im Jahre 1813 theilweise vereitelt worden; es ist aber bis heute noch nicht aufgegeben worden, den

gewünschten Zweck zu erreichen. In dem moorichten Boden wuchert bis zur Baumhöhe der Wasserschierling, der so giftig ist, dass durch den Genuss eines kleinen Blättchens das Vieh aufschwillt und platzt, und ein geringer Theil der Wurzel auf dem Hute befestigt, betäubt sofort den Menschen, dass man in Ohnmacht fällt. Wirft man die Wurzel zerbröckelt ins Wasser, so zeigt sich die eigenthümliche Erscheinung, dass eine dem brennenden Spiritus ähnliche Flamme sich auf dem Spiegel des Wassers bildet, was man auch dann beobachten kann, wenn eine recht saftige, knollige Wurzel schnell zerschnitten wird. Der Erlenwald im Hanság ist dadurch um so interessanter geworden, dass man in ihm im Jahre 1749 ein menschenähnliches Wesen in vollkommnem Zustande der Wildheit auffing. Zwei Fischer brachten den nackten Knaben, der eine schuppige, harte Haut und ausserordentlich lange Finger und Zehen hatte, nach Kapuvár, wo er zwar getauft wurde, aber dennoch nicht cultivirt werden konnte. Heu und Schilf, Binsen und Rohr war sein Futter und seine Delikatesse rohe Fische, die er mit den Zähnen zerriss und gierig verschlang. Dass sein Element das Wasser war, bewies er durch seine ausserordentliche Schwimmfertigkeit, von der er so oft wie nur möglich Proben ablegte. Als man ihm nach einem Jahre zu viel traute und nachdem er sich schon gewöhnt hatte, Hemde und leinene Hosen zu tragen und gekochte Speisen zu essen, entsprang er plötzlich und wurde trotz aller Nachforschungen nie wiedergefunden.

Für den Reisenden hat unstreitig der berühmte Weinbau von Oedenburg und Rust Interesse, welcher dort mit dem grössten Fleiss theilweise von deutschen Colonisten getrieben wird und ein ausgezeichnetes Produkt liefert. Der Ruster Ausbruch geht in bedeutenden Quantitäten ins Ausland und hat einige Aehnlichkeit in Geschmack und Farbe mit dem Méneser. Ausser dem Wein wird aber an den Ufern des Neusiedler-Sees besonders Obstbaumzucht getrieben, und die Landwirthschaft Ungarns hat wohl unstreitig in dem Presburger, Wieselburger, Oedenburger, Raaber und Eisenburger Comitat den höchsten Standpunkt erreicht, was man theilweise den deutschen Colonisten verdanken muss, die in jenen Gegenden zahlreich sich angesiedelt haben und mit grossem Fleiss den Boden bear-

beiteten. Es ist aber auch das milde Clima, die günstige Lage für die Verwerthung des erzeugten Produktes, welches den Landmann hier für seine ausdauernde Thätigkeit belohnt, es ist diese Lage zwischen Pesth und Wien an schiffbaren Flüssen, an dem Spiegel grosser Seen, in der Nähe der so beliebten Grenzstadt Presburg, welche hier auf Ackerbau und Cultur besonders günstig einwirkt. Die grossen Bodenbesitzer, die Familien Eszterházy, Báthyány, Zychy etc. haben durch die Anlage guter Strassen, durch die Begünstigung ihrer Bauern und durch eine eingeführte regelmässige Bewirthschaftung dem ganzen Lande sehr genützt. Namentlich ist aber durch das Georgicon des Grafen Georg Festetios in Keszthély und durch die öconomische Bildungsanstalt in Ungarisch-Altenburg auf den Besitzungen des Erzherzogs Carl nicht nur für die unmittelbare Umgebung, sondern für das ganze Vaterland durch die Bildung tüchtiger Oeconomen günstig gewirkt worden. Das erste dieser erwähnten Institute wurde im Jahre 1819 vom genannten Grafen gegründet, das zweite Ungarisch-Altenburgische Institut ist 1818 durch den Güter-Director der Erzherzoglichen Besitzungen, Herrn Wittmann eröffnet worden und erfreut sich gegenwärtig eines so starken Besuches, dass grosse Grundbesitzer Ungarns aus diesem ausgezeichneten Institute leicht theoretisch- und praktischerprobte Beamte beziehen können. Jedoch nicht nur die Agricultur, sondern auch die Viehzucht wird in diesen glücklichen Gegenden mit vielem Fleisse getrieben und es befindet sich in Babolna ein ausgezeichnetes Gestüt, der Regierung zugehörig, auf dessen Einrichtung wir weiter unten bei dem grossen Gestüt von Mezöhégy zurückkommen werden. Einen wesentlichen Zweig bildet aber namentlich im Wesprimer und Stulweissenburger Comitat die Schaafzucht, welche seit jener Zeit, dass Ungarn sich von den Türkenkriegen erholt hat, von Jahr zu Jahr gestiegen ist. Es existirt in diesen Provinzen sogar eine eigene Einrichtung, indem sich einige Schaafzüchter, Birkáse zu einer Innung verbanden, die die Puszten des Adels in Pacht nahmen und dort tüchtige Schäfereien einrichteten, deren werthvolles Produkt um 10 bis 20 Procent theurer als die übrige Schaafwolle verkauft wurde. Dies hatte zur Folge, dass sich die Schaafzucht immer

weiter ausbreitete, es wählten die Birkáse ihren Vorsteher, sie nahmen wie andre Handwerker Lehrlinge auf, sprachen diese endlich nach Lehrjahren zu Knechten frei und gaben den Tüchtigsten unter ihnen endlich den Titel Oberknecht oder Meisterknecht. Der Lehrjunge wurde in der Religion, in der ungarischen und deutschen Sprache, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in den Hülfsmitteln gegen Schaafkrankheiten unterrichtet, man hielt alljährlich grosse Zunftversammlungen in Stulweissenburg ab und die Edelleute, welche Besitzer grosser Schäfereien waren, erhielten von den reichen Birkásen ihre Schaafmeister und Knechte. Jedoch die Zeiten haben sich geändert, das Zunftwesen dieser Art hat aufgehört und die reiche Grundherrschaft bewirthschaftet jetzt selbst ihre Puszten. Daher kommt es, dass mancher Grundherr, z. B. wie der Fürst Nicolaus Eszterházy ungeheure Heerden besitzt. Man erzählt sich, dass der Fürst einst mit einem englischen Edelmanne, der ihm seine reiche Heerde zeigte, wettete, mehr Schaafknechte, Juház, zu besitzen als jener Schaafe und der Fürst soll wirklich die Wette gewonnen haben. Noch alljährlich versammeln sich die Schäfer in Stulweissenburg und feiern dort eine Art ländliches Fest, bei welcher Gelegenheit sie auch ihre jährliche Toilette machen. Der Juház zieht nur 2 reine Hemden übers Jahr an, sie sind von blauer Leinewand und werden vorher mit Speck eingerieben und nun als Schutzmittel gegen Sonne und Regen betrachtet, worüber nur noch der Schaafspelz oder Bunda geworfen wird, dessen rauhe Seite man beim Regen nach auswärts kehrt. Natürlich laufen solche Schäferversammlungen selten ohne zerschlagne Köpfe ab und es war schon oftmals nöthig, dass die Behörden sich ins Mittel legten und den stürmischen Scenen, in denen es auf ein Menschenleben nicht ankam, ein Ende machten.

So ist das Leben des Waldes und der Ebene gestaltet. Von dem reichen Segen der Natur begünstigt, kennt man keinen Mangel, und da die Leute durchschnittlich in ihren Forderungen sehr bescheiden sind, so ist es natürlich, dass sie sich glücklich in ihrer Heimath befinden und einwandernde Colonisten mit ihrem Schicksal sehr zufrieden sind. Auch das Leben in den Städten, die allerdings einen etwas ländlichen Charakter tragen, ist ange-

nehm und ungezwungen, und je mehr man sich den Gestaden der Donau und der Grenze Deutschlands nähert, desto mehr herrscht das deutsche Element vor, welches jedoch, namentlich aus Presburg, während der Dauer des Landtages bedeutend verdrängt wird und in der neusten Zeit auch in den andern Städten immer mehr in den Hintergrund tritt. Geistige Bildung und Hochschätzung geistiger Interessen ist hier allgemein verbreitet, und es herrscht durchschnittlich ein feinerer Ton als im Osten des Reichs. Man ist gegen Fremde nicht nur im höchsten Grade gastfrei, sondern schätzt auch fremdes Verdienst, welches sich in Ungarn geltend zu machen strebt, und es ist um so mehr diesen Provinzen die Aufmerksamkeit zu schenken, da sie, sobald eine Eisenbahn-Verbindung durch sie hindurchführt, eine um so wichtigere Rolle einnehmen werden. Schon viel wird gewonnen sein, wenn man die Ecke, welche die Donau bei Waitzen macht, durch eine Eisenbahn-Verbindung zwischen Ofen und Raab erspart, und für den Consumenten in Pesth kann es nur wünschenswerth sein, mit dem Eldorado Ungarns um so näher in Verbindung zu treten. Die Eisenbahnstrasse, der wir bereits beim Beginn dieses Capitels bis zur Puszte Németyházi im Stulweissenburger Comitat folgten, hat von diesem Punkte bis Dotis die grössten Hindernisse zu überstehen und es wird die Anlage einiger kostspieliger Tunnels nöthig, um das Kalkgebirge, welches sich hier in den Weg stellt, zu durchsetzen, worauf man bei Dotis wieder in die Ebene tritt und in ihr nun noch mit Ausnahme einiger wellenförmiger Erhebungen bis Raab und weiterhin verbleibt.

Man kann sich kaum ein freundlicheres Landstädtchen denken als dieses Dotis ist, welches mit dem Oertchen Tóvaros verbunden an einem kleinen See liegt, ein grosses Schloss der reichen gräflichen Eszterházyschen Familie besitzt, das von einem schönen Park umgeben ist und in seinen Kellern den ganzen Vorrath des berühmten Neszmyler Weinberges besitzt der dieser Familie zugehört und der so ausgezeichnet ist, dass der Leser mir schon auf ein Gläschen Wein in den Keller folgen muss.

Der ungarische Weinbau verdient wohl mit dem grössten Rechte die Aufmerksamkeit des Einheimischen, wie die des

Fremden und wer etwas Ausgedehntes darüber lesen will, findet es in dem Werke des gelehrten Schams „über den ungarischen Weinbau." Es würde uns zu weit führen, wenn wir genau allen einzelnen Sorten ungarischer Weine nachforschen wollten, denn deren giebt es gar viele und manche der edelsten Sorten sind im Auslande noch ganz unbekannt. In Ungarn bauen alle Nationen Wein und von den berühmtesten Weinen erzeugt der Mágyar den Tokaier, der Wallache den Meneser, der Deutsche den Ruster und Oedenburger, der Slavonier den Carlowitzer Ausbruch und Wermuth. Wir werden weiter unten das Nähere über die Bearbeitung und Gewinnung des edelsten aller Weine, des Tokaiers, kennen lernen, wir werden dort sehen, welch' ein heiteres Volksfest die Weinlese für den Ungar ist. Die ausserordentlich hohen Steuern, welche bei der Ausfuhr des Weines namentlich nach Preussen und Russland bezahlt werden müssen und die an der preussischen Grenze 6 Thlr. für den Eimer betragen, die grosse Mittelmässigkeit der Communikationen, wodurch oft ein gutes Weingebirge von aller Welt abgeschnitten wird, und die dadurch erfolgte Vertheurung der Frachtkosten, sind die Ursachen, dass nur Ausbruch-Weine und einige besonders edle Gattungen im Auslande bekannt sind, und der gute herbe ungarische Tischwein nur in Ungarn selbst getrunken, und, um ihn zu verwerthen, für einen sehr geringen Preis ausgeschenkt wird. Man hört nicht selten die Aeusserung, dass die Ungarn in der Kellerei zurück wären, und dies als die Ursache angeben, dass in das Ausland nur Ausbruch-Weine verführt werden. Dieser Angabe muss ich widersprechen und es ist höchstens das darin wahr, dass die Ungarn nicht so wie die Franzosen und Engländer verstehen, aus Heidelbeeren Rothwein und aus 1000 andern Surrogaten ein weinähnliches Gift zu bereiten, welches wohl nur der für Wein halten wird, der nie ein gutes Glas getrunken hat. Wenn der Ungar so leicht wie der Franzose und Rheinländer seinen Wein zu Wasser ausführen könnte, so würde er auch mit seinen herben Tischweinen überall Ehre erndten, der Wein selbst würde einen bessren Preis bekommen und so auch der Winzer gewinnen. Einen Beweis hierzu liefert der rothe Ofener Wein, der an Güte dem Erlauer nachsteht, welcher mitten im Lande in

der Mátra wächst, dennoch aber höher verwerthet wird, weil man im Stande ist, ihn auf der Donau leicht nach Oesterreich zu bringen. Der ausgezeichnete oberungarische Wein von Szeredny ist sehr wenig bekannt, weil er abgelegen ist, dagegen die Presburger Weine von Pösing und St. Georgen allgemein geliebt werden, die lange nicht die Güte des vorigen besitzen. An den Carlowitzer, Erlauer und Ofener Wein schliesst sich der rothe Somlauer, dann die Magyarater, Szekezarder und Badacsoner Weine an; wer hingegen einen milden, nicht schweren Wein wünscht, der sich besonders zu Fischen und Braten gut trinkt, dem empfehle ich unbedingt sowohl den weissen wie rothen Mesmiler, welchen wir eben in unserm Keller zu Dotis in viereckigen wohlversiegelten halben Flaschen aus der gräflichen Kellermeisterei in bester Qualität bekommen, und zwar, man denke sich, eine solche Flasche unvergleichlichen Rebensaftes, der dem edelsten Rheinweine durchaus nicht nachsteht, auch das finsterste Gemüth eines Hypochonders erheitern muss, der vom feinsten Bouquet ist, für 30 Kreuzer Schein oder 4 Sgr., welches auf die in Preussen gebräuchliche halbe reducirt, dieselbe zu circa 3 Sgr. kommen würde. Traurig ist es, dass wir arme Norddeutschen leider von solcher schönen Gottesgabe hier keinen Vortheil ziehen können und uns nach wie vor mit Grüneberger Krätzer, jämmerlichem Frankenwein und mittelmässigem Rheinwein für den zehnfachen Werth quälen müssen, unser Volk aber ewig verdammt bleibt, Schnaps zu trinken, im Fusel zu verdummen und ein Glas Leib und Seele stärkenden Weines für den colossalsten Luxus anzusehen. Für 8 bis 10 Thl. hätte man diesen Wein in Wien, d. h. den Eimer zu 64 österreichischen halben. Rechnet man nun auch 4 Thl., was unverhältnissmässig hoch angenommen ist, für die Landfracht des Eimers von Wien bis Berlin, und 1 Thaler auf Leckage und anderweitige Spesen, so würde man in Berlin, wenn keine Grenzabgabe wäre, für 15 Thl. den Eimer oder die halbe Flasche für 7 Sgr. trinken können. Dieselbe Berechnung zeigt sich mit oberungarischen Weinen, die über Breslau durch die dortigen Weinhändler ausgeführt werden und die der hohen Steuer wegen auch nur Ausbruch in Handel bringen können, denn, wenn man selbst auf 1 Fass herben Oberungarwein von 168 halben den

Ankaufspreis zu 20 Thalern anschlägt, — was sehr beträchtlich ist — so beträgt die Grenzsteuer 15 Thl., die Fracht und Spesen 5 Thaler bis loco Breslau und es ist demgemäss der Wein um das Doppelte vertheuert worden, also der Wein von 3¾ Sgr. auf nahe an 8 Sgr. heraufgetrieben, und was der Weinhändler in Breslau über 10 Sgr. nimmt, kann man ohne Ausnahme bei jedem herben Ungarwein als reinen Gewinnst betrachten.

In Ungarn selbst hat in der neusten Zeit das Weintrinken stark abgenommen. Die Hydropathie hat besonders in den höhern Classen sehr viele Anhänger gefunden und die vielen durch Juden begründeten Liqueure- und Punsch-Fabrikationen haben das Bedürfniss für derartige Getränke geweckt, jedoch wird bis heute noch der ächte Magyar seinem Weine treu bleiben, wenngleich auch alle slavischen Stämme den stärkern und schneller berauschenden Branntwein vorziehen, der als der allermiserabelste Kartoffelfusel in ungeheuern Quantitäten sogar selbst im Weingebirge und — o Ironie! — inmitten der Weinlese um Tokay herum ausgeschenkt und getrunken wird; ja, was wohl noch ärger, ich möchte sagen, schimpflicher ist, auf jenen Bällen, die zur Feier der Weinerndte abgehalten werden, sieht man selbst von Ungarn so gut wie von dem verdorbnen Gaumen der Ausländer Punsch und französischen Champagner trinken, weshalb ich mich auch gar nicht wundre, nirgends einen schlechteren Wein als grade in Tokay getrunken zu haben, wo im Gewölbe der Kaufleute ein sogenannter Ausbruch friedfertig neben Rum und Liqueur steht.

Leider ist es aber eine alte, hergebrachte Sache, dass man die edlen Gaben der Natur dort, wo sie am reichlichsten aus dem Schoosse der Erde hervorgehen, am wenigsten achtet, und der Landtag würde den Segen des Landes verdienen, wenn er die Fuselbrennereien beschränkte und, so wie in Preussen, die schwersten Steuern darauf legte, hingegen den Weinbau und gute Bierbrauereien in den nördlichen Gegenden wirksam unterstützte, die Kartoffel aber, dieses edle Geschenk für das kalte Clima der nördlichen Karpathendistrikte, nicht zu entnervendem Gifte entehrt würde. Zum Glück darf man sich durch die in Pesth gegründete Gesellschaft zur Verbesserung des ungarischen

Weinbaues eine Hebung der Weinkultur versprechen, wozu namentlich die Normalweinschulen dienen, aus denen edle Reben an die Weinbauer vertheilt und verkauft werden.

Dies sind die Betrachtungen, die sich uns beim Glase Wein in dem Keller des Schlosses von Dotis aufdrängen, und, um nicht zu tief hineinzugerathen, setzen wir uns wieder auf unsern Steuerwagen und lassen uns nach Raab schütteln, um von dort Donau-abwärts bei Comorn und Gran vorüber nach Pesth zu gelangen, nachdem wir unterweges den emporstrebenden Bau des Graner Doms und die Residenz des Fürst-Primas von Ungarn, südwärts davon aber die für das Herz viel wohlthuenderen schönen Gegenden der Donau betrachtet haben. Wir fahren bei den Ruinen der Burg Wisegrad vorüber und rufen in uns die Bilder jener Zeit zurück, in der noch dort Ungarns Könige thronten und einen glänzenden Hofstaat um sich versammelten, von ihren hohen Felsen aber hinabstiegen, um jene Gegenden, die wir so eben verlassen haben und die von ihnen besonders bevorzugt wurden, zu besuchen und in Stulweissenburg oder Wesprim ihre Residenz aufzuschlagen. Doch das Dampfschiff salutirt, wir sind wieder in Pesth und ruhen uns ein wenig aus, um dann mit erneuerten Kräften unsre Wanderung in die weiten ungarischen Pusztten anzutreten.

Viertes Capitel.

Pesther-Debrcziner Eisenbahn. Die Theiss, ihre Ueberschwemmungen und Fischreichthum. Die ungarischen Puszten. Der Rakos. Gerechtigkeitspflege von früher und jetzt. Stellung der verschiedenen Stände im Reich. Das Leben der Pusztenbewohner und ihre Wirthschaft. Wichtigkeit der Theissschifffahrt. Tokay und das Weingebirge Hégyálla. Die Menschen beim Wein und beim Schnaps.

Ungarn mit seinem ächt-magyarischen Typus, mit den reichlichen Anklängen der asiatischen Abstammung seiner Bewohner, und der ächt-magyarische Nationalcharakter zeigt sich in Land und Volk nirgends so deutlich, als in den Theiss-Provinzen, wo noch tausend Erinnerungen in dem Beschauer auftauchen, die dem Steppenleben Mittelasiens angehören und sich an die geschichtlichen Daten der Einwanderung dieser Herrn des schönen Ungarlandes anknüpfen.

Wir verlassen das Gewühl der Hauptstadt des Landes, die wohl seinen Reichthum, die Fülle seiner Naturprodukte und die moderne Richtung desselben zeigt, wir verlasssen die West-Provinzen, in denen nur oásenartig der Nationalcharakter sich dem Auge darbietet, um in den weiten Puszten des Ostens, um an den Ufern der fischreichen Theiss, um in den fröhlichen Weingebirgen Tokay's den Ungarn in seinem reinen, durch eingedrungene fremde Elemente nicht getrübten Charakter zu studiren, um seine Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, seinen Festen beizuwohnen und auf diese Art mit seinem innern Leben, mit seinem regen Schaffen und Handeln aus sich selbst, vertraut zu werden. Es gehört allerdings für den fremden Reisenden eine gewisse Ueberwindung dazu, die reichen Gasthöfe Pesth's, die Bequemlichkeit der Hauptstadt und das rege Gewühl ihrer Strassen zu verlassen, um mit Ueberwindung vieler Hindernisse das Volk der Steppe aufzusuchen. Man muss von vorn herein darauf Verzicht leisten, sich mit allen Bequemlichkeiten umgeben

zu sehen, die der Reisende so lange vielleicht gewohnt war, man muss sich mit guter Geduld ausrüsten, um nicht das Erdrükkende einer tagelangen Fläche zu fühlen, man muss wo möglich einige Vorstudien der Sprache gemacht haben, um das Volk und seine Sitten leichter und besser zu verstehen. Dafür braucht man jedoch nicht die Hülfsmittel der Empfehlungen, da der Ungar jedes Standes mit zuvorkommender Freundlichkeit den Reisenden aufnimmt und eine Gastfreundschaft ausübt, die man im sogenannten civilisirteren Europa wohl nur aus alten Sagen und Büchern kennt. Die Vorkenntnisse der ungarischen Sprache sind nicht so schwierig zu erlernen und da es den Bewohner freut, wenn er sieht, dass der Ausländer sich Mühe giebt, die Landessprache zu gebrauchen, so kann man einer um so freundlicheren Aufnahme gewiss sein. Man macht im Auslande wohl nur aus Mangel an richtiger Ueberlegung und hinreichender Kenntniss der ungarischen Sprache den Vorwurf, dass sie hart, unbeugsam und unschön sei, was jedenfalls unrecht ist, da nur die scharfe Betonung der Vokale, die Aufeinanderfolge vieler kurzen Silben zu dieser Aeusserung Anlass gegeben haben mag, denn während der Franzose immerwährend näselt, der Engländer so spricht als ob er den Mund voll habe und der Deutsche beinahe einen Vokal wie den andern ausspricht, so dass man oft sogar kaum o von a unterscheiden kann, betont der Ungar jeden Vokal genau richtig, je nachdem er lang oder kurz ist. Es ist aber noch gar nicht bewiesen, dass das schön sei, woran unser Ohr von Jugend auf gewöhnt ist, und dass desshalb die ungarische Sprache eine harte genannt werden dürfe, weil man deutlich jeden Vokal accentuirt und dort nicht ä spricht, wo ein einfaches e steht, so dass, wenn die Regel gilt, so zu sprechen wie man schreibt, der Ungar dieser Regel weit mehr nachkommt als der Deutsche, der grade sie aufgestellt hat. Es kann kaum eine Sprache geben, die sich mehr für die Rednerbühne eignet, als die ungarische, die so mit voller, brausender Kraft es vermag, zum Herzen des Zuhörers zu sprechen und die im Stande wäre, die grossartigen Erscheinungen der Natur, das mächtige Walten des Menschengeistes so dem Ohre wiederzugeben, wie es die Seele ursprünglich empfunden hat und wie es zuerst das Ohr unmittelbar aus der Natur einsog. Die ungarische Sprache

ist die Sprache der Rednerbühne, des Zorns und des Sturms, nicht polternd, sondern brausend und donnernd entrollt sie den Lippen des Redners, der im politischen Meinungskampfe zu dem Gefühl von Millionen spricht, und nie habe ich ein hartes Urtheil über die Sprache von jemandem gehört, der die Reden des Reichstages oder der Congregationen vernahm. Anderndings mag es wohl mit der Anwendung der Sprache im Gesange sein, sobald der Gesang den nationalen Charakter der Schwermuth verliert und aus den weichen Modulationen der Molltöne in die gehetzten Fiorituren und Coloraturen der neuern italiänischen Opernmusik übergeht, und so tief zum Herzen dringend die melancholischen Weisen sind, bei denen eine jede Sylbe in der Langsamkeit des Vortrages hinreichend ausgedrückt und betont werden kann, so sehr ist es der Natur der Sprache zuwider, auf italiänische Manier Silben zu verschlucken und heterogene Wörter mit einander zu verschmelzen, und so möchte ich den Schluss folgern, dass die ungarische Sprache auch im Gesange so lange lieblich und schön sei, als sie der Nationalität, den schwermüthigen Molltönen treu bleibt, dann aber am Ausdrucke verliert, sobald sie durch zu schnellen Vortrag, durch Mangel an Deutlichkeit und richtige Accentuation verdorben wird, worauf sich vielleicht auch das Urtheil derjenigen Leute gründen mag, die sie bizarr, klappernd und rauh nannten, welche solche Folgerungen aus der Anhörung einer ungarisch-italiänischen Oper im National-Theater zu Pesth zogen, in welcher selbst das Recitativ, ernste Chöre und langsame Bravourarien sich dem ungewohnten Ohre in aller ihrer natürlichen Schönheit einprägen. Man muss die einfachen harmonischen Weisen der Landleute hören, um Geschmack an solcher ungetrübten Einfachheit zu erlangen, man muss den Vortrag einer Zigeunerfidel, von einem talentvollen Naturkinde gespielt, vernehmen, um sich in diese Nationalweisen so recht hineinzufühlen und um selbst nach dem Genuss einer italiänischen Oper Vergnügen an der graziösen Einfachheit dieser Lieder zu finden. Dabei ist die ungarische Sprache keineswegs so überaus schwierig zu erlernen, wenigstens nicht jene nothwendigsten Redensarten, die man zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gebraucht und welche hinreichend sind, um durch das Land zu reisen und zur Noth auch noch ein liebliches

Lächeln in dem Gesichte einer langzöpfigen Magyarin hervorzulocken, die das artige Compliment, wenn auch etwas in kauderwelscher Sprache vorgetragen, so gut zu schätzen weiss wie die feingebildete Städterin. Ein grosser Vortheil ist es für den Reisenden, dass ihm beinahe überall die lateinische Sprache als Dollmetscherin dienen kann und gelehrte Männer somit leicht ein Hülfsmittel an der Hand haben, sich mit ihren Forschungen durch das ganze Land hindurchzuhelfen, da in jenen Ostprovinzen des Reichs nur in den Städten bei höhern Beamtschaften und bei dem Adel die deutsche Sprache koursirt, hingegen der gemeine Mann, des Bedürfnisses wegen, schon eher die wallachische oder slavische Sprache seiner Grenznachbarn lernt, obwohl man es den Ungarn nachsagen muss, dass sie viel Sprachtalent besitzen, und es ein häufiges Vorkommen ist, Kinder in der ungarischen, deutschen und slavischen Sprache sich geläufig ausdrücken zu hören, nebenbei aber auch noch nicht nur in der classisch-lateinischen, sondern auch in der modernen französischen und englischen Sprache ihre Studien machen zu sehen; und man trifft in dem für roh verschrienen Ungarn sicherlich mehr Leute, die 5 Sprachen sprechen, als in Deutschland, Frankreich oder England solche, die deren nur 3 mächtig wären. Und wenn man von den Hirten oder Pusztern Deutsch verlangt, so wäre das eben so lächerlich, als wenn man von einem ukermärker Bauern ein fliessendes Englisch in Anspruch nähme. Was also die Hindernisse betrifft, die die Sprache uns bei unsern Reisen in den Theiss- und Ost-Provinzen des Landes in den Weg legt, so sehen wir, dass diese nicht so bedeutender Art sind, um uns von unsrer interessanten Excursion abzuschrecken. Ja, ich glaube vielmehr, dass bei allen Hülfsmitteln, die das bequeme Reisen unsrer modernen Touristen darbietet, es weniger möglich ist, ein Volk so recht von Grund aus kennen zu lernen, als wenn man sich oft auf eine mühselige Art, abhängig von einigen tausend unvorhergesehenen Verhältnissen und Hindernissen, durchschlagen muss. Bedienen wir uns zu unsrer Reise eigener Wagen und Pferde und eines ungarisch redenden Kutschers, so sind wir durch diesen Dollmetscher so wie so jeder Sprachsorge überhoben. Fahren wir mit Vorspann, so verändert es ohnehin nicht die Unkosten unsrer Reise, wenn

wir uns aus Pesth einen zweckentsprechenden Bedienten mitnehmen; expedirt uns aber der Eilwagen nach Debreczyn und Grosswardein oder nach Temeswar, so kann von keiner Verlegenheit mehr die Rede sein, in die uns Mangel an Sprachkenntniss bringen möchte. Jedenfalls wird das Reisen, insofern man nur ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, ohne unterweges Land und Leute kennen lernen zu wollen, am bequemsten sein, wenn die schon seit so langer Zeit projectirte und neuerdings durch den Landtag in Berathung gezogne Eisenbahn von Pesth nach Debreczyn, vielleicht mit Zweigbahnen nach Miskolcz und Tokay endlich einmal, ich sage endlich, zu Stande kommt. Schon im Jahre 1839 hat man die Vorarbeiten der Vermessung begonnen und 1840 die nothwendigen Pläne beendet und im interimistischen Comitée zur Begutachtung vorgelegt. Ohne eine Untersuchung darüber anstellen zu wollen, welche Hindernisse diesem für das ganze Land so dringend gefühlten Bedürfnisse im Wege lagen oder gelegt wurden, ist es nur vorauszusetzen, dass der Aufschub des Baues bis zum heutigen Tage um so lebhafter den Sinn für dieses Unternehmen angeregt haben wird und es wäre wahrhaft traurig, wenn politische Meinungsverschiedenheiten so weit zur Vernachlässigung der Interessen des Landes führten, dass der unumgänglich nothwendige und unaufschiebbare Bau dieser Bahn wieder auf spätere Zeiten hinausgeschoben würde. Die Strasse selbst von Pesth über Zolnok, wo sie die Theiss übersetzt, bis nach Debreczyn erfreut sich durchschnittlich eines sehr günstigen Terrains und das einzige bedeutende Hinderniss, auf welches wir stossen, ist der Theissfluss und seine jährlichen, durch keine Dämme beschränkten Ueberschwemmungen, welche viele Meilen weit auf beiden Ufern sich ausdehnen, stehende Lachen bilden, weite, kaum übersehbare Sumpfstrecken, in denen bis zu einer Höhe von 2 Klaftern das Rohr wuchert, die Ufer umsäumt und den Zutritt zu der freien Wasserfläche, auf welcher selbst mächtige Pflanzen ihre schwimmenden Blätterteller ausbreiten, erschwert und oft unmöglich macht. Diese grossen Sumpf- und Wasserstrecken gehören mit zu dem originellen Charakter der Landschaft. Sie begleiten die Ufer der Theiss von dem Punkte an, wo sie sich in die Ebene ergiesst, bis zu ihrem Eintritt in

die Donau, werden um so ausgedehnter und grösser, je höher der Wasserspiegel des Flusses steigt, entziehen dem Acker und der Cultur eine Bodenfläche von mehren hundert Quadratmeilen und würden bei einer zweckmässigen Entwässerung, bei einem dauernden Schutz gegen die Fluthen der Theiss ein blühendes Fürstenthum abgeben, besonders da nicht selten grosse Forste der Sumpfeiche, so wie Weiden und Erlen an ihnen fortkommen und gleich nach dem Eintritt der warmen Jahreszeit sich so schnell eine riesenmässige Vegetation entfaltet, dass ihre wuchernde Ueppigkeit, ihre Undurchdringlichkeit und die Fülle ihrer grossartigen Blumenpracht an das Sumpfleben der tropischen Vegetation erinnert. Diese Forste in aller ihrer Pracht mit colossalen Stämmen und weiten Baumkronen, an denen das zurücktretende Wasser oft ganze Ladungen von Schilf, Binsen und Sumpfgewächsen zurücklässt, bieten zu den verschiedenen Jahreszeiten einen ganz eigenthümlichen und abweichenden Anblick dar. Denn während man beim Beginn des Frühjahrs aus der weiten Wasserfläche der überschwemmten Gegenden die Stämme und Kronen dieser Bäume emporragen sieht, bedeckt sich bald nach dem Zurücktreten der Wassermasse, die nur in den Vertiefungen der Bodenfläche stehen bleibt und dort die eigentlichen Sümpfe und Teiche bildet, der Boden mit der reichen Vegetation der Sumpfpflanzen, die jedoch, so wie die anhaltende Gluth der Sonnenstrahlen austrocknend einwirkt, verschwinden, um dem beinahe undurchdringlichen Gebüsch von Brombeersträuchern und andern Platz zu machen, die dann bis in die höchsten Zweige hinaufkriechen und in wunderbaren Krümmungen und Guirlanden von einem Aste zum andern sich fortwinden, unter sich aber die Feuchtigkeit des Bodens zurückhalten, und in ihren verworrenen Zweigen und Laub Milliarden von Sumpfstechfliegen, die man dort Gelsen nennt, beherbergen, welche besonders in der kühlern Abendstunde in wolkenähnlichen Schwärmen hervordringen und sich über den unvorsichtigen Wanderer herstürzen, um ihn am ganzen Körper mit schmerzhaften Stichen zu peinigen, gegen welche eine leichte Hülle keinen Schutz gewährt, da ihr langer und scharfer Stachel selbst durch das Hemde dringt, wenn es nicht auf ächt-magyarische Weise mit Speck eingeschmiert ist. Verlassen wir dies dicke, für das Auge so schöne, aber für den

Wanderer so beschwerliche Gebüsch, durch welches uns nur das Beil den Weg zu bahnen vermochte, um auf die freieren Stellen des Waldes hinauszutreten, so finden wir diese mit einem schilfartigen Grase bedeckt, welches nicht selten wie das Gras der Savannen Amerika's den Wanderer verbirgt. So wie der heisse Sommer vorrückt, werden auch die Lachen und Sümpfe immer kleiner, das Rohr, welches Anfangs nur das Ufer umsäumte, dringt weiter in die Mitte vor, die Bewohner, Reiher, Störche, Kraniche, Enten, kurz das ganze gefiederte Volk sucht sich einen neuen Wohnort, selbst die langsame Schnecke schreitet mit dem verdunstenden Wasser immer weiter bis zum letzten nassen Punkte vor, während die unbehülfliche Muschel liegen bleibt, platzt und in verpestende Fäulniss übergeht, bis endlich die Sonne den letzten Wassertropfen weggeleckt und ausgesogen hat und der graue, öde, lehmige und zähe Boden von tausend Rissen und Sprüngen durchfurcht wird und aus ihm dann nicht selten eine neue Vegetation, aber dem Mineralreiche angehörend, efflorescirende Salze in regelmässigen Crystallen oder als weisses Pulver, hervorgehen. Indem so die kleineren Sümpfe regelmässig in jedem Jahre austrocknen, den so eben beschriebenen Cyklus durchmachen, durch die Miasmen ihrer verwesenden Conchylien aber und durch die ungeheuern Massen von Vogelmist, welchen die Tausende von Wasservögeln hier zurücklassen, — die fleissig diesen Ort besuchen, so lange er noch einige Feuchtigkeit behält, um dann ihre zurückgebliebene Beute, die bei der Abnahme des Wassers um so leichter in ihre Gewalt fällt, zu verzehren, — die Luft verpesten, und der Umgegend dadurch oft die Ursachen von Fiebern und andern epidemischen Krankheiten werden: behalten die grössern Teiche beständig, obwohl in verminderter Masse, ihr Wasser, ihre Rohrfelder vermehren sich und werden regelmässig abgeerntet, um so in holzärmern Gegenden ein billiges Brennmaterial zu liefern, da namentlich in den südlichern Provinzen jene Sumpfeichenwälder ganz aufhören und auf der trocknen, weit vom Ufer der Theiss entlegnen Puszte, selbst der in Ziegelform gebrachte Kuhmist sowohl zum Feuern im Ofen, wie zum Brotbacken dienen muss und es dann noch kein seltner Anblick ist, Ziegelbrennereien zu sehen, die mit Stroh betrieben werden. Es war ganz natür-

lich, dass die Eisenbahntrace der Pesther-Debrczyner Bahnlinie solche Sumpf- und Wasseranhäufungen, die sich namentlich auf dem linken Theissufer befinden, so viel als möglich zu vermeiden suchen musste, dennoch aber ist es unvermeidlich gewesen, in Rücksicht der grossen Flussinundationen einen grossen Holzunterbau zu projectiren, der die Bahn im Bereich des Inundationsterrains zu tragen hätte, und nach Bedarf zugleich als Brücke dienen könnte. Da die ganze Gegend des Theissgebietes rein der jüngsten Epoche der Deluvial- und Alluvial-Formen angehört, und es ersichtlich ist, dass vor dem Donaudurchbruche bei Orsova in dem grossen ungarischen Binnensee, den das heutige Magyarische Reich einnahm, die Theissgegend und namentlich das untere, linke und rechte Theissufer, selbst der Theil des Banats, der nördlich der Donau bei Pancsova gelegen ist, die tiefste Stelle dieses Binnensees waren, so ist natürlich hier auch kein Strassenbaumaterial zu erwarten, der fette Lehm- und schwarze Ackerboden ist aber kaum zur Anlage von Eisenbahndämmen, wenigstens nicht zu soliden Fundamenten denkbar und es muss jedenfalls das von dem amerikanischen Ingenieur Herrn Zimpel und dem Bahndirektor Herrn Bock in Vorschlag gebrachte Princip eines hölzernen Unterbaues, nach Art der amerikanischen Bahnen von kurzen Hölzern, durch künstliche Zusammenfügung in Ausführung gebracht, als das einzig zweckgemässe und dem Lokal angeeignete Mittel der Uebersetzung des Inundationsterrains angesehen werden, welches auch hier, wo das Strassenbaumaterial nicht zu finden ist und der vorhandene Boden zu Erdbauten nicht tauglich erscheint, jedenfalls verhältnissmässig am billigsten zu stehen kommt, da unmittelbar von den obern Theiss-Provinzen aus den Comitaten Marmaros, Beregh und Ugóts auf dem Flusse selbst für einen geringen Preis das in jenen Gegenden ausserordentlich billige Holz durch Flösse hinabgeschafft werden kann und namentlich jene ungeheuern Eichenwaldungen ein dauerhaftes Baumaterial liefern, somit aber auch dem Haupthinderniss dieser Trace durch das Hinderniss, die Theiss selbst, abgeholfen wird. Für eine weitere Zukunft wird es trotz alle dem noch immer unumgänglich nöthig werden, den Ueberschwemmungen des Stromes, der jährlichen Ueberhandnahme der Teiche und Sümpfe ein

Ende zu machen, indem man die Serpentinen durchsticht, das Strombett regulirt, zur Noth Dämme anlegt und dadurch nicht nur den Vortheil erlangt, den Lauf des Flusses verhältnissmässig gekürzt, ihm also auch demgemäss ein grösseres Gefälle und der Flussschifffahrt kürzere Entfernungen gegeben zu haben, sondern auch dadurch allmählich die Sümpfe trocken legt, die Luft reinigt, indem man den pestilentialischen Miasmen derselben ein Ende macht, vor allem aber dem Ackerbau eine Masse des fruchtbarsten und günstigsten Bodens giebt. So lange eine solche Theiss-Regulation nicht eintritt, werden auch alle einzelne Bemühungen der Grundbesitzer, um die auf ihrem Boden befindlichen Sümpfe und Teiche zu entwässern und in nutzbares Ackerland zu verwandeln, umsonst sein, da bei der ersten besten Ueberschwemmung die tiefere Bodenfläche wieder zu einem See umgewandelt, die Abzugsgräben verschlemmt werden und die beim Austrocknen zurückbleibenden Conchylien, Frösche und Fische durch ihre Verwesung die Luft verunreinigen. Gegenwärtig ist es nichts Seltenes, dass man zu Wasser 5 bis 6 Stunden braucht, indem man Strom abwärts den Krümmungen der Theiss folgt, um ein Ziel zu erreichen, welches zu Lande keine Stunde entfernt liegt, Strom aufwärts hingegen um so länger zu kämpfen hat und die Schifffahrt natürlich nicht zu gedeihen vermag, sondern sich damit beschränkt, Strom abwärts auf Flössen zu schiffen, worauf der Schiffer dann dort das Floss verwerthet und zu Fuss nach Hause zurückkehrt. Bedenkt man nun vollens, dass bei der angezeigten Bodenbeschaffenheit von einem regelmässig angelegten und unterhaltenen Strassennetz der Theiss-Provinzen gar keine Rede sein kann, dass also nur in den günstigen Jahreszeiten, wenn entweder die schon südlich wirkende Sonne die Erde ausgedörrt oder im Winter, wenn die Kälte sie erstarren gemacht hat, eine gute Communikation zwischen den einzelnen bewohnten Orten möglich ist, dass man aber noch obenein in der heissen Jahreszeit mit den fürchterlichsten Staubwolken und Wassermangel, im Winter hingegen mit den eiskalten Winden zu kämpfen hat, die ungehindert über die weiten Flächen fortstreichen und einem das Blut erstarren machen, Schneewolken aufthürmen, die alles Lebende zu vergraben drohen, so wird man um so mehr von der Wichtigkeit

der Theiss-Regulation als der Hauptwasserstrasse und des Eisenbahnbaues, als der Hauptlandverbindung, überzeugt sein und sich gewiss wundern, dass, da Jedermann von der Richtigkeit des eben Gesagten in Ungarn selbst überzeugt ist, bisher nur mit leeren Worten und auf dem Papiere tracirt und gebaut worden ist. Von Pesth selbst, wo man mit dem Rákos die erste Puszte betritt, bis Szolnok ist mit wenigen Hindernissen zu kämpfen und mit Ausnahme einer geringen Bergübersteigung bei den Dörfern Pilis und Alberti der Eisenbahn das günstigste, beinah horizontale Terrain geboten, von Szolnok aber bis Török St. Miklos wäre das eigentliche Inundations-Terrain, von dort aber nach Debrczyn auf den Puszten wieder eine ebene Fläche. An der Rentabilität ist, wie schon in frühern Capiteln besprochen worden, selbst bei der Kostspieligkeit eines complicirten Bahnbaues nicht zu zweifeln, besonders wenn man auf den Transport roher Naturprodukte rechnet und durch einige Zweigverbindungen sich mit den grössern Städten jener Gegenden in Verbindung setzt, namentlich die ganze Weinproduktion von Tokay, die grossen Handelsplätze Miskolcz, Szathmár, Grosswardein in das Interesse zieht. Der gütige Leser wird verzeihen, dass ich diese Angelegenheit so ausführlich besprochen habe, um jedoch in die Zukunft Ungarns einen Blick zu thun und über die Verhältnisse derselben ein Prognosticon entwerfen zu können, ist es wohl unumgänglich nöthig, am ersten zu erkennen, wie die bisher verschlossne Thür der reichen Getreidekammer, des kostbaren Weinberges, der Ställe der berühmtesten Viehzucht geöffnet werden kann und der Schlüssel zu Kammer, Weinberg und Stall ist die Eisenbahn, da aller natürlicher Reichthum nur immer einen relativen Werth hat und dann ihn erst wirklich erhält, wenn sich zur Produktion Consumenten, also Käufer und Bezahler vorfinden. Wie dann aber, wenn ein eisernes Netz über jene Gegenden gestreckt ist, das Leben sich gestalten muss, wie dann Reichthum und Wissenschaft, Cultur und freisinnige, zeitgemässe Ideen blühen und die herrlichsten Früchte treiben werden, wie dann aber die *terra incognita* der Ostprovinzen mit dem aufgeklärteren und cultivirteren Westen in Verbindung treten wird, wird die Zukunft bald zeigen und es bedarf keines Decenniums, um den Bodenwerth zu verfünffachen

und eine Reihe ganz andrer Verhältnisse herbeizuführen, die anstatt, wie Manche fürchten mögen, die Nationalität zu untergraben und zu tödten, vielmehr erst recht durch ihre bedeutungsvollere Stellung dieselbe kräftigen und einigen werden, so dass nicht mehr von deutschen Colonieen, Wallachen, Slowaken, Ruthenen, den Pflanzdörfern der Italiäner und Franzosen im Süden Ungarns, die Rede sein wird, sondern nur von einem ungarischen Königreiche, von einer ungarischen Nation und von einer der Zeit angemessnen Consolidation aller complicirten und heterogenen Bestandtheile. —

Es ist eine bekannte Sache, dass jedes böse Ding auch eine gute Seite hat und so sehr die Theiss als Hinderniss bei dem Bau von Eisenbahnen und andern Strassen durch ihre Ueberschwemmungen erscheint, so bieten dennoch diese Gewässer ihren Anwohnern einen reichen Nahrungszweig und zwar namentlich durch den Fischfang, der so bedeutend ist, dass man in Ungarn sprichwörtlich zu sagen pflegt: die Theiss habe mehr Fische als Wasser. Besonders im Frühjahr und Herbst, wenn der Fluss seine grösste Höhe erreicht und weit und breit die anliegenden Ufer überströmt, lässt er beim Zurücktreten in allen jenen Teichen, Sümpfen und Lachen eine Unmasse seiner Bewohner zurück, die durch grosse Netze gefangen, ausgeführt und wagenweise in den benachbarten Städten verkauft werden, worunter namentlich die sogenannten Tschicken gehören, nach Oken eine Art Sumpfschmerle, der Gestalt nach einem kleinen Aale ähnlich und so benannt, weil sie im Schmerz oder vielleicht auch vor Freude pfeifen. Diese Tschicken sind es vornehmlich, welche tonnenweise in einer Anzahl von Millionen in alle Provinzen des Reichs versendet werden und die, wenn sie öfter frisches Wasser bekommen, lange Zeit lebend erhalten werden können, wobei man die Vorsicht brauchen muss, sie alle 3 oder 4 Tage aus einem Fass in ein anderes zu thun, und die etwa Gestorbenen zu entfernen, so dass keine Seuche in der Tonne ausbrechen kann. Der Fisch, der allgemein für ein Leckerbissen in Ungarn gilt, hat ein etwas schleimiges, weiches und zartes Fleisch, das um so besser und schmackhafter wird, je länger man den Fisch in gefangenem Zustande immer in frischem Wasser erhält, wodurch er den modrigen Beigeschmack, der ihm

ursprünglich eigen ist, verliert. Man isst ihn, nachdem er in der Suppe des sauren Krauts mit einigen Gewürzen gekocht worden ist, — in welcher Form er namentlich am leichtesten verdaulich ist und seine Sauce für angegriffene Magen nach einer durchschwärmten Nacht sehr heilsam sein soll. Ausserdem ist dieser Fisch noch höchst ehrenwerth durch seine Rolle, die er als Wetterprophet spielt, denn er hat dieselbe magische Natur wie ein Laubfrosch, steigt eben so beim Witterungswechsel auf und nieder, trübt vor Regenwetter sein Wasser durch die auf dem Boden befindliche Erde und lässt sich bei einer sorgfältigen Pflege sehr lange in Zimmern halten. Alle Fische, die man in den stehenden Gewässern fängt, haben einen mehr oder minder modrigen Geschmack und man zieht die aus der Theiss gefangnen allen übrigen weit vor und unter diesen wieder am meisten den Stirl, der, wie schon das Wort anzeigt, ein Deminutiv des Stör's ist, zu den Knorpelfischen gehört und kalt, nachdem er vorher abgekocht worden ist und eine Art Sulze sich gebildet hat, als Delikatesse auf jeder Tafel gefunden wird. Man hält ihn für den besten der Theissfische, zahlt ihn daher auch am theuersten und kann ihn, auf die genannte Art zubereitet, sehr lange aufbewahren. Die gewöhnlichste Art der vorkommenden Fische sind die Weissfische, welche in ungewöhnlicher Grösse, bis zu ½ Centner hinauf, gefangen werden, eben so Hechte, Quappen etc. und dieser Fischfang, der so ergiebig und segensreich für seine Arbeiter ist, bildet dann oft auch eine Festlichkeit und eine Unterhaltung, die die reichen Grundbesitzer ihren Gästen zum Besten geben.

Man fischt mit grossen Netzen von starkem Bindfaden, besonders des Abends oder auch des Nachts, in welchem letztern Falle man Strohfackeln anzündet und so die Fische auf die Oberfläche des Flusses lockt. Ist der Fischfang vorüber, so wird unter den Gebüschen des Ufers im feierlichen Dunkel einiger uralter Eichen ein mächtiges Feuer angezündet und ein eisernes Gefäss zum Kochen der Fische darüber gesetzt. Die Gesellschaft lagert sich im Kreise und während Einige sich darüber hermachen, die gegen den Strahl der Abendsonne im Gebüsch versteckt gewesenen Kúlacs oder hölzernen Weinkrüge hervorzuholen, während die bejahrteren Männer ihre reiche

Beute in Sicherheit bringen und auf Wagen laden, hat ein junger Bursche, der die Rolle eines Koches bekleidet, in einer Pfanne eine reichliche Quantität Speck zerlassen, in dem siedenden Fette durch eine Hand voll Mehl und etwas Fischsauce eine sogenannte Einbrenn gemacht, die, mit Zwiebeln, Salz und Paprika oder ungarischen rothem Pfeffer stark gewürzt, die Sauce für die in der Zeit gahr gekochten Fische abgiebt. Je schärfer, gezwiebelter und rother diese Brühe ist, desto besser ist dem Koch sein Meisterstück gelungen und man macht sich nach der überstandenen Unterhaltung oder Arbeit, je nachdem man dabei betheiligt war, zur Erholung kräftig über dieses ächt nationelle Fischergericht her, welches unter dem Namen Paprikás-Hálak sich eines bedeutenden und wohlbegründeten Renommée's erfreut. Hat jeder seine Portion in reichlichem Maasse zu sich genommen, so muss auch der Kulasch fleissig die Runde machen und eine gute Portion starken Weines der ungarischen Krankheit Lömmör, welche eine Folge überladenen Magens ist, vorbeugen. Hat man des guten Dinges genug und sind auch einige melancholische Weisen dazu gesungen worden, die dem Charakter der feierlichen, stillen Nacht so entsprechend sind, so wirft man den letzten Rest des gesammelten Brennmaterials auf die knisternde Flamme und lässt sich von ihr, während man den Fluss langsam Strom abwärts zur Heimath zurückrudert, den Weg erleuchten, bewundert noch von weitem den Reflex des rothen Lichtes auf der weiten Wasserfläche, die sonderbaren und oft grauenhaften Conturen der im Halbdunkel hervortretenden colossalen Baumstämme, von welchen dann und wann eine Schaar Wasservögel, durch das ungewohnte Geräusch aufgeschreckt, schnarrend und krächzend sich erhebt und ungesehen mit schwerem Flügelschlage über unsern Kopf davonrauscht. — Dann stimmen die Fischer zu dem monotonen Geräusch ihrer Ruder ein eben so eintöniges Lied in melancholischen Molltönen an und man erreicht, befriedigt von dem mannichfachen und oft originellen Genuss sein Zimmer, um in aller Stille noch einmal die Bilder an sich vorüberziehen zu lassen und in Morpheus Armen von des Tages Hitze und Last auszuruhen.

Ein ähnliches, aber noch abwechselnderes Bild bieten die Jagdparthieen sowohl auf jenen weiten Wasserflächen, wie in

der Steppe. Mit dem ersten Frühjahr erscheinen unendliche Schwärme von Sumpf- und Wasservögeln, deren viele im übrigen Europa kaum anzutreffen sind. Namentlich bedecken viele Tausende von Kranichen und Reihern den Boden, grosse Schaaren von Störchen bauen sich nicht nur auf den Häusern, sondern auf den Bäumen des Waldes an, und auf den mit Schilf umsäumten Teichen schnattert und gurgelt es in allen möglichen Variationen und Coloraturen. Da giebt es Enten, von denen man sich in Deutschland nichts träumen lässt, in allen Farben, von der Grösse einer kleinen Gans herab, bis zu der einer Taube, eben so wilde Gänse, Schwäne, Wasserhühner, Rohrhühner, Strandläufer, Schnepfen etc. in solcher Menge, dass man oft wörtlich vor ihnen nicht das Wasser sehen kann und namentlich eine Art Taucher und Möwe, wenn sie emporsteigen, durch ihre Menge die Luft verdunkeln. Aber auch der Edelreiher in seinem herrlich weissen Farbenschmuck durchschifft die Luft und lässt sich hei den Waldteichen auf den Bäumen nieder, von wo er seine Beute erspäht, und schnell auf sie herabstürzt, um eben so eilig sich zu entfernen und sich dem Schusse seines Feindes, des Menschen, zu entziehen. Deshalb wird er auch seltner geschossen und seine Federn gehören noch immer zur Seltenheit, obwohl er auf einigen Inseln der untern Theiss und Donau in grossen Schwärmen lebt und sein Fang und seine Jagd dort die Beschäftigung vieler Menschen bildet. Natürlich muss die Jagd auf dieses Federvolk, dessen unerhörte Menge eine so reiche Beute verspricht, sehr unterhaltend sein, und man versäumt es daher wohl nie, wenn man jene Gegenden besucht, sich einige Stunden des Frühschlafes abzubrechen und, mit Gewehr und Weidtasche versehen, hinaus auf den Kampf zu ziehen. Hat man einen guten Wasserhund, der, ohne viel Lärm zu machen, schnell den geschossnen Vogel holt, so kann man, besonders in der frühen Morgendämmerungsstunde, bis 8 oder 9 Uhr sich leicht ein halbes Dutzend Geflügel zusammenschiessen. Man wählt dann einen Standpunkt hinter einer dicken Eiche, sucht sich möglichst zu verstecken und wartet nun die Sumpf- und Wasservögel ab, die, um ihr Frühstück zu suchen, oft in grossen Schaaren schnell hinter einander einfallen und, wenn sie auch einmal verscheucht werden, dennoch bald wieder zurück-

kehren. Sowohl für den Ornithologen als Jäger ist hier das rechte Feld ihrer Thätigkeit, und fühlt man sich etwa durch die Morgenjagd von 3 bis 8 Uhr noch nicht hinreichend ermüdet und erschöpft, so kann man denselben Spass des Abends 1 bis 2 Stunden vor Sonnenuntergang aufs Neue, jedoch in einer andern Art, beginnen. Man pflegt sich dann, anstatt in den Wald und in das Gebüsch, hinaus auf die Puszte zu einem der Schilfteiche zu begeben, indem man sich entweder auf ein kleines Wägelchen setzt, welches uns pfeilschnell über die unabsehbare Steppe zu einem der Teiche führt, dort die Pferde ausspannt, sie mit den Vorderfüssen zusammenfesselt und an ihren Gurt eine Glocke befestigt, um bei der Rückkehr bei eintretender Nacht sie durch den Ton auf ihrem Weideplatz leicht wieder aufzufinden, oder zu Pferde den gewünschten Ort erreicht. Doch die Sonne sinkt glühendroth im Westen nieder, die unabsehbaren Entfernungen treten uns durch den Reflex der gluthgeschwängerten Atmosphäre näher und wir eilen, um die günstige Stunde der Dämmerung recht fleissig zu benutzen. Auf Stunden weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, leben dort auf den Inseln, die das Netz der Ueberschwemmung gebildet hat, Hirten und Fischer in abgesonderten Gebäuden, namentlich Schweinehirten, welche in dem bösen Rufe stehen, dass sie in ihren Begriffen über Mein und Dein keinen rechten Unterschied wissen, grosse Freunde von den Jagdflinten ihnen unbekannter Jäger sind und in dem bodenlosen Moor ihrer unmittelbaren Umgebung ein gutes Mittel sehen, eine verübte Greuelthat auf immer zu verstecken. Ist man in Begleitung eines Einheimischen, was wohl durchaus wünschenswerth ist, um die besten Jagdreviere kennen zu lernen, sonst auch vorsichtiger Natur, nicht finster und stolz, sondern freundlich gegen diese Leute, ihnen dann und wann einen Trunk aus dem Kulasch spendend, was bei ihrer Abgeschiedenheit mehr Werth für sie als Geld hat, so wird man mit diesen Leuten gut auskommen und ihre Hülfe bei der Jagdunternehmung bei der Hand haben, welche unentbehrlich ist.

Man besteigt einen Kahn, rauh aus Brettern zusammengefügt, und rudert in diese Wassersteppe, die ein wahres Chaos von kleinen, binsenbewachsenen Inseln, unabsehbaren Rohrfeldern

und tausend durch einander verschlungenen, offenen Wasserstreifen ist, hinaus, bahnt sich oft mit grosser Anstrengung einen Weg durch die üppig wild wuchernden Wasserpflanzen, bald rudernd, bald schiebend, bis man endlich den beabsichtigten Punkt zum Anstand erreicht hat. Dort wird nun der Kahn in das Rohrgebüsch hineingeschoben, man arbeitet sich einige 20 Schritte hinter dieser schützenden Wand, die uns gegen die grosse Wasserfläche verbirgt, fort und macht endlich Front, seine Gewehre schussfertig und harrt in der grössten Stille auf die Züge der vorüberfliegenden Wasservögel. Schon von weitem meldet sich die Gans und Ente durch ihr Schnattern und Schnarren, so dass, wenn man nur ein halbgeübter Schütze ist, man schwerlich seinen Vogel entkommen lassen wird. So wie er vom Schuss getroffen herniederfällt, bringt ihn der Hund herbei und binnen wenigen Minuten kann die Jagd von Neuem beginnen, die, besonders wenn zahlreiche Züge vorüberfliegen und mehrere geübte Schützen sich zusammen befinden, die ergiebigste Ernte abwirft, bis endlich die eingebrochene Nacht zum Rückwege nöthigt. Dieser Rückweg ist allerdings schwieriger und nicht so erfreulich als der Hinweg war, die Jagdlust ist befriedigt, der Kahn mit Beute gefüllt, die Nacht vielleicht stockdunkel und es bedarf aller möglichen Geschicklichkeit, um aus diesem Labyrinth von Wasserstrassen sich herauszufinden. Bald fährt man auf und kann aus dem sumpfigen Ufer kaum loskommen, bald bleibt man in den verschlungenen Wasserpflanzen stecken, kurz die Geduld wird gewaltig geprüft und lächelt kein freundlicher Stern als Wegweiser, so muss man sich durch Schüsse mit den Hirtenwohnungen in Verbindung setzen, um sie zu erreichen und sich vielleicht dort von seinen Strapazen am mächtig lodernden Feuer durch ein Gericht P a p r i k á s - H á l a k oder durch ein stets bei der Hand und zur Disposition vorräthiges Spanferkel, welches an einem hölzernen Spiess sich um seine Achse dreht und dem hungrigen Magen freundlich entgegenwinkt, zu erlaben. Dies ist die angenehmste Stunde, man ruht sich aus, schwelgt in der Erinnerung, bewundert die kräftigen, schnurrbärtigen Figuren der Hirten bei der Beleuchtung des Feuers in S a l v a t o r R o s a's Manier, lässt sich Spanferkel und Paprikás-Hálak schmecken, bis die späte Stunde zum Auf-

bruch mahnt. In dieser Zeit sind die weidenden Pferde aufgefunden, was nicht selten bedeutende Schwierigkeit macht, da die Nacht stockdunkel ist und die Pferde sich verlaufen haben können. Doch der Csikós weiss sich zu helfen. Er legt sich auf die Erde nieder und hört bald mit seinem geschärften Ohre, wo die Pferde weiden, nähert sich ihnen rufend und pfeifend und fängt sie, die seine Stimme kennen, baldigst ein; so besteigt man den Wagen und sucht den Heimweg, der allerdings auf unabsehbaren Steppen, ohne Hülfe des Mondes und der Sterne, bei dunkler Nacht schwer zu finden ist und wobei man oft Gelegenheit hat, den ausserordentlichen Ortssinn der Pusztenbewohner zu bewundern. So endet diese Jagd und die am andern Tage reichlich besetzte Mittagstafel erinnert aufs lebendigste wieder an die erlebten kleinen Abentheuer. Eine andre in jenen gesegneten Gegenden gebräuchliche Wasserjagd wird durch locale Verhältnisse begünstigt, indem man die vielen kleinen, trocknen Inselchen benutzt. Eine bedeutende Schaar Jäger und einige starke Ruderer bemannen einen Kahn und stossen in die Wasserfläche ab, auf der man schon von weitem die zahlreichen Heerden des Geflügels schwimmen sieht. Ohne sich demselben nun zu nähern und in möglichst weiter Entfernung von dem Versammlungsort des Geflügels fährt der Kahn rings um dasselbe herum und setzt in angemessnen Zwischenräumen die einzelnen Jäger in der Art ab, dass sie auf den kleinen Inselchen hinter dickem Schilfgebüsch geborgen, allerdings aber auch oft bis am Knie im Wasser stehend, einen weiten Kreis um die unbesorgte Schaar der Enten und Gänse bilden. Ist nun auf diese Art der letzte Jäger abgesetzt, so fahren die Ruderer in grösstmöglichster Eile mitten auf die schwimmenden Vögel los, die dadurch aufgescheucht sich aus dem Wasser erheben und, wie es ihre Art ist, niedrig über den Spiegel des Teiches davon zu fliegen suchen, indem sie der ersten, die aufgeflogen ist, als Führerinn folgen und nicht in einem dicken Schwarme, sondern zerstreut, alle dieselbe Richtung nehmen. So wie sich nun die erste der Linie der Jäger nähert und sie durch den ersten Schuss getroffen oder nicht getroffen wird, so macht der ganze Schwarm Kehrt und sucht nun einen andern Ausweg, von dem er natürlich auf dieselbe Art zurückgewiesen wird. Selten ist es, dass

die Enten gleich einen so hohen Flug nehmen, dass sie der Schussweite entkommen, gewöhnlich fliegen sie mehrere Male im Kreise herum, halten ein regelmässiges Pelotonfeuer aus, bis sie endlich sich zerstreuen und nach allen Richtungen hinausbrechen, jedoch vorher immer eine ausserordentliche Beute zurücklassend, und diese Jagd nicht nur zur belohnendsten, sondern auch zur unterhaltendsten machend.

Dort in den weiten Pusztеn, wo nach der Heuernte unzählige Heuhaufen die Steppe bedecken, ist dann auch das Erscheinen der Trappe nicht selten. Dieser delikate Vogel, der grösste unter den gefiederten Bewohnern Europa's, ist natürlich der Gegenstand einer eifrigen Jagd, welche ähnlich der vorigen betrieben wird und dann auch gewöhnlich den Vogel in die Hände seiner Verfolger liefert, der sonst, da er ausserordentlich scheu ist, schwer in den Schuss kommt und von einem einzelnen Jäger selten erlegt werden kann. Es werden sämmtliche Jäger in bedeutender Anzahl auf einen mit 4 tüchtigen Pferden bespannten Wagen gepackt, in der Art, dass die Besatzung dem Auge des Vogels entzogen ist. Der Wagen fährt jetzt in einem weiten Kreise um den Vogel herum und so oft man bei einem Heuschuppen vorüberkommt, lässt sich einer der Jäger hinter demselben sachte vom Wagen herunter und versteckt sich. So werden nach und nach wie bei der Entenjagd sämmtliche Schützen abgeladen und es fährt zuletzt der im Schutze eines grossen Heuhaufens leise herangekommene Wagen im tollsten Carrière auf die Trappe los, wovon grösstentheils der glückliche Erfolg abhängt, da der Vogel, wenn man ihm nicht Zeit lässt, seinen schwerfälligen Aufflug zu nehmen, durch Laufen zu entkommen sucht und, niedrig über die Erde dahin streichend, seinen Gegnern in den Schuss kommt.

Dies sind die Jagdvergnügungen der Theiss-Niederung und der Puszten, denen sich noch natürlich das Hasenhetzen mit Windhunden anreiht, weil auf der Steppe selbst kein Hochwild vorkommt.

Die Wichtigkeit der Theiss beruht aber weniger in ihrem ergiebigen Fischfange und in ihrer reichen Jagd, als in dem Communikationsmittel zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen, das allerdings bei der oben besprochenen Regu-

lirung des Stromes sich noch um so geltender macht. Einstweilen ist die Schifffahrt nur grösstentheils auf Flösse beschränkt gewesen und erst in der neusten Zeit scheint sich der Gedanke zu verwirklichen, Dampfschiffe in Anwendung zu bringen, besonders wenn jene durch öffentliche Journale mitgetheilte Nachricht von der Erbauung eines flachgehenden Dampfbootes durch Herrn Marquard und der regelmässigen Fahrten auf der Theiss und ihren zahlreichen grossen Nebenflüssen sich bestätigen sollte, was für Ungarn und namentlich für die Theiss-Provinzen im höchsten Grade wünschenswerth erscheint. Schon jetzt trägt die Theiss auf dem Rücken unsicherer Flösse, aus den Gebirgen und Wäldern der östlichen Comitate reiche Salzladungen Strom abwärts bis in den Banat und zu der grossen Niederlage desselben, nach Szegedin, eben so gehen nach Tokay jährlich für mehrere tausend Gulden Pfähle für die dortigen Weingebirge und in alle jene holzarmen Comitate des Stromgebietes der Theiss Bau- und Brennholz, Schindeln, Bretter und hölzernes Geschirr, was einen sehr bedeutenden und reellen Gewinnst abwirft, da namentlich in Marmaros das Holz einen ausserordentlich geringen Werth besitzt. Von Leuten, die in jener Gegend genau bekannt waren, ist mir oft die Versicherung ertheilt worden, dass ein Speculant mit wenigen 1000 Gulden sich allein dadurch binnen Kurzem bereichern könne, dass er das rohe Holz, welches für ein Bagatell verkauft wird, in Weinbergspfähle verarbeiten und als solche nach Tokay führen liesse, und es hat sich auch bereits die Wahrheit dieser Sache durch den glücklichen Erfolg einer solchen Unternehmung bewiesen, so wie es im Allgemeinen unzweifelhaft, dass geringe Geldmittel hinreichend sind, um in jenen geldarmen und produktenreichen Comitaten sehr viel Vermögen zu erwerben.

Es wäre hier an Ort und Stelle, die Frage zu beleuchten, wie es kommt, dass bei den ausserordentlich vielen günstigen Chancen, die Ungarn der Speculation darbietet, diese noch so wenig benutzt wird. Es ist eine zweite wichtige Frage, warum bei dem ausserordentlichen Geldmangel des Landes auswärtige Speculanten lieber ihre Capitalien doch bei riskanten Unternehmungen mit 3 Procent anlegen als sie in Ungarn mit 6 Procent bei der sichersten Garantie durch Grund und Boden zu verzinsen.

Die natürliche Antwort würde hier sein, dass das Land und seine Verhältnisse eine zu wenig gesicherte Garantie gewähren; dies, sage ich, ist diejenige Antwort, die sich bei so wunderbaren Umständen unmittelbar aufdrängt, die man auch allgemein im Auslande hört, obwohl sie durchaus unwahr und gehaltlos ist. Namentlich seitdem das Wechselgericht in Thätigkeit getreten ist, seitdem Jedermann, sei er wer immer, vor die Schranken gezogen werden kann, ist von einer Unsicherheit der Geldanlage durchaus keine Rede mehr, und man kann unbesorgt sein, dass ein angelegtes Capital, besonders wenn es auf erster Hypothek, auf immobilem Vermögen des Grundbesitzers eingeschrieben ist, durchaus nicht verloren gehen kann. Grundbesitzer in Ungarn ist aber der Edelmann und der Bürger, und man findet genug Leute dieser Classe, die gern nicht nur 6 Procent, sondern das Doppelte davon zahlen würden, wenn sie in den Besitz von Capitalien kommen könnten. Der beste Beweis von der Armuth des Landes sind die niedrigen Preise der Lebensmittel, da diese sich in ihrem Werthe beständig mit der relativen Grösse des Geldes balanciren und es möchte kaum ein zweites Land in Europa geben, wo, wie in Ungarn, alle Produktenpreise so niedrig gestellt sind. In den Comitaten Zemplin, Ugots, Beregh etc., die doch unmittelbar an der Wasserstrasse der Theiss liegen, kann man folgende Preise als Maasstab in mittleren, fruchtbaren Jahren annehmen:

1 Pfd. Rindfleisch 9 bis 10 Kreuzer W. W. = 1 Sgr. 2 Pf.
1 Pfd. Speck 24 Kreuzer = 3 Sgr. 3 Pf.
1 Paar Hühner 30 Krz. = 4 Sgr.
15 Eier 7½ Krz. = 1 Sgr.
1 Eimer guten Landwein 6 Fl. = 1 Thl. 18 Sgr.
1 halbe Kubikklafter hartes Holz im Walde von 108 Kubiksch. 2 Fl. = 16 Sgr.
1 Presburger Metze (ein kleiner Scheffel Pr.) Korn 1 Fl. 30 Krz. = 12 Sgr.
1 Presburg. Metze Waizen 2 Fl. 30 Krz. = 20 Sgr.
1 Centner Heu 1 Fl. = 8 Sgl.
1 Mandel Stroh von 15 grossen Bunden 1 Fl. = 8 Sgr.
1 halbe Branntwein im Gasthause natürlich theuer 20 Kreuzer = 3 Sgr.

1 halbe Wein im Gasthaus 8 Krz. W. W. = 1 Sgr.
1 Metze Kartoffeln 25 Krz. = 3 Sgr. 4 Pf.
1 Joch Ackerboden von sehr guter Eigenschaft gleich 1200 Quadratklafter = circa 2 preussische Morgen 15 Fl. = 4 Thl.

Es wird diese Zahlenangabe hinreichend sein, um zu beweisen, wie wenig Geld man jetzt zu seiner Existenz bedarf und wie wenig Geld im Lande sein muss, um solche gedrückten Preise möglich zu machen, und auffallend ist es, dass verhältnissmässig grade der Branntwein hier einen hohen Werth einnimmt, obgleich das Material, woraus er erzeugt wird, Erdäpfel und Korn, so billig sind. Grade hierin liegt aber ein Fingerzeig, dass vielleicht durch die Erbauung einer bedeutenden Brennerei sich ein gutes Geschäft machen lässt, besonders da in neuster Zeit der Genuss des Branntweins sehr zugenommen hat und namentlich Slaven und Wallachen demselben mehr als dem Weine zugethan sind. Man findet auch in jenen Gegenden Preussen und andre Deutsche, die das Feld der Speculation bebauen, was ich im Folgenden näher beleuchten werde.

Erstens: der Oeconom hat zwei Wege, um sein Geld hier auf eine vortheilhafte Art anzulegen. Er ist entweder Edelmann bereits im Auslande gewesen und scheut nicht die Geldopfer, um in Ungarn Indigenat zu werden; so kann er sich ankaufen, seinen erworbnen Länderbesitz nach den besten öconomischen Principien melioriren und so binnen wenigen Jahren sein Vermögen verdoppeln und verdreifachen, besonders da die Zukunft mit ihren verbesserten Communikationen unstreitig den Werth des Bodens und den der Produkte erhöhen muss. Ich theile hier die Namen der Indigenen mit, die auf diese Art bereits in Ungarn einen bedeutenden Länderbesitz sich erworben haben und die ich aus der Statistik des Königreichs Ungarn von Fénges entnehme.

Fürsten.

Breczenheim. Liechtenstein. Odeschalchi. Windischgräz. Hohenzollern. Nugent-Laval. Sachsen-Coburg (Kóhary).

Grafen.

Blankenstein. Königsegg. Pallavicini. Stuben-

berg. Buttler. Kuen. Schönborn. Tige. Cavriari. Lamberg. Sermage. Wartensleben. Cebrian. Migazzy. Steinlein. Waldstein. Degenfeld. Mitrovszky. Stahrenberg. Wandernath. Harrach. Motte.

Freiherren.

Brudern. Horeczky. Laffert. Mandel. Fechtig. Kulmer. Lopresti. Walterskirchen. Hiller.

Nicht wahr, mein lieber Leser, bunter kann es in keiner Colonie von Neu-Süd-Wales oder Texas ausschauen, als wie im lieben Ungarlande! Hier sind die Indigenen aus allen Theilen Europa's zusammengeschneit, hier haben wir Italiäner, Franzosen, Engländer, Holländer, Böhmaken, Schwaben, Baiern, Holsteiner etc., kurz eine Musterkarte von einem Dutzend Nationen, die den besten Beweis liefern, dass das weite Ungarreich eine gute Melkkuh sei, die reichliche Nahrung spendet!

Wer aber nicht das Glück hat, seine Ahnen ein Paar Jahrhunderte lang her abzählen zu können, sondern bereits von Adam herstammt, kurz wer nicht das hinkende Privilegium des Adels besitzt, kann dennoch auf einem andern Wege zu dem strotzenden Euter der guten Kuh gelangen, indem er die Pachtung von ein Paar Dörfern übernimmt und sie nach rationellen Grundsätzen bebaut, fleissig öconomisirt, bis sich sein Vermögen so weit verbessert hat, dass er weiter aussehende Pläne anspinnen darf. Diese bestehen nun darin, dass man sich unter der Hand zum Besitzer einer Herrschaft macht, indem man einem in Geldnoth befindlichen Grundbesitzer wohlmeinend ein Capital vorstreckt, sich jedoch zur Sicherheit seine Besitzung auf 31 Jahre, welche das ungarische Gesetz als Ziel steckt, verpfänden lässt, und nun so bedeutend inventirt und meliorirt, alles immer schön hoch taxiren und berechnen lässt, dass der Werth des ursprünglichen Pfandbetrages nach den abgelaufnen 31 Jahren sich verzehnfacht hat, von einer Auslösung des Gutes aber natürlich dann keine Rede mehr sein kann, der man obenein noch dadurch den kräftigen Riegel vorschiebt, dass man zu guterletzt kurz vor dem Ablaufstermin auf sein verbessertes Pfand grösstmögliche Capitalien zu hypothekarischer Sicherheit aufnimmt. Durch solche Kniffe und Umwege, mittelst welcher man das wohl dem 14ten, aber nicht 19ten Jahrhundert angehörige Gesetz

der Adelsbegünstigung umgeht, kann man, auch ohne Indigenat zu werden und auch ohne einen sechszehnahnigen Stammbaum aufzuweisen, ein freier Herr sein, wobei noch wohl zu bemerken ist, dass ohnehin in einem Zeitraume von 31 Jahren sich Manches ändern muss, und alle Scandalosa des Mittelalters als Aviticität, Steuerfreiheit des Adels, Robotten-Systeme etc. unstreitig aufgehoben sein werden.

Zweitens: will man sich der achtungswerthen Classe der Bürger anreihen und einen bürgerlichen Erwerbszweig ergreifen, um die reichen Hülfsquellen, die Ungarn darbietet, zu benutzen, so ist es allerdings am Einfachsten, sein baares Geld höchstmöglichst zu verzinsen, was unter der Hand zu 10 bis 12 Procent sich leicht thun lässt. Ueberlässt man aber, wie billig, eine solche Manipulation, die dem ehrenhaften Staatsbürger nicht ziemt, den Wucherer, so beweisen hinreichende Erfahrungen, dass der Produktenhandel, mit einiger Vorsicht geführt, den grössten Vortheil abwirft und die Ausfuhr von Wein, Thierhäuten, Knuppern, Talg, Wolle, Früchten lohnt sich jedenfalls, da man bei sofortiger baarer Bezahlung von den in beständiger Geldverlegenheit befindlichen Producenten Alles um 20 bis 25 Procent billiger erhält, als inländische Käufer, die erst einen Theil der aufgekauften Production verwerthen müssen, um den Käufer zu entschädigen, oder die einen förmlichen Tauschhandel treiben.

Die Beispiele von dem grossen Vortheil derartiger Unternehmungen liefern Tausende von Kaufleuten christlicher wie jüdischer Confession, die die Märkte in Pesth, Debreczyn, Grosswardein etc. bevölkern, jene zahlreichen Juden, die heute in Pesth als christliche Banquiers und in den Provinzen als adlige Grundbesitzer figuriren und deren allerdings oft nicht sehr lautre Geldquelle aus dem Produktenhandel, aus dem Umtausch von Natur- gegen Kunstprodukte und aus der Monopolisirung einzelner Gegenstände, wie z. B. des Tabacks, ihren Ursprung nahm.

Drittens: Jedoch auch für den Industriellen ist gegenwärtig in Ungarn ein grosses Feld erweckt worden und dieser Stand ist es, der in den Herzen der Ungarn gewiss den meisten Anklang finden wird, so wie er seinem Stande gemäss mit ausdauernder Thätigkeit und grossen Geldopfern den Reichthum der inländi-

schen Naturprodukte durch inländische Hände, denen er auf diese Art Brot und Nahrung giebt, verwerthet und, sei es die Erzeugung von Tuch, Zeugen aller Art, Glas, Seidenzucht, metallische Produkte, kurz was immer, mit offnen Armen wird jeder gebildete Ungar solche Männer aufnehmen, die nicht nur die Kuh melken, sondern sie auch futtern wollen, die nicht nur die Citrone ausquetschen und sie wegwerfen, sondern auch neue bauen. Dass aber diese Worte nicht etwa nur meine Meinung sind, geht aus dem Bericht von Kossúth-Lajós über die Pesther Industrie-Ausstellung hervor, wo man nicht nur Ehrenbezeugungen und Medaillen den ächt-ungarischen Namen gespendet sieht, sondern vielmehr im Gegentheil grösstentheils deutsche Namen findet, die, wenn sie wirklich solchen Männern angehören, welche als tüchtige und thätige Staatsbürger sich im Vaterlande geltend gemacht haben, ohne Unterschied durch Anerkennung und Belohnung geehrt und für fernere Thätigkeit angeeifert werden.

Mitten in den reichen, unerforschten Urwaldungen, wo der Strahl der Sonne selten den Boden küsst, wo von einem Hügel aus gesehen, ein meergrüner Eichengipfel sich bis in weiter Ferne zum Fusse des blauen Carpathen-Kranzes ausdehnt, dort, wo noch selten die Axt des Holzschlägers vernommen und der Ton der Säge ganz unbekannt ist, dort, wo der Mensch noch nicht der Herr der Natur geworden ist, ritt ich eines Tages auf meinem kleinen muthigen Gebirgsklepper in einem tiefen Hohlwege, von dessen Rändern blühender Klematis und wilder Wein sich in mächtigen Bogen über meinem Haupte zusammenrankte und dann und wann unter der Last der Blüthen herniedersenkte und meine erhitzte Stirn fächelte. Es war die herrlichste Waldeinsamkeit in aller ihrer Pracht, belebt dann und wann durch ein Reh, welches über meinen Weg hüpfte, oder durch eine Schaar freier und glücklicher Vögel, die im Gebüsch zwitscherten und flöteten. So erreichte ich den Rücken eines Gebirges und liess mein Auge schweifen, um das ferne Dörfchen zu erspähen, in dem ein Mittagsmahl mich erwartete. Da sah ich plötzlich unter meinen Füssen in der Tiefe eines schattigen Thales, aus dem das Gemurmel eines Gebirgsbaches herauftönte, mächtige Rauchwolken qualmen, und arbeitete mich durch das

Dickicht des Unterholzes hindurch, um die Ursache dieser auffallenden Erscheinung, die ich nur wandernden Schäfern zuschreiben konnte, näher zu untersuchen. Je näher ich dem Feuer kam, desto lebendiger wurde es, mächtige Axtschläge durchtönten die weiten Laubhallen, Hundegebell und fröhliche Stimmen wurden hörbar, und, — wer malt mein Erstaunen! — als ich plötzlich den wohlbekannten vaterländischen Dialekt, das wunderbare Lied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt, trallera!“ von ein Paar kräftigen Kehlen gesungen, vernahm. Mit einem recht herzlichen guten Morgen sprang ich vom Pferde und begrüsste meine deutschen Landsleute, die ich am wenigsten hier vermuthet hatte. Bald hatte ich mich mit ihnen verständigt und sass mit ihnen am lodernden Feuer, wo in aller Eile ein Räuberbraten improvisirt und ein fröhliches Frühmahl eingenommen wurde. Jene beiden Männer waren Preussen, die dort die verfaulenden Stämme des Waldes zu Pottasche brannten und sich bei dieser industriellen Produktion sehr wohl befanden, so dass sie wenig vom Heimweh verspürten. Dies ist ein Beispiel von Industrie, wie man sie öfters in Ungarn von Deutschen ausgeübt findet, und die sehr harmlos ist, da ohne sie die Kolossen des Waldes verfaulen würden und das erhaltene Produkt den zahlreichen ungarischen Glashütten zu Gute kommt.

Wer also Capital und Lust zur Arbeit besitzt, wer sich einiger Elasticität des Geistes rühmen darf, wer einen gesunden, kräftigen Körper hat und damit den Vorsatz verbindet, dem Lande, in welchem er lebt, mit ganzer Seele anzugehören und ihm mit Gut und Blut zu dienen, braucht nicht nach Nord-Amerika und der Südhälfte der Erdkugel zu gehen, um sein Glück zu machen, sondern der achte Theil des Weges genügt, um ihn aus den übervölkerten Gegenden Deutschlands in die Urwälder und Steppen Ungarns zu bringen, wo er leicht die Bedürfnisse des Lebens befriedigen und selbst für seine Nachkommen sorgen kann. Der thätige Handwerker, der Industrielle, der Kaufmann findet ähnlich angenehme Aussichten in den zahlreichen Städten und Dörfern des segensreichen Magyarenlandes und er hat nicht nöthig, eine Seefahrt mit allen ihren Unbequemlichkeiten zu überstehen, sondern die geduldige und gefahrlose Donau bringt ihn leicht und sicher in das Herz des Landes.

Allerdings Reichthümer zu sammeln, Geld aufzuspeichern und mit diesem dann in seine Heimath zurückzukehren und den vornehmen Herrn zu spielen, ist in Ungarn sehr schwer, da von dort eben eher Alles als Geld geholt werden kann, hingegen um glücklich, sorgenlos, in der Umgebung biederer und einfacher Menschen zu leben, gehe man nach Ungarn, wo nicht wie in England $\frac{1}{3}$ des Einkommens zur Armensteuer aufgeht und das ganze Dasein ein rastloser Kampf mit Spitzbubenkniffen, den nothwendigsten Lebensbedürfnissen und gesetzlichen wie gesetzlosen Steuererpressungen ist, dagegen natürlich aber auch jetzt noch immer die halb vergessne Urania von Tiedge gelesen und die Geheimnisse von Debreczyn vielleicht und hoffentlich erst in 500 Jahren herauskommen werden.

Man sehe doch nur die dickbackigen, wohlhäbigen deutschen Colonisten an, sie tragen den Stempel des Glückes und der Zufriedenheit in der Röthe ihrer Wangen, in der Freundlichkeit ihrer Gehöfte und in der Wohlhabenheit ihres Viehstandes, wie ihrer Felder. Diese glücklichen Colonisten, die entweder Religionsfanatismus oder der unpolitische Druck ihrer Landesherrn aus der Heimath wegtrieb, da sie nicht den Werth der Kraft des Bauern zu schätzen wussten, diese Colonisten, sage ich, die Elend und Unglück nach Ungarn trieb, sind heute dessen glücklichste Bewohner. So kamen 1143 die Zipser Deutschen unter dem Könige Geysa II. aus Elsass, Thüringen, dem Oberrhein, Franken und Lothringen nach Oberungarn, geführt von ihren Skulteti, d. h. Werbern, die sie in ihrer Heimath aufgesucht und nach Ungarn gebracht hatten, um dort das, von den Tataren verheerte Land, welches in aller seiner Schönheit nur einer weiten Wüste glich, zu bevölkern, wofür sie mit mannichfachen Begünstigungen beschenkt wurden und ihre Skulteti zu ihren Richtern mit vielen Freiheiten ernannt wurden. Noch zahlreicher war die Einwanderung der gegenwärtig zwischen Donau und Theiss angesiedelten Cumaner und Jazyger, welche im 12ten und 13ten Jahrhundert, an 40,000 Familien stark, aus den Nordabhängen des Caucasus, den Ufern des Schwarzen und Asowschen Meeres und den Steppen des Don einwanderten und sich so gänzlich, wie recht und billig, der Sprache und den Gebräuchen ihres neuen Vaterlandes anschlossen

und sich so durchaus magyarisirten, dass man heute ihre ursprüngliche Sprache nicht mehr kennt. Die Ruthenen wanderten unter Ludwig im 14ten Jahrhundert und zwar unter der Leitung des polnischen Fürsten Theodor Koriatovics ein, in demselben Jahrhundert Italiäner unter Carl Robert und ein Jahrhundert später meine liebenswürdigen Freunde, die Zigeuner, diese Heroen der Musik, welche vom Könige Sigismund die Erlaubniss der Einwanderung erhielten. Aus Bosnien und Makedonien hatten sich in derselben Zeit Serben in den Warasdiner Bezirk gezogen und das folgende Jahrhundert brachte zahlreiche Hussiten und Wiedertäufer aus Böhmen und Mähren, die die Unduldsamkeit des Cardinals Dietrichstein vertrieben hatte. Neue serbische Ansiedler zogen unter Leopold I. 1689, unter Georg Brankovics und das Jahr darauf unter Arsenius Csernovics, mehrere 100,000 Köpfe stark, nach Sirmien, Slavonien bis in das Herz Ungarns. Das 18te Jahrhundert war besonders reich an Einwandrern, welche Deutsche aus Schwaben kommend und die Güter der Grafen Schönborn und Károlyi bevölkernd, dann Franzosen aus dem Elsass, die königlichen Kameralgüter des Banats bevölkernd, waren. Ihnen folgten Deutsche aus Nassau, Darmstadt, den Rheinländern etc., die, grösstentheils von den reichen Grundbesitzern herbeigezogen, auf deren Gütern angesiedelt wurden. Eine eigenthümliche Art der Colonisation war es auch, die von den Türken entvölkerten Gegenden Südungarns mit Gebirgsslovaken zu bevölkern, was in der Art geschah, dass Grundbesitzer von ihren Gebirgsgütern Einwohner in die untern Gegenden führten. Bedenkt man jedoch die Stellung des Bauern im vorigen Jahrhundert gegen seinen Herrn, die selbst noch heute vorkommenden Missbräuche der herrschaftlichen Gewalt, die Stellung des Adels über dem Gesetz, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, dass bei solchem Verfahren nicht selten die grössten Willkührlichkeiten Statt gefunden haben, nicht selten der Zwang und die grössten Ungerechtigkeiten das feste Band, welches namentlich den Slovaken an seine gebirgige Heimath knüpft, zerschnitten, da er von Natur aus für die Steppe nichts taugt, wie es mir selbst Beispiele bewiesen haben, dass slovakische Eisenhüttenarbeiter, die mit grossen Kosten und mit bedeutenden

Geldmitteln für Niederungarn gewonnen und dorthin geführt wurden, lieber alle Vortheile ihrer neuen Heimath aufgaben und, wenn sie die ungewohnte Hitze und das fiebererregende Clima jener Gegenden nicht getödtet hatte, selbst nach Jahren in ihre Berge zurückkehrten.

Es ist immer schwer zu bestimmen, inwiefern die Einwanderung in ein Land sowohl diesem als den Einwanderern von Vortheil sein kann, wenn man gleich den allgemeinen Grundsatz gelten lässt, dass eine starke Bevölkerung leichter dem Mangel ausgesetzt ist als eine schwächere; hingegen aber auch wieder Menschen das werthvollste Capital eines Staates sind. Bei einem Flächenraum von kaum 1000 Quadratmeilen weniger als Preussen, besitzt Ungarn circa 3 Millionen Menschen weniger, und während in den Südwestprovinzen, namentlich im Oedenburger, Wieselburger und Raaber Comitat die Bevölkerung am stärksten ist, ist sie in Marmaros am schwächsten. Natürlich würden daher für diejenigen Familien, welche Ungarn als ihr neues Vaterland zu betrachten wünschen und die sich nicht scheuen, im Schweisse des Angesichts durch Ackerbau oder andre Wirthschaftszweige ihr Brot zu verdienen, die Ostprovinzen am meisten zu empfehlen sein und man darf gar nicht die Hoffnung hegen, dass Einem in Ungarn die gebratnen Tauben in den Mund fliegen und solches unnützes, faules und zu nichts brauchbares Gesindel, wie es jährlich nach Amerika auswandert, um dort das glückliche Eldorado zu finden, wird Ungarn sich bestens bedanken in seinen Schooss aufzunehmen. Nur wer ein kleines Anfangscapital und Lust zur Thätigkeit besitzt, kann auf ein glückliches Fortkommen rechnen, wer aber mit einigen tausend Thalern in einem der abgeschiednen Punkte der noch wenig angebauten Comitate sich als Handwerker, Kaufmann oder Ackerbauer ansässig macht, sich mit ganzer Seele seinem neuen Vaterlande einverleibt, der wird in Zufriedenheit und stillem, häuslichem Glück sein Leben auf der neuerworbnen Scholle zubringen. Jene oben bezeichneten Einwanderungen von aussen gingen entweder von Seiten der Regierung aus, die arme und verfolgte, aber fleissige und nützliche Einwanderer gastfrei bei sich aufnahm, oder sie war das Werk reicher Grundbesitzer, die solche Einwanderungen arrangirten, um ihre menschenleeren

Besitzungen zu bevölkern, wobei sie jedoch oft, anstatt tüchtiger Bauern, schlechtes Gesindel bekamen, welches die ungarische Gastfreundschaft mit Undank vergalt und den neuen Herrn um die Früchte seiner Unternehmung brachte, — oder es waren endlich freiwillige Einwanderungen, die sich dann, ohne sich an gewisse Punkte zu binden, weit und breit familienweise zerstreuten, sich entweder ankauften und mit der Zeit Indigenatsherren wurden oder auch als Kaufleute speculirten und leider mit dem Erworbenen in die Heimath zurückkehrten. Wenn wir nun die zahlreichen Einwanderungen übersehen, so muss es uns wundern, dass die Menschenmasse dadurch nicht überflüssig zahlreich geworden ist, aber die Zeit mit allen ihren bösen Folgen hat hinreichend dafür gesorgt, in Ungarn die Bevölkerung zu decimiren, die zahlreichen Kriege frassen so manches Menschenleben und zwar vor Allem die Einfälle der Tataren im 13ten Jahrhundert unter Bela IV., wodurch ganze Comitate in menschenleere Wüsteneien umgewandelt wurden. Der Krieg mit seinen blutigen Fussstapfen thürmte Leichenhügel auf, welche die Raubthiere heranlockten, die sich zu Herren der verödeten Provinzen machten, in den Ruinen der menschlichen Wohnungen ihren Aufenthalt nahmen, und die üppige Vegetation des Südens überwucherte bald alle Spuren der frühern Wohlhabenheit einer glücklichern Bevölkerung. — Der Krieg musste nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen wilde Thiere und epidemische Krankheiten geführt werden und die 1391 unter Sigismund begonnenen Türkenkriege mit den darauf folgenden blutigen Schlachten von Varna und Mohacz, die an 300 Jahre unsägliches Elend über das Land brachten, zogen Verödung und Menschenleere mit sich. Mit den blutgierigen Osmanen kamen aber noch zwei andre Uebel, die mehr Leben forderten und mehr Glück zertrümmerten als die Kriege des Halbmondes, es waren dies die Pest und die Gewohnheit der Türken, auf ihren Streifzügen Tausende von Menschen in die orientalische Sclaverei zu schleppen und die Zurückbleibenden, Greise und Kinder, mit der Schärfe des Schwertes zu vernichten. Man kann sich eine Schilderung von der Grösse der Opfer, welche die Pest forderte, machen, wenn man hört, dass dieselbe nur nach bekannten Daten in den Jahren 1441, 1688, 1697, 1699, 1700,

1701, 1743 und 1796 in Ungarn wüthete und allein 1710 über 300,000 Menschen dahinraffte.

Nicht viel besser als die Türkenkriege wirkten in Ungarn die früheren Durchzüge der Kreuzfahrer, welche nach wohlbekannten geschichtlichen Daten oft so schändlich im Lande wirthschafteten, dass die Ungarn genöthigt wurden, ihre ungeladnen Gäste mit Keulen todt zu schlagen. Dann aber auch die innern Kriege von Bocskay, Tökely, Rákóczy und der Bauernaufstand von Dósa. Den Beschluss dieser Leichenliturgie mag die Pockenpest machen, die häufig grassirenden Fieber und endlich die Cholera von 1832 und 33. So viele Verheerungen also waren es, die die zahlreichen Einwanderungen hervorriefen und noch heute es wünschenswerth machen, wenn vermögende und brauchbare Leute sich in Ungarn domiciliren, denen in neuerer Zeit durch Verbesserung der Gesetze vergrösserte Sicherheit der Person wie ein hinreichender Schutz des Eigenthums verschafft wird und denen die voraussichtliche Abschaffung der Aviticität und andrer Adels-Prärogativen die Hoffnung giebt, bald eigne Grund- und Bodenbesitzer werden zu können.

Es ist sonderbar, welche wunderbaren Begriffe man sich oft im Auslande über die Verhältnisse der verschiednen Stände unter sich und gegen einander macht und wie falsche Ideen über die Unabhängigkeit des Bauern vom Adel herrschen. Allerdings ist es nicht zu leugnen, dass der Adel in Ungarn noch grössere Prärogativen besitzt als in den meisten andern Staaten, aber viel ist schon davon gefallen und auch das Uebrige wird vergehen, da es der gesunden Vernunft des 19ten Jahrhunderts entgegen ist und der allgewaltig fortschreitende Zeitgeist sich durch dergleichen Barricaden nicht aufhalten lässt, sondern, sie zerstörend, stürmisch heranbraust. Welcher Unterschied zeigt sich uns in der Gerichtsbarkeit Ungarns gegen früher und jetzt! ein Unterschied, wie der zwischen einem frühern Landtage auf dem Felde Rákos und den modernen Zusammenkünften der Ablegaten in Presburg. In jener alten Zeit versammelten sich die Banner der ungarischen Stämme auf dieser Puszte dicht bei Pesth und es fanden nicht selten stürmische Auftritte Statt, die das Schwert entscheiden musste. Anstatt in den elegant decorirten Hallen eines Landhauses, wurde damals unter freiem

Himmel oder im Schatten eines Zeltes, welches das königliche Banner trug, über gegenseitige Verpflichtungen perorirt und keinem der Anwesenden fiel es ein, dass ausser ihnen noch das *plebs misera contribuens* im Lande wäre, wenn nicht der König selbst den Bauer und Bürger in Schutz nahm, um ihn gegen die Anmassungen und Räubereien seiner Vasallen zu schützen. O es war eine gräuliche Zeit und wunderbar ist es, dass sich noch heute Menschen finden, die so ganz ihrer Menschenwürde vergessen konnten, dass sie sie eine glückliche nannten, in den Zeiten, wo noch thierische, rohe Kraft, mit der Faust erkämpfte Privilegien die Gewichte waren, welche in der Wagschaale der Menschheit den Ausschlag gaben, und ich nehme mir deshalb die Freiheit, den grossen Vertheidigern und Lobhudlern jener Epoche einen Abschnitt aus dem Werke des anerkannt ausgezeichneten ungarischen Schriftstellers Csaplovics herzusetzen, der uns hinreichend mit dem eigenthümlichen Strafcodex jener Epoche bekannt macht. Er sagt:

So wie überall in Europa, war die Strafgerechtigkeit und der Verbrecher Verfolgung auch in Ungarn in verschiednen Jahrhunderten sehr verschieden und die Geburt der Begriffe des jedesmaligen Zeitalters. Unter dem heiligen Stephan wurde das Weib, welches zum dritten Mal etwas stahl, verkauft; Männern wurde die Nase abgeschnitten, stahlen sie abermals, so verloren sie die Ohren und beim dritten Mal wurden sie getödtet. Doch konnten sie die Nasen mit 5 Ochsen, die Ohren ebenfalls mit so viel Vieh loskaufen.

Unter Ladislaus wurde der Bauer wegen Diebstahls aufgehängt, und stahl er eine Gans oder ein Huhn, so wurde ihm dafür ein Auge ausgestochen. — Auch die damalige Clerisei mochte sich auf einen ähnlichen Erwerb fleissig gelegt haben, denn es ward gesetzlich bestimmt, dass der Cleriker, welcher eine Gans oder ein Huhn oder Aepfel stiehlt, mit Ruthen gepeitscht werden sollte. Für einen Diebstahl von 10 Pfennigen Werth musste der Bauer hängen. Stahl er etwas weniger, so musste er das Gestohlne zwölffach ersetzen und zur Strafe einen Ochsen geben. Der Sclave hingegen ersetzte den Diebstahl zweifach und verlor die Nase.

Ehebrecherinnen pflegte man durch gebogene Bäume, oder

durch vier Pferde zerreissen zu lassen; ja Personen, welche die Ehe brachen, wurden lebendig auf einander begraben.

Vater- oder Muttermörder wurden in einen ledernen Sack eingenäht und ihnen zur Gesellschaft ein Hund, ein Hahn, eine Katze, eine Eidechse oder Schlange beigegeben und so ins Wasser geworfen. — Gotteslästerer erwartete die Strafe der Steinigung.

Einst war auch die Viertheilung im Gebrauche. Einige Verbrecher pflegte man auch lebendig zu begraben. — Die zum Verbrennen Verurtheilten wurden vorher erdrosselt und alsdann verbrannt. — Oder man band ihnen einen Sack voll Schiesspulver an den Hals, um ihnen die Marter abzukürzen.

Die grausame Strafe der Verräther in Kriegszeiten beschreibt Ortelius redivivus (Frankfurt a. M. 1665) im 2ten Bande S. 193 nachstehenderweise:

Unterdessen ward den 2ten April (1661) zu Kalo (Kálló) ein Ungar, welcher neulicher Zeit Zeckel-Heyd (Székely-hid) verrathen und in der Türken Hände spielen wollen, am Spiess gebraten. Nämlich man grub zwo Säulen, so Gabeln hatten, in die Erd', band den armen Sünder mit eysern Ketten an einen grossen starken hölzernen Spiess, an welchen an dem einen Ende ein Rad angestossen ward. Hernach machte man zwischen die zwo Säulen ein grosses Feuer, liesse solches wohl aufbrennen, bis es viel Kohlen hatte. Dann legte man den armen Sünder an den Spiess auf die zwo Säulen und fingen also in Gottes Namen die vornehmsten Herren Ungarns, welche diesem Braten beiwohnten, an, Hand an das Rad zu legen und den Braten umbzuwenden, wechselten auch fein fleissig, jeder nach seinem Ampt und Stand, umb, bis es endlich an den gemeinen Pöbel kam. Damit aber der Braten nicht verbrennen möchte, labten sie ihn im Gesicht offt und viel mit Wasser, wie nicht weniger mit Strohwischen, die sie hiezu an Stangen gebunden hatten, und allzeit in frisch Wasser eintunkten, womit sie ihn überall auff dem Leib kühlten. Als sie nun meynten, dass der arme Sünder verreckt wäre, hieben sie die Säulen umb, liessen ihn mit sammt dem Spiess auff das Feuer fallen, wurffen tapffer Holz zu und giengen davon. — Dieses ist ein Ungarisch-Braten. Geschieht aber keinem andern als denen, so zum Türken über-

fallen, demselben die Christen verrathen und verkauffen, und Praebecken (richtiger Pribik) genannt werden. (Ich empfehle es für moderne Renegaten!!)

Höchst martervoll war auch die Hinrichtung des Rebellen und Bauernaufwieglers Dósa 1514. Man gab seinen 40 Dienern 15 (?) Tage lang nichts zu essen und liess 9 davon, die noch überlebten, auf Dósa los, der, auf einem glühenden eisernen Throne mit glühender Krone und Scepter sass und mit glühenden Zangen gerissen wurde; dessen halbgebratnes Fleisch sollten sie fressen. Sechse frassen, drei, die nicht anbeissen wollten, wurden zusammengehauen (Engel's Geschichte III. Bd. 2. Abth. S. 170). Griselini erzählt diese Geschichte in seinem Temeswarer Banat etwas gemässigter S. 58, so: Dósa wurde auf die Folterbank gesetzt und ihm eine eiserne glühende Krone aufgesetzt und ein glühender Scepter in die Hand gegeben. In dieser Stellung zapfte man ihm eine Menge Blut ab, um es seinem Bruder zu trinken zu geben. Umher stunden die kühnsten unter seinen Gefährten, die man drei ganzer Tage halte hungern lassen, und ihnen jetzt befahl, das Fleisch zu essen, welches die Henker dem Dósa mit glühenden Zangen vom Leibe rissen. Drei, welche diese grause Speise nicht annahmen, wurden auf der Stelle gespiesst, die übrigen, welche gehorchten, noch auf kurze Zeit bei Leben erhalten. So an mehreren Theilen seines Körpers verbrannt und zerrissen, liess dieser Verbrecher dennoch keinen Seufzer hören (vermuthlich weil er schon todt war), nur als man ihm die Eingeweide aus dem Leibe zog, mit dem letzten Hauch überfiel ihn der Schauder. Sein Leichnam ward zerstückt, theils in Kesseln gesotten, theils auf dem Rost gebraten, den Mitschuldigen zur Speise vorgelegt. —

Das einst gebräuchliche Spiessen der Räuber beschreibt Taube 1777 in seinem Werke über Slavonien II. Bd. S. 70, so: „Nachdem der Uebelthäter nackend auf den Bauch gelegt und auf der Erde festgebunden worden, so haut ihm der Scharfrichter mit einem Beil den Hintern auf und steckt den hölzernen Spiess hinein, welcher vorn mit Eisen beschlagen ist, und hinten von den Henkersknechten mit hölzernen Keulen in den Leib des Missethäters hineingetrieben, vom Scharfrichter aber mit beiden Händen gelenkt wird. Wenn der Missethäter hart gestraft

werden soll, so muss der Scharfrichter nach Inhalt des Urtheils den Spiess so lenken, dass solcher inwendig im Leibe neben dem Rückgrade hergehe und im Nacken oder auf den Schultern wieder herauskomme. In diesem Falle lebt der Räuber oft vier und zwanzig Stunden, raucht am Spiess Taback und trinkt Raky. Wird aber nach dem Urtheile der Spiess mitten durch den Bauch getrieben, so folgt der Tod bald nach.“ — (Es scheint der Herr Taube habe sich zu viel davon erzählen lassen und Alles gutmüthig geglaubt, auch was er nicht hätte glauben sollen.).

Auch die Hexenriecherei, Verfolgungen und Verbrennungen waren einst häufig an der Tagesordnung, obschon man sich wundern muss, wie die spätern Jahrhunderte in dieser Hinsicht finstrer sein konnten, als die frühern. Schon im Jahre 1100 heisst es in den Reichsdecreten unter König Colomann: „Dass über Hexen keine Untersuchung Statt finden soll, weil es überhaupt keine Hexen gäbe.“ Dies war doch verständlich genug. Und dennoch sah man in spätern Zeiten eine wahre Wuth wider die Hexen bis ins 18te Jahrhundert, in welchem eine in der freien Stadt Karpfen (Zólyer Comitats) im Jahre 1741, im Trenchiner eine aus Jlorenicz 1743, und eine im Szathmárer 1745 verbrannt wurde. Neuere Beispiele giebt es — glaube ich — im ganzen Lande nicht.

Unterdessen erzählt doch Stephan v. Sándor im 10ten Bändchen seines Sokféle (Allerhand), gedruckt 1808, S. 105, wie er selbst in seinem Knabenalter einer Hexen-Execution zugesehen habe. Es wollte nämlich in einem Sommer durchaus nicht regnen. Die Einwohner schrieben die Dürre ohne Weiteres den Hexen zu. Daher begannen die Richter mit Vorwissen des Stuhlrichters und des Plebans, alle armen alten Weiber im Dorfe einzufangen, und schleppten sie an den Waagfluss. Es ist merkwürdig, schreibt Sándor, dass man nur die armen alten Weiber in Verdacht nahm, dagegen aber die alten Weiber vermöglicher Bauern ganz ungeschoren liess. Einzeln tauchte man nun die erstern in das tiefe Wasser, und wenn eine darunter nicht sogleich sinken wollte, ward sie für eine Hexe erklärt und ins Comitatsgefängniss geschickt. Hier wurde sie eine Zeitlang eingesperrt gehalten und endlich vorgerufen, streng examinirt, mit Peitschenhieben zu allerhand Geständnissen gezwungen, dass

sie einst diesem oder jenem Mädchen durch abergläubische Mittel zum Manne verhelfen wollte und dergleichen, so dass die Arme am Ende selbst glaubte hexen zu können. Die Folge davon war, dass man einen Haufen Holz aufthürmte, die erklärte Hexe oben drauf band und ohne Weiteres verbrannte.

Im Jahre 1728 den 23sten Julius wurden zu Szegedin 6 Hexenmeister, unter welchen auch der vorjährige Stadtrichter, ein Mann von 82 Jahren, war und 7 Hexen nach gemachter Wasserprobe — sie sollen wie Pantoffelholz geschwommen sein — und nach geschehener Waagprobe (ein grosses, dickes Weib soll nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Loth gewogen haben) auf 3 Scheiterhaufen an der Theiss lebendig verbrannt; nur ein Frauenzimmer, welches noch nicht den Brand hatte, wurde vorher geköpft. Von dieser unglücklichen Compagnie war auch eine Hebamme, welche über 2000 Kinder in des Teufels Namen getauft haben soll. Ein Schusterjunge, der über Szegedin's Weingärten grausam starkes Hagelwetter gebracht haben sollte und durch einen andern Knaben verrathen wurde, gab die Rotte an. — (Schwartner's Statistik.) Doch waren dergleichen Tollheiten nicht nur in Ungarn, sondern auch in Deutschland und anderswo damals gäng und gäbe. Es war das Attribut der Jahrhunderte, welche manche Energumenen — dass Gott erbarm! — auch heut zu Tage zurückrufen möchten; denn das waren die sogenannten guten alten Zeiten!!! —

Für leichtere Verbrechen, besonders aber für die Weiber, hatte man an vielen Orten einen grossen Käfig auf dem Platze, welcher herumgedreht werden konnte. Die Verbrecherinnen sperrte man in solche Käfige ein; eine Schaar muthwilliger Knaben umzingelte sie sogleich und drehte den Käfig herum. Die Eingesperrten bekamen Schwindel, und ein starkes Erbrechen war die gewöhnliche Folge davon. (Der Käfig soll in Sachsen — dort nennt man ihn das Trill-Häuschen — jetzt noch im Gebrauche sein, wie mir versichert worden ist.)

Für Männer stand ein hölzernes Pferd auf dem Platze, welches sie besteigen und alle Insulte erdulden mussten. —

Nach Abschaffung dieser Schandinstrumente errichtete man Schandpfähle von Holz oder Stein, mit Hals- und Handringen,

deren man auch jetzt noch als Antiquitäten in vielen grössern und kleinern Städten und Ortschaften sehen kann.

Zu Falle gekommne Mädchen mussten mit einem Strohkranz auf dem Kopf und mit schwarzen Wachskerzen in der Hand bei Gottesdiensten unter der Kanzel stehen; man peitschte sie obendrein und zwang unzählige durch diese christliche Maassregel zum Kinder Morden.

Gegenwärtig werden die Todesstrafen theils mit dem Schwerte, theils mit dem Strange, sehr selten mit dem Rade vollzogen und das Spiessen ist schon ganz aus der Mode gekommen. Todesstrafen heisst man überhaupt *poena ordinaria* (gewöhnliche) oder *capitalis* (Kopfstrafe). Daher *ad ordinariam condemnari* heisst zum Tode verurtheilt werden. Im Gegensatze steht die

Poena corporis afflictiva, auch *arbitraria,* — den Körper peinigende und gleichsam willkührliche (das heisst durch den Grad der Strafbarkeit zu bestimmende, härtere oder leichtere) Strafe. Dahin gehört die Ruthenstrafe, Stockstreiche, Gefängniss, Fasten, Arbeiten. — Das Brandmarken ist jetzt schon sehr selten. In Szegedin existirt ein eignes Zucht- und Arbeitshaus für Sträflinge.

Diebe und Strassenräuber werden gehenkt, Mörder und Einäscherer (Feueranleger) meistens geköpft. Bei Edelleuten ist in allen Fällen die Strafe des Schwertes gebräuchlich, bei Weibern ebenso. Die letzteren, so wie auch schwächere Männer unter 20 Jahren werden mit Karbatschen, die Jugend unter 12 Jahren aber mit Ruthen abgestraft. Hundert Stockstreiche auf einmal aufgezählt, oder dreijähriges Gefängniss gelten der Todesstrafe gleich (1791. 43). Die grösste gebräuchliche Zahl sind 50 Streiche auf einmal, die gebräuchlichste 20 bis 25. Dies ist die Strafdiätetik.

Der zum Tode Verurtheilte wird drei Tage lang vorher ausgesetzt und gut genährt und gepflegt. Am Ende des dritten Tages, Abends, sendet ihm der Scharfrichter zum Nachtmahl einen gebratnen Kapaun, ohne Kopf, mit einem bluthrothen Band umbunden, einem, der gehängt werden soll, aber einen Kapaun sammt Kopf, doch mit einer Spagatschlinge (Bindfaden) um den Hals. Das ist die Scharfrichter-Etikette.

Die Hinrichtungen gehen mit vielfachen Feierlichkeiten vor sich. Der arme Sünder wird gebunden auf einen Leiterwagen gesetzt, doch mit dem Rücken gegen die Pferde, damit er nicht den Galgen während der Fahrt sehen könne. Ihm gegenüber sitzt der Geistliche und betet ihm vor. Den Wagen umgiebt eine Escorte, mit Schiessgewehren oder auch nur mit eisernen Gabeln oder Piken bewaffnet. Ein Sterbeglöcklein wird auf dem Kirchthurm gezogen.

Der Scharfrichter geht gewöhnlich einen andern Weg zu Fusse, von zahlreichen Bewaffneten begleitet, die ihn vor der Wuth des Volkes zu schützen haben, wenn er sein Geschäft ungeschickt vollziehen sollte. Er trägt rothe Hosen. Noch vor dem Aufzuge verfügt er sich zu dem Delinquenten in das Gefängniss und bittet ihn im Voraus um Vergebung, dass er ihn zum Tode befördern muss. Nach der Hinrichtung geht er selbst mit dem Hut herum und sammelt Geld für die Seelenmesse des Hingerichteten. — Das gehört zur Scharfrichter-Philanthropie!

Gehenkte pflegt man „*salutare aliorum in exemplum*“ auf dem Galgen so lange hängen zu lassen, bis sie von selbst herabfallen, welches erst nach Jahren geschieht. Abergläubische Menschen stehlen gern von solchen etwas; sie schneiden ihm nämlich den kleinen Finger ab und glauben desto unentdeckter hinterdrein stehlen zu können. Hie und da legt man die Cadaver der Enthaupteten auf Räder und giebt sie den Vögeln preis. Doch werden sie jetzt meistens sogleich nach der Execution an Ort und Stelle begraben.

Auf den Dörfern hat man vor den Häusern der Ortsrichter eine eigene sehr compendiöse Arresteinrichtung, den sogenannten Bock, slowakisch Klada, ungarisch Kaloda, welcher nur in einem grob zugehauenen Holzinstrument besteht. Es sind 5 Löcher darin, um bald nur die Füsse oder Hände, bald beide zugleich, bald nur den Hals einsperren zu können. Die Prügelbank nennt man Deres. Sie ist so gezimmert, dass der Verbrecher an den Achseln und Füssen durch Queerhölzer daran befestigt wird, um den Hintern desto regelmässiger mit Stockstreichen berühren zu können und die Unruhe des Delinquenten zu verhüten.

Nachdem wir so die Missbräuche und Unformen der glück-

licher Weise vorübergegangnen Zeit gesehen haben, werfen wir jetzt einen Blick auf die moderne Form dieser Verhältnisse und sehen, in welcher Art die gesellschaftlichen Bande geknüpft sind, wonach die Beurtheilung möglicher wird, ob dieser Knoten dauerhaft und auch für fernere Zeiten haltbar oder ob er durch seine eigne Gestaltung im Laufe der Zeit sich auflösen muss. Es giebt in Ungarn 3 Classen der Gesellschaft, Freie, Unterthanen und Honoratioren, das Gesetz nennt sämmtliche Freie Volk, die Unterthanen Pöbel oder plebs. Zwischen diesen beiden Classen steht nun die Reihe der aus Beamten, Künstlern, Pächtern, Gelehrten bestehenden Honoratioren; und von allen drei Hauptclassen wird nur die Classe der Freien in den constitutionellen Formen repräsentirt, demgemäss sie auch allein den Landtag beschickt, wo von einer Repräsentation des Bauern keine Rede ist. Es giebt in Ungarn hohen und niedrigen Adel, zu ersterem gehört der Clerus der katholischen und griechischen Geistlichkeit und die Magnaten, zu zweitem aber sämmtlicher Ritterstand und die königlichen freien Städte, als Corporation betrachtet. Auch in Ungarn kann der Adel Erbadel, so wie auch ausnahmsweise Verdienstadel sein, und man kann selbst der Classe der Magnaten angereiht werden, wenn man ihr auch nicht durch Geburt angehört, sondern nur einen der folgenden Posten bekleidet, die unmittelbar aus der Kronbedienstung hervorgehen und mit welchen zugleich politische Gewalt und richterliche Stellung verbunden ist. Und diese sogenannten Reichsbarone sind nun: der Palatin von Ungarn, der Ban von Croatien, der Judex curiae oder Hofrichter, der Schatzmeister, der Stallmeister, der Thürhüter, der Kämmerer, der Mundschenk, der Truchsess, der Obersthofmeister, der Capitain der ungarischen Leibgarde und die beiden Kronhüter. Diesem Amtsadel schliessen sich auch die Obergespänne der Comitate an, die an der Magnatentafel Sitz und Stimme haben, wenn sie auch nur von niederm Adel wären, jedoch durch königliche Bestimmung und durch die Ernennung zum Obergespann Amtsadel der Magnaten erhalten haben. Die beiden ersten Stände, der hohe Clerus und die Magnaten, bilden demgemäss die Magnatentafel bei dem Landtage zu Presburg, zu dem sie jedesmal durch ein königliches Rescript eingeladen werden und den sie selbst zu besuchen oder durch

einen Abgesandten zu beschicken verpflichtet sind, welcher dann aber nicht bei der Magnatentafel, sondern merkwürdiger Weise bei der Ständetafel sitzt. Das, was beim englischen Parlament das Haus der Gemeinen und beim Hofe der Tuilerien die *Chambre des députés*, finden wir in Ungarn unter dem Namen Ständetafel vor, wozu jedes Comitat und jede königliche privilegirte Freistadt ihre Stellvertreter einsendet, so dass bei starker Besetzung beider Kammern mehrere Hunderte Mitglieder des Landtages zusammenkommen, welche bei ihren Versammlungen vom Palatin und dem Personal, dem Chef der ersten königlichen Gerichtsbehörde, der sogenannten königlichen Tafel, präsidirt werden. Bis zum Jahre 1526 waren, wie wir schon oben gesehen, die Landtage auf dem Rákos bei Pesth, wo dann, aber nicht nach den heutigen Normen, die Ablegirten, sondern jeder berittne Edelmann erschien und einen Zusammenfluss von nah an 100,000 Menschen bildete. Nach dieser Zeit wurden die Landtage theils in Ofen, theils in Presburg abgehalten; sie werden unmittelbar durch den Regierungswechsel und den Tod des Palatin's unwiderruflich nöthig gemacht, ausserdem aber ist ein Zeitraum von drei Jahren festgesetzt, binnen welchem die königlichen Schreiben schon sechs Wochen vorher den Landtag zusammenberufen und dessen erste Sitzungen mit gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen ausgefüllt werden. Zugleich ladet eine feierliche Deputation den König zum Landtage ein, der auch sodann erscheint, um ihn mit der grössten Pracht und Feierlichkeit zu eröffnen, wobei er sich der lateinischen Sprache bedient, während die Pairskammer wie die Ständetafel ungarisch reden und sogar neuerdings durch ein Gesetz es festgestellt haben, dass die lateinische Sprache ganz aus ihren Versammlungen verbannt sei, um so die croatischen Ablegaten zu zwingen, die Sprache des Vaterlandes anzunehmen, wozu ihnen das königliche Rescript einen Zeitraum von sechs Jahren bestimmte. Die grossen Verdienste, welche der allgemein verehrte Palatin, Erzherzog Joseph, sich um die ungarische Nation während der langen Zeit, in welcher er als Vermittler zwischen ihr und dem Könige stand, sich erworben hat, und sein hohes Greisenalter bewogen die Stände, in ihm eine Ausnahme des Gesetzes zu machen und ihm zu erlauben, auch fernerhin die lateinische Sprache, deren

9

er mächtiger ist, zu gebrauchen. Der Palatin nahm diese Deputation, die ihm ein solches ehrenvolles Kennzeichen der Anerkennung seiner Verdienste und der Dankbarkeit des gesammten Volkes entgegenbrachte, mit grosser Rührung auf und entliess sie mit neuen Beweisen seiner väterlichen Gesinnung für das Land, dessen oberer Beamter er ist. Die Sitzungen des Landtages stehen jedem Gebildeten und anständig Gekleideten zum Besuche frei, weshalb im Innern des Saales Tribünen errichtet sind, welche auch lebhaft von Damen besucht werden, die eben so regen Theil an dem politischen Meinungskampfe nehmen, als die männlichen Staatsdiener. Namentlich die letzten Landtage sind oft sehr frei gewesen, und es kommt nicht selten zu den heftigsten Debatten, wobei die öffentliche Meinung sich geltend macht, die durch die sogenannte Landtagsjugend ausgedrückt wird, welche sich zahlreich auf den Gallerien vorfindet und durch ihren Beifallsruf sowie durch ihre Missbilligung gar mancher wichtigen Sache den Ausschlag gab, und es ist nicht zu leugnen, dass diese eingewurzelte Gewohnheit auch eine gewisse Oberherrschaft über die Redner ausübt, und manche gute Rede ging ohne Effect verloren, wenn die Gallerien in Todtenstille beharrten, hingegen auch mancher Feind des Vaterlandes wurde durch die Missbilligung der Jugend unbarmherzig moralisch gerichtet und begraben. Man hat viel gethan, um solchen Störungen in den Weg zu treten, es haben sogar die Redner der Opposition dagegen geeifert und siehe da! die Jugend schwieg und verblieb in lautloser Stille, als selbst die schönsten Worte der Coryphaeen des Vaterlandes ertönten, und sie mussten leider zu spät einsehen, dass der Beifall des jungen Ungarn für die Opposition von Wichtigkeit sei und das gänzliche Aufhören aller Acclamationen nachtheiliger als einzelne eingerissne Missbräuche sei, dem bald durch die imponirende Würde des Palatins und des Personals begegnet wurde. Aber das junge Ungarn, absolvirte Juristen, Begleiter und Schreiber der Landtags-Ablegaten, die tüchtigsten Köpfe der jungen Generation, die sich auf dem Landtage zu ihrer politischen Carrière vorbereiten und ausbilden wollte, begnügte sich nicht, die Stillstandsmänner nur in den Sälen von den Gallerien herab durch ihre Missbilligung zu züchtigen, sondern es kamen noch viel heftigere Demonstrationen

vor, wie sie in der neusten Zeit, gegen die Landtags-Ablegaten Gábány und Uray gerichtet wurden, als dieselben nach Zurückberufung der allgemein geachteten liberalen Ablegaten desselben Comitats und nach dem Siege der alten Parthei in Presburg ankamen.

Gábány bekam schon in Pesth und auf seiner Dampfschifffahrt von Pesth nach Presburg hinreichende Beweise, wie wenig er von einer freundlichen Aufnahme in Presburg zu hoffen habe, man kannte ihn und die Richtung seiner Parthei zu gut, um nicht zu wissen, dass er kein Freund des schnellen Fortschrittes sei und der Opposition mit allen Kräften entgegenarbeiten würde. Als er daher in Presburg landete und vom Dampfschiff an das Ufer ging, war schon eine bedeutende Anzahl Juraten versammelt, die ihn mit allerlei Misstönen in Empfang nahmen und ihn in einem Concerte auf Kleinkindertrompeten bewillkommneten und begleiteten. Doch das war nur das Vorspiel. Am Abend, nachdem vorher einigen verehrten Mitgliedern der Opposition ein Fackelzug gebracht worden war, zog man vor die Fenster seines Wohnhauses und es begann ein eigenthümliches Concert. Die Introduktion dazu machte Hahnkrähen, Froschquaken, Wiehern, Blöken, kurz die Töne aller möglichen Zwei- und Vierfüssler, mit obligaten Gepfeif, Gezisch, Getrommel und etwas Geheul vermischt. Hierauf folgte als Glanzparthie des ganzen Concerts der Vortrag eines eigenthümlichen Chors. Man fing nämlich an, die Scala durchzusingen mit der untergelegten Melodie: Ga ga ga, Ba ba ba, Ni ni ni und dann unisono H..... Gábány. Nachdem diese meisterhaft vorgetragne Glanzstelle des Concerts mehrere Male wiederholt worden war, erlitt das Concert eine kleine Unterbrechung durch das Einschreiten mehrerer sogenannten Polizisten, die durchaus keinen Sinn für die edle Kunst der Musik zu haben schienen; um jedoch der ganzen melodischen Unternehmung ein harmonisches Ende zu geben, warf man noch dem Grafen Z.... in der wohlmeinenden Absicht, dem industriellen Unternehmen der Glasfabriken und dem Broterwerb der Glaser auf eine menschenfreundliche Art behülflich zu sein, die Fenster ein, was unmöglich den guten Herrn Grafen, einen grossen Verehrer der guten alten Zeit, sehr ärgern konnte, da seine Vorfahren unter Attila, denen er doch Alles

verdankt, auch keine Fenster hatten. Am schönsten war die Untersuchung, die man über diese Begebenheit einleitete. Denn jeder der jungen Männer, der vorgefordert wurde, leugnete durchaus nicht, dabei gewesen zu sein, und alle Hunderte gaben im schönsten Einverständniss als Haupträdelsführer und Mitwisser die ersten Häupter des Adels, die Grauköpfe der Klerisei an, und es konnte natürlich nach solchem burlesken Einfall nichts Gescheutes aus der Untersuchung hervorgehen, sondern man musste sich begnügen, die Jugend mit einem tüchtigen Verweise zu entlassen und die Absoluten kühlten ihr Müthchen, indem sie den ganzen Spass mit den fürchterlichsten Farben in der Allg. Augsburger Zeitung zu einem schrecklichen Hochverrath und dergleichen Unsinn umstempelten.

Solche Oppositionen sind allerdings nun nichts Seltenes und lässt man das: *„vox populi, vox Dei“* gelten, so mag es mit manch' Einem, der dort oben in der Magnatenkammer sitzt, im Himmel schlecht aussehen; jedoch wird man leicht diesen kleinen Unwillen einer stürmischen Jugend ertragen, wenn man sonst in dem Besitz jener grossen Vorrechte ist und so bedeutende Revenuen zu verzehren hat als sie dem Clerus und dem hohen Adel zustehen. Es ist im Auslande so ziemlich die Meinung allgemein, dass in Ungarn der Adel allein Rechte, leider aber auch allein Recht habe, jedoch ist in der neuern Zeit sehr viel für den Bauer geschehen und wenn er auch gleich noch nicht auf der ihm zukommenden Stufe als nützlichster Staatsbürger steht, so hat man doch wenigstens den unverschämtesten Bedrückungen von Seiten des Adels ein Ende gemacht und ihn unmittelbar der Gerichtsbarkeit der Comitate untergeordnet. Der Adel nur allein ist bei dem Wohle des Vaterlandes stimmfähig und hierzu gehören also auch die Städte, indem sie, als Corporation betrachtet, einem Edelmann gleich stehen. Die erste Stufe der adligen Geltendmachung sind die Comitats-Congregationen, an welchen jeder Adlige Theil nehmen kann und deren Zweck es ist, der Legislatur des ganzen Landes vorzuarbeiten, die polizeilichen Verhältnisse der Comitate durchzugehen, Vorstellungen und Gegenvorstellungen zu machen, Steuern zu vertheilen und andre polizeiliche und juridische Maassregeln zu ergreifen. Da nun die Stellung der Comitate in Ungarn ungemein wichtig

ist, und der Reichstag gewissermassen nichts weiter ist als die zusammengeschmolzne Meinung sämmtlicher Comitats-Congregationalbeschlüsse, so kann man schon daraus abnehmen, von welchem Interesse die Wahl der bei der Verwaltung des Comitats angestellten Oberbeamten sei, welche man alle drei Jahr vollzieht und Restauration nennt. —

Wir kommen jedoch weiter unten auf Congregationen und Restaurationen der Comitate, wie der Städte zurück und betrachten nunmehr noch die andern ausdrücklichen Vorrechte, die dem Adel im Allgemeinen zustehen und welche man die Hauptfreiheiten desselben nennt, die aber darin bestehen, dass er nur unter der unmittelbaren Oberhoheit seines gekrönten Königs steht, und nur allein einen Grundbesitz haben darf. Da dieser von vorn herein seinen Adel verlangt, so muss der König selbst bei einer Schenkung an einen Unadligen diesen zugleich mitadeln. Zu den Rechten seines Gutsbesitzes gehört noch die Befreiung von jeder directen Steuer, trage sie den Namen wie immer, und ausser einer freiwilligen Schenkung zur Bestreitung der Landtagsunkosten und einem Beitrag zum Krönungsgeschenk hat er keinen Heller zu zahlen, es ist aber auch ein jeder Grundbesitzer von allen Militaireinquartierungen befreit. Dagegen bildet er in ausserordentlichen Fällen die sogenannte Insurrection, zieht für den König ins Feld, was aber erst dann geschieht, wenn die grösste Noth ist und die Bauernleben anfangen, knapp zu werden. Ueber die Familiengüter seines Stammes darf der Adel ohne Erlaubniss von oben herab nichts verfügen, jedoch stehen ihm selbsterworbne Güter und alles Uebrige, was er besitzt, zur willkührlichen Disposition bereit.

Das dritte Hauptrecht des Adels, seiner Grundfreiheiten, besteht in seiner Unantastbarkeit, wobei nur Hochverrath und unmittelbares Ertappen bei den scheusslichsten Verbrechen eine Ausnahme machen. Selbst die Hand an den Adel zu legen, bedingt den Verlust des ganzen Vermögens des Unterthans oder des Bürgers, und es mag sich daher jeder Kaufmann sehr in Acht nehmen, seinem Kutscher oder Hausknecht, wenn derselbe etwa, was in Ungarn nicht selten ist, von Adel sein sollte, eine handgreifliche Zurechtweisung zu geben, besonders da Unadlige obenein gar nicht einmal das Recht haben, unter ihrem Namen

gegen Adlige zu prozessiren, sondern sich hinter irgend einen verkäuflichen Rücken verkriechen müssen oder auf die Ehrenhaftigkeit des Comitats-Fiskals vertrauen, dessen Pflicht es ist, den im Prozess Unfähigen zu vertreten, oder wenn man als Bürger in einer Stadt lebt, sich von dieser, da sie für die Person eines Edelmannes gilt, in Schutz nehmen zu lassen. Glücklicherweise ist in der neuern Zeit durch das Wechselrecht der Edelmann zugänglicher geworden und es sind keine seltne Beispiele mehr, dass dieser oder jener Magnat Bankerott hat machen müssen, um seine Gläubiger rechtmässig zu befriedigen.

Natürlich ist es, dass bei den ausserordentlichen Vorzügen, die der Adel geniesst, sehr viele Leute sich alle mögliche Mühe geben, um ihm anzugehören und manch' Einer kommt auch zum Adel auf eine merkwürdige und sonderbare Weise. Einst wurde z. B. eine ganze Dorfschaft geadelt, weil ein Bauer dieses Ortes, als der fliehende König seinen Radnagel verlor, seinen Finger in Stelle dieses in das Loch der Achse hineinsteckte, und so lange neben her lief, bis der König gerettet und sein Finger verloren war. Die ganze Strecke, die der Bauer durchlaufen hatte, wurde ihm darauf als Besitzthum gegeben, und meiner Vermuthung nach muss dieses, wenn der Bauer nicht gerade ein Schelm war, der den König betrog, sehr wenig gewesen sein. In ganz Ungarn wissen die Bürger allerliebste Stückchen zu erzählen, wie dieser oder jener geadelt wurde oder wie dieser und jener es glücklicherweise herausfand, was natürlich viel Mühe und Geld kostete, dass seine Vorfahren, von denen er allerdings so lange gar nichts gewusst hatte, bereits vom dicksten Adel gewesen wären. Eine andre Art, dieser sehr geachteten Kaste einverleibt zu werden, wissen prächtig die getauften Wiener Juden-Kaufleute zu benutzen, indem sie ein königliches Cameral-Gut kaufen. Glücklicherweise hört die Wuth, sich adeln zu lassen, immer mehr auf, da jeder vernünftige Bürger einsieht, dass er binnen wenigen Decennien dieselbe Prärogative geniessen wird und es daher unnöthig ist, der Parthei, welcher er so lange anzugehören die Ehre hatte, schnöde den Rücken zu kehren und von dem kleinen, schlecht vertretnen und oft schwer bedrängten, aber kräftigen Opponenten des Bürgerthums zu dem grossen Haufen des Adels überzulaufen.

Ausser dem Ueberfluss von Vorrechten, in deren Besitz wir bereits den Adel gesehen haben, kommen noch einige besondre Rechte hinzu, unter welchen z. B. das des Fürst-Primas von Ungarn, des Graner Erzbischofs gehört, den König zu krönen, überall das erste Wort mitzusprechen, Edelleute ernennen zu können und von der Kremnitzer Münze sein 48tel zu beziehen. Aehnlicher Vorrechte erfreuen sich die übrigen Prälaten des Landes, die ohne Ausnahme ungeheure Einkünfte beziehen und vielleicht nächst der in Spanien die reichste Geistlichkeit ausmachen, wobei sich jedoch dieses nur auf die katholische Geistlichkeit bezieht, während reformirte Landprediger und griechische Popen beinahe dem Verhungern ausgesetzt sind. Das Einkommen des Erzbischofs von Gran kann man zu einer halben Million, das des Bischofs von Westprim an 300,000, von Fünfkirchen und Stuhlweissenburg, so wie von Grosswardein wohl nicht viel weniger rechnen und es giebt im Allgemeinen 3 solche fette Erzbisthümer und 16 Bisthümer der katholischen Kirche in Ungarn. Als crasser Gegensatz ist dagegen die Dotation der genannten armen reformirten Landprediger und griechischen Landpopen, die, wenn sie nebenbei nicht bauernmässig im Schweisse ihres Angesichts arbeiten wollten, von ihren zehn, ja sogar bisweilen nur vier Gulden Münze jährlicher Revenue verhungern müssten. Es ist die Aufgabe dieses Landtages bereits gewesen, solches empörende Missverhältniss zu berühren und man ist als vernünftiger Mensch gezwungen, vorauszusetzen, dass die ungeheuern Dotationen zum Wohle des Landes verwendet und der armen, verhungernden Geistlichkeit auf die Beine geholfen werden wird.

Der Menschenwerth einer jeden Kaste ist besimmt und beträgt bei Prälaten und Magnaten 400 Gulden, beim Edelmann und Bürger 200 Gulden, das billigste Möbel ist aber der Bauer, er kostet noch weniger als 120 Pfd. schwarzes Menschenfleisch an der Küste von Guinea, nämlich mit miserablen 40 Gulden ist der Kerl hinreichend bezahlt, und wer weiss! ob sich unterm alten Aktenstaub nicht noch irgendwo die Bestimmung herausfinden lässt, dass man bei einer bedeutenden Abnahme von Bauern, z. B. bei 400 Gulden, noch den 11ten gratis bekömmt, so wie der Fleischhacker bei recht magerem und knochigem

Fleisch, was sich auf viele arme wallachische und slowakische Bauern anwenden lässt, noch eine Zugabe giebt. Allerdings gebietet das Gesetz, dass Mord mit Hinrichtung bestraft werde, aber der vorhin genannte Zahlenwerth zeigt trotz alledem am besten, nach welcher Taxe man in Ungarn rechnet und wenn jemand nicht bedeutendes Vermögen besitzt, so ist ihm nur zu rathen, sich ja nicht an den Vierhundert-Guldenmännern, sondern lieber an dem armen Bauernvolk zu vergreifen.

Auch die Städte, von denen wir vorher gesehen haben, dass sie *in corpore* dem Edelmann gleich stehen, haben als solche natürlich auch die Rechte des Adels, so dass eine Stadt so gut Dörfer und Ländereien wie jeder Adlige besitzen kann, dass der von den Bürgern selbst erwählte Magistrat, der gewissermassen die adlige Eigenschaft der Städte repräsentirt, die Justiz ausübt und durch Ablegaten auf dem Landtage vertreten wird. Besondre Vorrechte geniessen noch die Bergstädte, in so fern in ihnen kein Militair Quartier bekommt und die Juden, diese allgemeinen Kreuzträger des Mittelalters, sich nicht einmal auf 7 Meilen den Bergstädten nähern dürfen. Zahlt nur der Bürger regelmässig seine Steuern, als Kopfsteuer, Vermögenssteuer, Zehendsteuer, Rekrutenstellung, Militaireinquartierung, Königszins und allerlei andre Extra-Taxen, so hat er dafür auch die Ehre, mit dem steuerfreien Adel zur Insurrection in das Feld zu ziehen und sich todt schlagen zu lassen. Auch ist ihm das Recht ertheilt, wenn er sonst nichts zu leben hat, einen untergeordneten Dienst zu bekleiden. War ein Bürger einem Edelmann etwas schuldig, so fing dieser den ersten besten Bürger, den er vor dem Stadtthore erwischen konnte, auf und steckte ihn so lange als Geissel ins Prison, bis die Stadt oder sein Schuldner ihn bezahlt hatten. Dieses botokudenmässige Gesetz ist natürlich abgeschafft, da es wohl zu Attila's Zeit, aber nicht unter dem Scepter eines Joseph anwendbar war. Ausserhalb der Stadt und des städtischen Gebiets darf der Bürger keinen Grundbesitz haben, und mit ihm Prozess zu führen, ist dem Einzelnen nur in Erbschafts-Angelegenheiten und bei gebrochnen Contrakten erlaubt, dagegen darf der Edelmann gleich jedem Bürger in der Stadt ansässig sein und geniesst dann nicht nur die adligen, sondern auch die bürgerlichen Rechte.

In den schönen alten Zeiten maltraitirte man nach Herzenslust den Bauer in Ungarn, jedoch ging es dort, wie in Deutschland, es brach ein fürchterlicher Bauerntumult 1514 unter Dósa aus, von dessen schrecklicher Hinrichtung wir bereits oben die Détails gelesen haben, und der entfesselte, rohe Mensch wüthete natürlich gleich dem Thiere, indem nahe an 100,000 Menschen hingewürgt wurden. Erst unter dem Kaiser Joseph wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und ein Gesetz begründet, welches unter gewissen Bedingungen den Bauern den freien Auszug gestattete. Am traurigsten war es, dass die Abgaben der Bauern, nicht genau bestimmt, theilweise von der Willkühr ihrer Herren abhingen und, was mehr als die Abgaben berücksichtigenswerth ist, waren die vielen Robotten bei den Wirthschafts-Verrichtungen und Bauten, die sie nach Belieben ihrer Herrschaft leisten mussten. Es war dies ein prächtiges Mittel, um auf die unverschämteste Art sein Capital an Unterthanen möglichst hoch zu verwerthen, denn da es im Interesse der Herrschaft lag, dem Bauer wenigstens das Leben und seine nothwendigsten Bedürfnisse zu lassen, so mussten die Steuern endlich eine gewisse Grenze vorschreiben, jedoch konnte man bei der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des ungarischen Bodens, während der eine Theil der Familie fürs liebe Leben arbeitete, den andern beständig ins Joch spannen. Es ist durchaus gar kein Grund vorhanden, aus der guten Stellung einiger Bauern im Staate, die sich rechtlicher Grundherren erfreuten, auf eine Zweckmässigkeit und Rechtlichkeit der oben angeführten Bauernverhältnisse zu schliessen, da es vielmehr in dem allgemeinen Charakter des Menschen liegt, bei vollkommner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nach aussen seinen eignen Vortheil zu verfolgen, anstatt philanthropischen Normen und Grundsätzen nachzukommen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass durchschnittlich der, wie authentische Schriftsteller aus der Zeit Josephs mittheilen, damals noch so rohe und willkührliche Adel seine Feudalrechte mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhielt, wobei er, durch lange Gewohnheit abgehärtet und von Jugend auf in den Grundsätzen erzogen, den Bauer als ein Eigenthum zu betrachten, oft selbst nicht einmal die Schändlichkeit des Verfahrens einsah. Maria Theresia, die grosse Kaiserin und Mutter ihrer Unterthanen,

und Joseph II. waren es, die zuerst diesen Willkührlichkeiten ein Ende machten und feste Bestimmungen unter dem Namen eines Urbariums erliessen, durch welches das Verhältniss zwischen Edelmann und Unterthan festgestellt wurde und in welchem man diejenigen Bauern, deren Wohnungen zu Marktflecken angewachsen waren und die in Folge von Wohlthaten, Geldanleihen und durch das rechtliche Benehmen ihrer Herrschaft mit ihr auf einen festen Fuss contraktmässig gestellt waren, bei ihren Rechten und Vortheilen natürlich liess, vermöge welcher sie sich gegenwärtig nur von den königlichen Freistädten dadurch unterscheiden, dass sie nicht der königlichen, sondern der grundherrschaftlichen Verwaltung untergeordnet sind. Alle übrigen Bauern aber wurden durch das Urbarium in so fern gegen ihre Herrschaft gesichert, dass sie vor Allem die Erlaubniss erhielten, frei ausziehen und ihren Wohnort umtauschen zu können, wobei jedoch wieder der böse Haken blieb, dass der Bauer ein halbes Jahr früher kündigen, während dieser Frist aber die schändlichsten Plackereien natürlich noch erdulden musste, nachdem er jedoch vorher mit der Herrschaft abgerechnet hatte und diese Verhandlung durch die Gegenwart des Stuhlrichters legitimirt worden war. Es stand hier also wieder der Bauer einem Gerichtshofe gegenüber, der aus der ihm feindlichen Kaste des Adels zusammengesetzt war und wobei man auch zu bedenken hat, dass kein Stuhlrichter sich mit einem grossen Magnaten wegen eines armseligen Bauers verfeinden wird, da die ausgedehnte Anzahl der Anhänger des mächtigen Magnaten bei der nächsten Comitats-Restauration den Stuhlrichter *ad libitum* abzusetzen im Stande ist und diesem hierdurch zugleich auch die weitere Aussicht auf eine Carrière zu verderben, zu welcher die Stuhlrichterwürde erst eine der ersten Staffeln bildet. Was also hinter einem solchen sogenannten Bauernrechte ist, bedarf keiner weitern Beurtheilung.

Jeder Bauer erhielt eine gewisse Quantität an Grund und Boden, was natürlich für gar kein Verdienst gelten kann, da man ihm ja nur das gab, was ihm zukam, und alle Ländereien hätten dem Grundherrn keinen Pfennig eingetragen, wenn er keine Bauern darauf gehabt hätte, die ihm den Boden durch Steuern verwerthen, seinen Acker aber, den der Grundherr selbst

bebaut, durch Robott cultiviren müssen, und wenn dem ausländischen Ohre auch die Abgaben des Bauers in Bezug seiner Bodensverhältnisse gering erscheinen müssen, so möge man bedenken, dass der relative Geldwerth in Ungarn sehr hoch steht und dort in vielen Gegenden 1 Gulden Schein mehr Werth hat als in Deutschland 1 Gulden Münze. Obenein behielt der Grundherr das Recht, den Bauer von einem Ort auf den andern zu setzen, wenn er ihm sein früheres Besitzthum in gleichem Werthe gab, wobei jedoch immer der Haken war, dass die adlige Parthei zugleich auch den Richter abgab und es durchaus ganz falsch ist, wenn man auf Grund so mangelhafter Rechte, ehe der Bauernstand nicht selbst im Stande ist, sich zu vertreten, dem Landmann den Titel eines Erbpächters beilegen wollte. Mir kommt es immer so vor, als wäre der Grundherr ein strenger Vater, der, so lange er ein rechter Vater ist, väterlich für seine Kinder sorgen wird, die dann allerdings ihm schön gehorchen, seinen Befehlen folgen müssen, kurz für ihre Abhängigkeit von ihm, ihre Lebensbedürfnisse und vielleicht auch ein kleines Taschengeld bekommen. Ist aber der Vater ein strenger Stiefvater, der seine Kinder misshandelt und deren Mutter weit ab in Wien wohnt, und vor lauter andern Sachen sich um ihre Kinder nicht kümmern kann, diese aber, um Schutz zu suchen, den strengen Stiefvater beim Vormundschaftsgericht verklagen wollen, bei dem der Vater selbst Richter oder gar Präsident ist, — wie wird es dann, frage ich, den armen Kindern ergehen? Der böse Vater wird sie um so ärger placken, und lassen sie sich es gar einfallen, zur Mutter nach Wien zu laufen, so mögen sie sich nur in Acht nehmen, wenn sie nach Hause zurückkehren.

Wie kann man es z. B. ein Recht der Bauern nennen, dass sie das Erzeugniss ihres eigenen Weinberges während des Zeitraums eines halben Jahres ausschenken dürfen, dass sie sich dürres Brennholz im Walde, jedoch wöchentlich nur an einem Tage, sammeln dürfen, in jenem Walde, den sie zuerst ausgerottet haben, um urbare Aecker und Wiesen herzustellen, auf welchen der Edelmann Platz nehmen konnte. Wie darf man das ein Recht nennen, dass der Bauer nach Erfüllung aller seiner Urbarialverpflichtungen, nachdem er glücklich der Plackereien

los geworden, die übrige Zeit für sich verwendet, dass er sein Mehl mahlen lassen kann, wo er will — —. Dies sind doch wohl nur die ersten und heiligsten Menschenrechte, die jeder das Recht zu fordern hat und deren Verweigerung ihm das Recht giebt, sie mit der Gewalt seiner Faust von jenen wenigen Raubthieren zu erzwingen. Dabei behält der Grundherr noch das Recht, von dem erworbnen Vermögen des Bauern, sobald dieses unbeweglich ist, sich nach dem Tode desselben noch die Hälfte zuzueignen und bei allen erzeugten Produkten des armen Landmannes hat der Herr überdies das Verkaufs-Recht, so dass, wenn jener in Geldverlegenheit und durch Noth gezwungen um den billigsten Preis sein Korn an einen dritten verkaufen wollte, der Grundherr dieses für sich mit Beschlag belegen kann und seine dadurch entstehende Schuld an den Bauer erledigt, indem er ihm nachweist, wie er noch eine Forderung an ihn habe.

Nachdem wir so alle jene schönen Rechte gehört haben, welche der Bauer besitzt, so sehen wir auch, um welchen Preis man der *plebs misera contribuens* jene ungeheuren Vortheile, die manche selbst der besten ungarischen Schriftsteller bis in den Himmel erheben möchten, eingeräumt hat. Ein Bauer, welcher eine vollkommne Bauerschaft besitzt, die aus 16 bis 40 Joch, je nach der Güte des Bodens, besteht, leistet jährlich 52 Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit seinem Vieh, Wagen-Robott, und hat er 2 Ochsen oder Pferde, so mit diesen, hat er aber 4 Stück Vieh, so muss er mit allen 4 zur Arbeit. Hat der Bauer jedoch keine Zugthiere, so muss er doppelt so viele Tage, nämlich 104, also alle Woche 2 Tage, durch Handarbeit ableisten und, da das Gesetz erlaubt, dass die Grundherrschaft während der Ernte das Doppelte in der Woche verlangen kann, so ist wieder jedem Missbrauch Thür und Thor geöffnet. Man sieht die Folge davon leicht vor den Augen. Die Ernte, welche bei dem grossen Ackerbau der Grundherrschaft mehrere Wochen anhält, wird mit der des Bauern zu gleicher Zeit zusammentreffen und es ist bekannt, dass man in der Ernte jeden Tag wohl benutzen muss, um die Frucht einzuführen, damit sie nicht auf dem Felde liegen bleibt und von plötzlichem Schlagregen verdorben wird. Am meisten leidet nun aber der arme Bauer, der in den sechs Arbeitstagen der Erntewoche vier Tage

davon durch seine Handarbeit der Grundherrschaft zu dienen verpflichtet ist, und somit nur zwei Tage für seine eigne Ernte übrig behält, die aber wahrscheinlich die ungünstigsten sein werden, da die vermögliche Grundherrschaft die besten für sich in Anspruch nehmen wird, und wenn ein Regentag ihre Arbeit unterbricht, dieser dem Bauer zu seiner Benutzung überlassen wird, und bei Hartherzigkeit der Herrschaft, Ungünstigkeit der Witterung und geringer Familienanzahl des Bauern, kann man sich denken, in welche Lage er durch solche willkührliche Massregeln versetzt wird, besonders da die Leitung der Wirthschaft seltner von dem Willen des Herrn als von der Pflichterfüllung der Beamten abhängt, die natürlich, um sich nicht ihre ganze Carrière zu verderben, lieber das Aeusserste anwenden werden, um den Vortheil der Herrschaft, unberücksichtigt der des Bauern, herauszubringen. Es mag allerdings als ein gewisser Vortheil angesehen werden, dass der Bauer jeden versäumten Robotts-Tag mit resp. 10 Kreuzern Münze abzahlen kann. In Wahrheit aber ist dieser Vortheil ausserordentlich gering, einmal deshalb, weil bei der Seltenheit des Geldes in Ungarn ein Zehner oder Zwanziger für den Bauer von grossem Werthe ist, und zwar unstreitig mehr als das Dreifache in Deutschland, da seine Erzeugnisse, die rohen Naturprodukte um den dritten Theil des Werthes wie im deutschen Reiche käuflich sind, andrerseits aber auch die Herrschaft, wenn es ihr um die Ableistung der Robotten dringend zu thun ist, direct oder indirect dazu zu zwingen weiss. Des Abends nach Sonnenuntergang, wenn der müde Bauer, erschöpft von des Tages Last und Hitze, nach eingenommenem kärglichem Nachtmahl, vor Kurzem erst von der Arbeit zurückgekehrt, sich auf sein hartes Lager begiebt, gehen die herrschaftlichen Heiducken, eine Art Privat-Gensd'armerie, zu den robottspflichtigen Häusern, klopfen mit ihren Stöcken an die Fenster und zeigen den Einwohnern an, dass sie morgen *na pansky*, d. h. zur Herrschaftsarbeit zu erscheinen haben. Kaum graut der Tag, so wird eine zweite ähnliche Mahnung erlassen, um die Saumseligen zu ermuntern, die sich endlich nach dem bestimmten Platz zu versammeln beginnen. Schickt nun der Bauer, dessen Arbeit sehr dringend ist, eins seiner Kinder von 10 bis 15 Jahren, so wird dieses, wenn es im

Allgemeinen bei der Arbeit brauchbar ist, als eine halbe Hand Robott gerechnet, braucht man jedoch stärkere Leute, so wird das Kind nach Hause gejagt und der Bauer selbst requirirt. Es kommt zwischen Heiducken und Bauern zu einem Wortwechsel und nach einem Hagel von Flüchen, einer Menge von ausgetheilten Seitenstössen, wird dieser endlich doch auf den Versammlungsplatz gebracht, wo ihn der gnädige Herr Kastner oder Amtsschreiber mit einem halben Hundert Donnerwettern empfängt, um ihn nun den ganzen übrigen Tag desto strenger unter die Fuchtel zu nehmen.

Man glaube nicht, dass der Bauer, wenn er nur ein Häusler ist, ganz frei wegkomme, sondern auch er muss 18 Tage Handrobott leisten und ein Miethsmann 12 Tage. Ausserdem sind vier ganze Bauerschaften noch jährlich zu einer Fuhre von vier Tagereisen verpflichtet und für sein dürres Holz, das er sich im Walde mühselig zusammensucht, ist er angehalten, der Herrschaft eine Klafter Brennholz im Walde, wo sie es immer wünscht, zu schlagen und in den Herrenhof abzuführen. Jeder Bauer hat obenein drei Tage lang bei Herrschaftsjagden als Treiber zu dienen, von jedem Hause 1 Gulden Grundzins zu zahlen und 2 Hühner, 2 Kapaune, 19 Eier und ½ Maass Butter in natura zu liefern. Doch der Leser glaube nicht, dass es damit genug ist, wir sind erst mit der kleinern Hälfte fertig, denn das Maass der Verpflichtungen des armen Bauers ist vollgerüttelt und vollgeschüttelt, und wehe denen, die mit diesem Maasse messen! Denn in der heiligen Schrift steht es, mit dem Maasse, womit ihr messet, wird man euch wieder messen! Fällt es dem Grundherrn oder der Grundfrau ein, zu heirathen, so zahlt jeder Bauer 48 Kreuzer oder liefert für den billigsten Preis Lebensmittel. Geräth der Grundherr in Gefangenschaft, so müssen seine Bauern ihn helfen loskaufen, geht er auf den Landtag, so muss der Bauer wieder Landtagssteuer zahlen, will er sich seinen Branntwein selbst brennen, so zahlt er für jeden Kessel 2 Gulden, von allen seinen Produkten aber gehört das 9tel dem Herrn, das 10tel der Geistlichkeit, eben dasselbe von Lämmern, Ziegen, Bienen, Hanf und Flachs.

Und was giebt ihm das Gesetz? was giebt ihm der Staat, den er bildet? — — —, die Erlaubniss bei Ungerechtigkeiten

(eine crasse Ironie gegen alles Vorhergehende!!) gegen seine Herrschaft, und wäre es der König, zu prozessiren, die Erlaubniss, zu appelliren, wenn er zur Todesstrafe oder zu hundert Stockstreichen verdammt wird, die Erlaubniss, Handwerker, Künstler, Kaufmann und Geistlicher zu werden, und o Wunder — wenn er es so weit bringt, auch den Adel zu erhalten.

Alle diese Verhältnisse sind für den Bauer noch glücklich zu nennen, aber unglücklich, drei Mal unglücklich ist er, wenn, was in Ungarn etwas sehr Häufiges ist, die herrschaftlichen Güter verpachtet werden, wobei die Pächter gewöhnlich Juden sind. Ein solcher Pächter, sei er wer immer, hat nicht das Interesse der Grundherrschaft, das Gut in dauernder Blüthe zu erhalten, sondern er will nur während seiner Pachtzeit den möglichst grössten Gewinn daraus ziehen, und obenein während der Pachtung sowohl für sich, als für die ihn controllirenden herrschaftlichen Beamten, Reichthümer gewinnen. Das Gut ist nun eine Citrone, der Bauer der Kern darin, und sie wird so lange und heftig gepresst, sollte auch der Kern darüber zu Grunde gehen, als noch ein Tropfen Saft herauskommt. Der Bauer wird nicht besser behandelt als das Vieh, das Gesetz gradezu übertreten und die Prozesse beginnen, es tritt die Spannung zwischen Pächter und Bauer ein, Herrenstuhl auf Herrenstuhl wird abgehalten, der Pächter scheut keine Bestechungen und weiss wenigstens so lange die Prozesse dahin zu schieben, bis seine Pachtzeit sich dem Ende nähert. Nun verliert er den Prozess. Das Urtheil entscheidet grade zur rechten Zeit, dass ihm die Pachtung abgenommen werde, um diesem oder jenem Bauer eine Entschädigung zu zahlen, und mit dem schweren Seckel verlässt er seine Arrenda. Man kann hierbei der Behörde keinen unmittelbaren Vorwurf machen, das Gesetz lässt überall so viel Hinterthüren offen, dass dem unredlichen Menschen immer Mittel und Wege übrig bleiben, sich einen Ausweg zu suchen, und in jeder Gesetzverwaltung fehlt es nicht an käuflichen Seelen, die ihren eignen Vortheil dem des Gemeinwohles vorziehen. Ueberdies wissen solche böse Pächter sehr wohl die Bauern unter sich selbst uneins zu machen, den einen oder den andern für sich zu gewinnen, indem sie ihn theilweise an ihren Erpressungen Theil nehmen lassen, und sich auf diese

Art die nothwendigen Zeugen zu verschaffen, um späterhin mit ihnen es nicht besser zu machen. Es versteht sich ganz von selbst, dass solche Schändlichkeiten nur von einer geringen Zahl gelten können, uns aber genügt es, die Möglichkeit dargethan zu haben, dass solche Vorfälle sich wirklich ereignen können.

Wir haben es uns zu guter Letzt vorbehalten, von dem grössten Missbrauch, dem sogenannten Vorspann, noch zu reden, indem wir es bereits oben als das einfachste Mittel kennen lernten, um durch Ungarn schnell und billig zu reisen. Jeder ungarische Edelmann, jeder Comitats- und königliche Beamte, selbst die in Geschäften reisenden höhern Stadtbeamten, sind berechtigt, Vorspann im ganzen Lande zu verlangen, ausserdem aber fällt es nicht schwer, dass fremde Reisende, höhere Privatbeamte und reiche Kaufleute die Erlaubniss erhalten, sich des Vorspanns zu bedienen. Der Preis für alle die genannten Classen ist bei vier Pferden auf eine Station von zwei Meilen oder vier Stunden Weges ein Gulden Münze oder zwanzig Silbergroschen, für Militairs aber, die noch zu den Vorspannsberechtigten hinzukommen, nur 48 Kreuzer Münze oder 16 Silbergroschen. In jeder Jahreszeit ohne Ausnahme, im Sommer wie im Winter, im stärksten Frost wie in der Beschäftigung der Ernte, muss der Bauer zum Vorspann bereit sein, was namentlich an jenen Strassen, die an belebten Punkten liegen, wo wöchentlich selbst an 100 Vorspann durchgehen, und namentlich in der ganzen Sommerzeit, wo der Bauer rastlos für seine Herrschaft wie für sich arbeiten muss, ein unverzeihliches und empörendes Uebel ist. Denn grade im Sommer wird am stärksten gereist, hohe Herren sind nicht gewohnt, lange zu warten und dem ungarischen Edelmann ist das Commandiren zur zweiten Natur geworden, so dass der Vorspann den Bauer nicht nur physisch, sondern auch moralisch zu Grunde richtet. Allerdings, wenn der Bauer keine Arbeit hat, wenn seine Pferde im Stalle stehen und unnütz fressen, ist ihm der Vorspann ein erwünschter Verdienst, jedoch nur in so fern als er nicht anderweitige Fuhren übernehmen kann, bei denen die freie Concurrenz ihm eine zweckgemässe Erhöhung des Frachtlohns erlaubt, und man mag noch so viel zu Gunsten des Vorspanns anführen, so bleibt es immer ein Zwang, der den Menschen, sei er König oder Bauer, ent-

würdigt, da jeder physische Zwang nur als Strafe, nicht aber als Lebensnorm, wie der moralische Zwang, dessen jeder Mensch bedarf, betrachtet werden muss. Wie komisch ist es aber, dass die Apologeten des Vorspanns eine Entschuldigung dieser Maassregel in ihren eigenen Leiden finden wollen, die sie durch langes Warten, durch das langsame Fortkommen mit vier elenden Kleppern und durch die Ungeschicklichkeit eines 12 oder 14jährigen Kutschers, durch das schlechte, halb verfaulte Geschirr, durch das bisweilige Umwerfen und andres Ungemach erdulden. Glaubt ihr denn, dass der Bauer euch seine besten jungen Pferde anspannen, sein neustes Geschirr auflegen, seine Erndte oder Dreschtenne verlassen soll, um euch als Kutscher zu dienen? — Soll er denn etwa noch die fürchterlichen Landstrassen, die ohnehin er allein für den kutschirenden Adel baut, euch glätten und ebenen, auf dass ihr euren Fuss an keinen Stein stosset, auf dass ihr für eure 48 Kreuzer wie auf einer englischen Schnellpost reisen könnt? — — Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, braucht ihr einen Faden von Geduld, um mit eurem langweiligen Vorspann auszukommen, so braucht der Bauer ein Ankertau von Geduld, um mit euch auszukommen, und wohl euch! dass ein Faden eher reisst als wie der Ankertau, denn sonst wäre es um euch geschehen!

Somit schliessen wir die Betrachtung jener Verpflichtungen, die dem Unterthan gegen seine Herrschaft, den Adel, aufgebürdet sind, damit wir erst zu dem rechten Gegenstand kommen, der ihn zu dem *plebs contribuens misera* macht. Um aber den Leser nicht zu ermüden, fassen wir so kurz wie möglich das zusammen, was der Bauer dem Staate und den Geistlichen giebt. Er muss vorerst alle Steuern zahlen, die der Bürger zahlt, und deren Wiederholung unnütz ist, er muss aber auch aus seiner Mitte die bewaffnete Mannschaft abgeben, das Militair verpflegen, Strassen bauen und erhalten, Dämme und Brücken errichten, bei Ueberhandnahme der Raubthiere den sogenannten Comitatsjagden als Treiber beiwohnen, für seine Geistlichen den Zehnten geben, das Lecticale, seinen Schulmeister besolden und ernähren, alle Functionen desselben so wie die des Geistlichen als Taufen, Ehebündnisse und Begräbnisse in klingender Münze baar und richtig unter dem Namen der Stola

bezahlen, bei den Gemeinbauten der Kirche, des Pfarrhofes, der Schule, des Gefängnisses, des Spritzenhauses und noch ein halbes Schock Etc. umsonst robotten, und damit ist er erlöst, um die Aussicht zu haben, Jenseits von Nectar und Ambrosia zu leben. Hieher gehört noch folgende Anekdote.

„Einer jener geplagten Bauern des constitutionellen Ungarns, der wahrscheinlich von der weit und breit gerühmten ungarischen Freiheit sehr bauernmässige Grundsätze haben mochte, kam nach Pesth und gab sich alle mögliche Mühe, den Comödienzettel der deutschen Oper zu lesen, der über ihm an einer Strassenecke angeklebt war. Mit vieler Mühe las er: Robert der Teufel. Schmunzelnd machte er sich auf den Heimweg und als man ihn fragte, was es denn Neues in Pesth gäbe, rühmte er das Glück der dortigen Einwohner und sagte: Ja, die Pesther haben es gut, für die robott der Teufel, aber wir auf dem Land' müssen selbst für unsre Herrschaft robotten."

Am besten befindet sich natürlich der Bauer dort, wo die grosse Fruchtbarkeit der Ebene am meisten seinen Fleiss belohnt und daher ist auch der slowakische, wallachische, ruthenische Bauer am schlechtesten daran, hingegen der ungarische, der in der reichen Steppe wohnt, mehr Viehzucht als Ackerbau treibt, viel glücklicher. Eben so die deutschen und andre Colonialbauern, die sich besondrer Privilegien und Gunstbezeigungen erfreuen. Man darf sogar sagen, dass es in Ungarn durchaus nichts Seltenes sei, trotz alledem glückliche, wohlhabende und fröhliche Bauern in grossen Dörfern und häufig vorzufinden, da sie, durch die Verhältnisse weniger gedrückt, sich vielleicht einer gütigeren Herrschaft erfreuen und mildes Clima, fruchtbarer Boden und andre günstige Verhältnisse ihre Wohlhabenheit herbeigeführt haben. Der angenehmsten Verhältnisse erfreuen sich die Colonisten, die in der ersten Zeit ihrer Einwanderung während zehn Jahre abgabefrei waren, ihre urbar gemachten Ländereien verkaufen und verschenken konnten und ausser einem Grundzins und Naturabgabe nur den Herrn bei seinen Feldzügen zu unterstützen genöthigt waren. Sie wählten und besoldeten ihren Pfarrer und ihren Dorfrichter, der zur Belohnung seiner Mühwaltung das Mühlen-, Schank- und Fleischhackerrecht, so wie den 6ten Theil der durch ihn eingetriebenen herrschaftlichen Abgaben bezog.

Wenn ich je für einen Gegenstand gerne meine Feder eingetaucht habe, so war es der, um an die Herzen der Menschheit für die Menschenrechte des Bauern zu appelliren. — Treu, wie ich es durch Jahre in den verschiedensten Gegenden Ungarns gesehen habe, schilderte ich die Stellung, die Lasten und sogenannten Rechte des Bauern, — der den schwächsten Punkt im ungarischen Staatenleben bildet. Wohl weiss ich, dass Viele mir zurufen werden, in Russland, in Deutschland da und dort, etc. etc., — ist es nicht besser, doch grade deshalb will ich bei dem Lande, welches ich mit dem Leser bewandre, ob der Schmach und des Jammers im *plebs* nicht schweigen, und dass es in Russland und in den Sklavenländern nicht besser ist, entschuldigt kein Atom, dass Ungarn, welches auf seinen vielen Versammlungen und bei legislativen Beschlüssen immer die Menschenrechte im Munde führt und moderne Philanthropie zum beständigen Steckenpferd hat, es — zur Ehre der Nation — nicht besser macht. —

Ungarn beginnt eigentlich jetzt erst sein vollkräftiges nationelles Leben, soll es aber eine wahre grosse Nation, voll intensiver Kraft, stark gegen innere und äussere Feinde werden, so schaffe es sogenannte Freiheiten, die stets nur privilegirte Fesseln sind, — ab, und dafür wahre Freiheit dem ehrenwerthesten Stande, dem Bauer, dann wird von einer Amalgamation aller heterogenen Bestandtheile des Magyarenreiches die Rede sein, wenn denkende freie Männer sich willig und ungezwungen die Hände reichen, — so lange aber die Constitution nur eine aristocratische Begünstigung ist, so lange wird die schön geträumte und herbeigesehnte innige Verbindung der Deutschen und Slaven, Wallachen und Ungarn, Illyrer und Ruthenen zu einem über 10 Millionen verbindenden Magyarenreiche nur eine leere Fiction bleiben, durch die Köpfe guter Patrioten ausgedacht, aber unausführbar geblieben, weil der Gedanke nicht praktisch gemacht wurde und so dem Volke unverständlich blieb. —

Ganz richtig philosophirt der Bauer, wenn er bei den Bestrebungen ihn zu magyarisiren sagt: „Ich soll Ungar werden, aber warum? werde ich dadurch mehr in meiner Lage gebessert? — werde ich mehr begünstigt?“ — und hat er etwa darin Unrecht, ist er darin nicht allen Menschen etwa gleich, dass er

sein nationelles Element nicht anders aufgeben will, als wenn er im fremden mehr Lebensstoff in geistiger und physischer Beziehung fände. —

Ich habe selbst gesehen, dass, als einige edle Männer im Gömörer Comitat den Schullehrern Prämien ertheilten, wenn diese unter ihren Zöglingen Fortschritte im ungarischen bewirkt hatten, die Bauern stutzig und aufmerksam wurden. —

„Halt — sagte der Eine zum Andern — es muss doch Etwas am ungarischen Lernen sein, denn unser Schulmeister hat 50 Gulden und mein Bursche, der 10jährige Michel, ein Lesebuch bekommen.“ —

Sollten nun dieselben Leute, wenn ihnen der Schullehrer sagen möchte, — „lernt ungarisch, sprecht ungarisch, seid gut ungarisch — ihr könnt dann auch die Hälfte Eurer Steuern los werden, — ihr braucht dann zu keinem Vorspann mehr gezwungen zu werden,“ — nicht schon durch den Eigennutz gerne dem Magyarismus sich anschliessen? —

Oder wollt ihr etwa haben, dass der rohe Wallache, Rusniake, Slavake etc. etc. aus Selbstgefühl, aus edlem Patriotismus ihr slavisches und wallachisches Element fahren lassen und mit beiden Händen das ungarische ergreifen, — nun dann kennt man sicher nicht diese rohen Söhne der Natur, wenn man so etwas vermuthen kann. —

Oder meinen die Ultramagyaren, dass es damit abgethan sei, dass sich Beamte, Geistliche etc. ihnen anschliessen, weil es zum Ton des Tages gehört und man sich im Gegentheil seine Stellung verderben und verbittern könnte, — dann irren und fehlen sie ganz in ihrer Sache, die darin besteht, dass um eine kernige Nation zu bilden, die Mehrzahl, 10 Millionen, und nicht die 500,000 Adel und Honoratioren, sich zum Bunde die Hände reichen, denn Adel und Honoratioren machen keine Nationen, sondern Bauern und Bürger. —

Dem Einwurf, dass jeder raisonniren kann, aber es dadurch nicht verbessert, ist sehr leicht begegnet, — das Verbessern kann der Adel nur allein einleiten, indem er nicht nur den Consumenten des Staatskörpers spielt und sich die gebratenen Tauben in den Mund fliegen lässt, sondern auch selbst Steuern zahlt, die Wegebauten durch sich selbst aufgelegte Gefälle dem Bauer

vergütet, den Derres vom Hofe wirft und verbrennt, bei Streitigkeiten mit den Bauern und Unterthanen nicht Parthei und auch Richter zu gleicher Zeit ist, sondern jedem Herrenstuhl die Dorfältesten als Jury beiwohnen und jeder Comitatsbezirk so gut sein adliges, wie unadliges Beamtenchor hat. Ist es nicht lächerlich, dass nur Adel zu den hohen Comitatsbedienstungen kommen darf, und Bürger und Bauern nicht, — kann man sich denn gar nicht von dem Gedanken los machen, dass Bauer und Packesel und dummer Kerl von Ewigkeit her dasselbe gewesen ist? —

Wenn nur tüchtige Köpfe zu den Comitatsdiensten kommen sollen, wie es recht ist, so sollen Examina es entscheiden, wie in andern constitutionellen Ländern, aber nicht absolvirte Juraten, deshalb weil sie ihre Ahnen bis zu anno I, wo der grosse Wind war, zurück datiren. — Wenn alle Verdienste und Kenntnisse, die zu den ersten Würden der Justiz- und Polizeiverwaltung, der politischen und administrativen Behörden nöthig sind, darin bestehen, dass auf der Universität ein Juristenexamen im Alter von 18—22 Jahren gemacht wird, und dann nachher nur der Onkel Grundherr und die Tante Gräfinn durch Einfluss und Cortegiren die Carrière bestimmen, ja freilich dann kann es nicht ausbleiben, dass man junge Grafen zu Honorair-Notairs und Honorair-Fiskalen im Comitate macht, die nicht orthographisch schreiben können, dafür aber desto besser reiten, tanzen und raisonniren.

Der Adel will deshalb in Ungarn bis dato die Beamtenstellen noch nicht den Bürgern erlauben, weil ihm dadurch seine Sinecuren verlustig gehen würden, er entweder anfangen müsste zu studiren, um mit Ehren die Concurrenz auszuhalten oder sich zum Rückzug rüsten. Nun giebt es aber sehr vielen armen Adel, der seinen hohen Verwandten zur Last fallen müsste, wenn nicht die Tausende von Stuhlrichtern, Oberstuhlrichtern, Jurassoren etc. im Lande wären, für diese wird stets eine solche Stelle in petto gehalten und mit ihr die Aussicht auf weiteres Avancement zum Vicegespann. Allerdings jene Stellen, wo es tüchtig sich herumtummeln und Aktenstaub essen heisst, werden tüchtigen Männern nicht streitig gemacht, Notair, Fiskal etc. kann man im Comitate

werden, auch ohne grade den Adel bis *anno domini I.* zurückzuführen.

Kommt eine Comitatsrestauration, so wird nicht bei den Wahlen vor allem und allein die Fähigkeit des Individuums betrachtet, sondern es müssen folgende Punkte nach der Reihe wohl erwogen werden:

1) Ist der Candidat von Adel?

2) Ist er, wie z. B. in Zips, Gran etc. mit den Geistlichen römischer oder griechischer Confession, — denn nur die sprechen beim Comitat mit, — auf guten Fuss?

3) Wie hat er sich als Person hier und dort benommen, was für ein Haus macht er, hat er mich einmal nachlässig behandelt etc.? —

O! ich will es vorher sagen, dass alle über mich herfallen werden und rufen, — also nur die Bürger allein sind gescheut, — wo bleiben unsre Rechte und Privilegien, — wir sind die Grundherren, die Herren des Landes! etc. etc. — Wohlan, es gilt alles dieses, aber nur in gewisser Beziehung, — warum schickt man aber denn Männer zum Landtag vom Comitat . . ., die dort *fajancsi,* d. h. hölzerner Hans, genannt werden und die in der *chambre des députés* einer Nation sich so ausnehmen, wie ungewaschene Finger in hoher Damengesellschaft, — warum? — darum, weil vom Comitate ein evangelischer und ein katholischer Ablegat gehen mussten, der evangelische schon hinreichend gescheut war und der Letztere, der Liebling der Herren *Patres,* als normalmässiges Anhängsel mit expedirt wurde, und adlige Genies grade nicht bei der Hand waren.

Nein, mein verehrter Leser, man kann ein grosser Verehrer von Ungarn sein, selbst keinen höhern Wunsch kennen, als diesem Lande als Bürger anzugehören, ja, man mag wehmüthig gestimmt werden, bei der Erinnerung diesen irdischen Garten Gottes verlassen zu haben, und doch ist es nicht nöthig die morscheste Stellung des ganzen Staatsgebäudes, die Stellung des Bauern zum Adel zu verschweigen. —

Leider ist aber diese morsche Stelle nicht im Dache, wo man leicht einen Sparren einsetzen und sogar auch einen zuviel haben kann, sondern im Fundament, und selbst die weisesten Baumeister schütteln die Köpfe, indem sie nicht mehr zu flicken

und zu stückeln wissen, damit es nicht zusammenfällt. Einen recht argen Riss bekam es im Cholerajahr, da griff man zu einem Hülfsmittel und haute in die Wunde, dass die Splitter flogen, und stellte Strebepfeiler auf, die wie Galgen aussahen. —

Denn sowie das hohe Gebäude mehr Festigkeit bekommen soll, muss man von den hohen Firsten abtragen und unten zusetzen, doch das wollen die Zinnen und Firsten, die Kapitäler der stolzen Landessäule sich nicht gefallen lassen, und bedenken nicht, dass wenn das Fundament da unten unruhig wird und ein Erdbeben es zusammenschüttelt, die Herrlichkeiten von oben, die schönen gothischen Verzierungen zuerst hinunterstürzen.

Genug aber der allegorischen Floskeln, es bedarf deren nicht, um anzudeuten, dass Ungarns Zukunft nicht von den Magnaten und der Hierarchie abhängt, sondern vom Volk, welches treu und fest seinem Könige, seinem jetzigen einzigen Schützer anhängt. — Um dem Bauer seine Lasten zu erleichtern, muss aber der Adel und die Geistlichkeit einen Theil derselben auf sich nehmen und hierin liegt in Ungarn das grösste Uebel, denn die Parthei der „*nem adózunk*" (wir zahlen nicht) ist die Hauptparthei, ihre Führer sind die rechten Verräther am Vaterlande, die lieber alles zu Grunde gehen lassen, als ein Härchen breit von ihren Privilegien nachzulassen, sie sind es, die man die Schwersäulen Ungarns mit Recht nennt, denen mit dem Hinblick auf ihre Kasse und ihren Bauch es gleichgiltig ist, dass in Ungarn 10 Millionen dürftige, zum Thier erniedrigte Mitmenschen leben, wenn sie nur steuerfrei bleiben, kurz die Vorrechte des einige hunderttausend Köpfe starken Adels geniessen, — die dem Stolz ihres Vaterlandes, Deák, die Fenster einwerfen, ihn insultiren, weil er die Rechte der Menschheit vertheidigt, ihn, den sie vor wenigen Monaten noch vor lauter Entzücken hätten zerreissen mögen. —

Wie lange ist es denn her, dass sich folgende authentische Begebenheit in einem ächt ungarischen Comitate begab? — und im Jahre 1841 urtheilte man so zwischen Adligen und Bauer, der von seinem grossen Rechte Gebrauch gemacht hatte, sich zum Honoratior hinaufzuarbeiten.

„Ein wohlhabender Bauer liess seinen Sohn studiren, der nachdem er auf den Schulen fleissig gewesen war, die Pesther

Universität bezog und dort seine juridische Carrière machte. Nachdem er sein Examen als Advokat gemacht, besuchte er seinen Vater, den er gebeugt über viele nachhaltige Ungerechtigkeiten seines Grundherrn vorfand. — Der Sohn sah natürlich gleich die Gewebe der Schändlichkeiten durch und durch und da sein Vater ihn nicht umsonst das Jus hatte studiren lassen, so machte er sich über einen Prozess gegen die Grundherrschaft seines Vaters her, den er allerdings als Unadliger nicht direkt, wohl aber indirekt führen konnte. — Die Liebe zu seiner Angelegenheit, das heilige Gefühl der kindlichen Pflichterfüllung stärkte ihn und der Prozess nahm einen entscheidend günstigen Gang an. Kaum erfährt aber der Edelmann, dass sein gefährlicher Gegner sein geborner Unterthan sei, so erscheint er auf seinem Dorfe, lässt den jungen schwächlichen Gelehrten, dessen Bauernconstitution natürlich bei dem Sitzen über Pandekten untergegangen war, durch seine Heiducken hervorschleppen, ihn auf den Derres werfen, fest in die Eisen einziehen, dass ihm die Rippen knacken und dann so lange auf ihn losschlagen, bis die Hand des Henkers ermüdete, die letzten Spuren der Lebensfarbe von den Wangen seines unglücklichen Schlachtopfers verschwunden war und der thierische Wütherich sein Müthchen gekühlt hatte. Darauf setzte er sich in seine Kutsche, um vielleicht in Pesth dem Verein gegen Thierquälerei beizutreten und durch die Miethe einer Loge im ungarischen Theater etwas für magyarische Nationalität zu thun. —

Bei jedem Menschen, der wirklich Mensch war, musste natürlich die Indignation über solche schmachvolle Begebenheit allgemein sein, jeder ächte Ungar schämte sich über seinen Landsmann, und doch, was geschieht ihm? — ? —

Was ihm geschieht? — nun was wird ihm geschehen? — Einen Prozess wird man ihm machen. — Zum Prozess gehört aber ein Kläger, und dieser liegt noch auf Tod und Leben, bis der aber gesund wird, kann der Grundherr schon seine Maassregeln ergreifen.

Der Prozess erfolgt. — Der junge Mann hat viele Hindernisse zu überstehen, blutig ist er eigentlich nicht geschlagen, also auch kein Mordversuch, und ungezählte Prügel können ebenso gut 5 als 50 sein. Doch die allgemeine Meinung steht

dem Kläger bei, er siegt, der Edelmann bekommt — — — ein paar Wochen anständigen Arrest im Comitatsgefängniss, dort besuchen ihn seine Freunde, man kann sich kein besseres Leben denken und frische Luft? — die lassen hinreichend die Fenster hinein.

Der arme Advokat, Honoratior und Bauernsohn ist aber moralisch wie physisch vernichtet, seine Hoffnungen zerstört und die Prügel nimmt ihm kein Grundherr herunter, und wenn er gleich 50 Jahre eingesperrt wäre. —

Wem dies aber noch nicht genug ist, dem will ich ein neues Pröbchen erzählen, — noch ergötzlicher.

In einer Zipser Stadt, wo doch die Bürger die ersten Rollen spielen, wie man sagt, in einer königlichen Freistadt, die auch *in corpore* einen Edelmann abgiebt, hatte ein allgemein geachteter, bereits bejahrter Bürger, der eine ehrenwerthe Stellung einnahm, einen Streit mit einem, in derselben Stadt lebenden Edelmann, eines Stammes deren Adel sich, wenn ich nicht irre, von Matthias Corvinus und seinem Pferde herzustammen rühmt, jedenfalls aber ziemlich gleichen Ursprungs mit jener schon oben erzählten Radnagelgeschichte ist. — Die streitige Sache war ein Grundstück, dem Bürger zugehörig und von dem Edelmann zu seinem neuen Garten beansprucht. Um endlich die Sache beizulegen, schlug der Edelmann eine Zusammenkunft mit Zeugen auf dem streitigen Grund und Boden vor. — Demgemäss versammelte man sich, der löbliche Magistrat begleitete den Bürger und der Edelmann nahm sie freundlichst in Empfang. Nach kurzer Dauer der Unterhaltung führte Herr v. S..... den Bürger beiseit, seine Heiducken springen plötzlich hinzu, werfen den betagten, ausserordentlich schwächlichen Mann nieder und über ihn ergiessen sich die Stockstreiche des Diminutiv-Tyrannen. Der wohlweise Magistrat sah zu, sperrte den Mund auf, und konnte vor lauter Weisheit erst zu Worte kommen, als die Prozedur geschehen war. —

Die Bürger waren mehrere Tage wüthend, liessen ihre Wuth bei Bier und Wurst aus, und der misshandelte Ehrenmann konnte nun nach Herzenslust prozessiren. — Natürlich gewann er, aber was? — gar nichts, vielleicht 10 Thaler Schmerzensgeld, und während er vor Kummer hinsiegte und starb, spaziert der Edel-

mann in aller Gemüthlichkeit herum. O! solcher Geschichten giebt es viele; — man könnte ein eigenes Buch darüber schreiben. —

Vielleicht erinnern sich meine Leser des Lärms, der einst die Strassen Pressburgs bewegte, — Ursache war genug dazu vorhanden, es hatten ein paar Magnaten aus Unterhaltung einen hochstehenden Bürger mit den Füssen zertreten und umgebracht, der obenein noch früher Erzieher in einem der ersten ungarischen Häuser gewesen war, dann sich aber in Pressburg ansässig gemacht und endlich eine öffentliche städtische Würde bekleidet hatte. — Der Bürger begegnet treppaufsteigend jenen Magnaten, man stösst sich zufällig, es kommt zu einem Wortwechsel, der Eine, der Ritter ohne Furcht und Tadel, schlägt ihm mit der Reitpeitsche übers Gesicht, und als er nun seinen Stock erhebt, um sich seiner Haut zu wehren, stürzen beide über ihn her, reissen ihn nieder, treten ihn mit Füssen, bis natürlich der arme Mann todt ist. — Na! — haben die beiden — Hochgebornen — gedacht, ein solcher Kerl hat 200 Gulden Homagium, das ist nicht viel für unser Eins, und köpfen werden sie uns nicht. —

Die Mörder waren obenein gute Propheten, sie hatten sich nicht geirrt, es fiel Keinem ein, sie um einen Kopf kürzer zu machen. — Brrr....r..r.. noch ein Bild!!

Ein reicher Graf des G....r Comitats, einer der fähigsten und talentvollsten Ungarn, ein Liberaler der Pairskammer, — spielt auf seiner Scholle eine ganz andre Rolle, auf seinem Gute ist er König und wenn er auch in Pressburg den liberalen Nimbus hat, daheim ist er das Gegentheil. —

Er verschreibt sich aus Wien einen Baumeister für 140 Thl. jährlich, nun für diese Summe konnte er allerdings keinen Klenze bekommen, — aber einen guten Maurerpolir. — Der Baumeister kommt an, und baut was der Graf will. — Leider entzweien sich die Beiden. Der Graf schimpft, dass dem Meister die Gebäude einfallen, der Meister entschuldigt sich mit seiner wörtlichen Vorschrift, der er pünktlich nachgekommen ist. So kommt es zum Bruch, der Baumeister rüstet sich zum Abmarsch, — halt! ruft der Graf, deine Rechnungen stimmen nicht, Geld hast du auch keins, — was frage ich nach, ob du ein Baier bist, — marsch! ins Loch. Da sass nun der Meister ohne Gericht,

Appellation im gräflichen Gefängniss, bis es dem gestrengen Herrn gefiel, ihn laufen zu lassen.

Bald darauf werden bei einem andern Beamten Defraudationen vermuthet, man packt ihn ein, der Graf hat das *Jus gladii*, setzt den sogenannten Honoratior ins Loch, und zwar in Ketten, dass er sich nicht rühren kann, auf faulem Stroh und in ein dunkles Gefängniss, wohin die Justiz kaum Mörder stecken würde. — Dem Beamten konnte kein Recht widerfahren, er blieb Monate lang in dieser Lage, ohne gerichtliche Verhandlung und dies scheussliche Verfahren, das in andern civilisirten Staaten den Grafen ins Gefängniss gebracht hätte, wurde hier nicht geahndet, sein Rang, sein Einfluss, sein *Jus gladii* erlaubten nicht einmal die Handlung des Grafen, der doch nur Parthei war, zu tadeln und obenein musste der Beamte noch in Ketten arbeiten, nachdem er Monate lang von seiner Familie, — er hatte eben erst eine sehr anständige junge Dame geheirathet — geschieden, in dem scheusslichen Kerker, auf elendem Strohlager, mit Ketten bedeckt, um Jahre seines Lebens betrogen war. — Mag er auch wirklich einen Betrug (von circa 1500 Thl.) gemacht haben, so ist doch ein solches Verfahren den oben angeführten Beispielen mittelaltriger ungarischer Justizpflege (siehe ungrischen Braten) an die Seite zu stellen. —

Doch genug! — betrachten wir jetzt lieber die ungarische Justizpflege von der bessern Seite, der man weniger Vorwürfe, als dem Gesetze machen kann, von welchem spasshafterweise ein berühmter ungarischer Schriftsteller sagt, indem er sich über den Tadel der Ausländer ärgert und lustig macht, — die ungarischen Gesetze sind nur für ehrliche Leute geschrieben, als wenn ehrliche Leute Gesetze bedürften, nämlich Gesetze der Justizpflege, unter welcher Rubrik er sich dieses komischen Ausdrucks bedient. — Verzeihen Sie, Herr, und rezensiren Sie mich nicht zu stark, weil es mir spasshaft vorkommt, dass andere Gesetze für Spitzbuben und Mörder, die ungarischen aber nur für „ehrliche Leute“ geschrieben sind. —

Es ist weniger die praktische Verwaltung der Gesetze als diese selbst, welche eine gewisse Unsicherheit in der Bestimmung mit sich führen, da in Folge ihres hohen Alters sie, um der Zeit anpassend gemacht zu werden, beständigen Modificationen

unterworfen werden müssen und da gewissermassen die fortlaufende Reihe der sanctionirten Landtagsdecrete bis auf den heutigen Tag den Gesetzkörper bilden, welcher zugleich auch die Rechte und Privilegien der einzelnen Stände enthält, so sind beständige Revisionen und zeitanpassende Reformen die grösste Nothwendigkeit. Da die neure Zeit dieses Bedürfniss hinlänglich klar und deutlich gefühlt hat, so sind auch demzufolge zwei Institutionen entstanden, die als wahre Heilsquelle betrachtet werden können. Es sind dies das bereits genannte Wechselgericht und der Criminal-Codex, von welchen das erstere schon seit ein Paar Jahren in Thätigkeit getreten, der letztere aber ein Werk des jetzigen Landtages ist, und nach der königlichen Genehmigung sofort in Thätigkeit treten wird. Schon in alten Zeiten haben fähige Männer den Uebelstand erkannt, dass die Landtagsdecrete als Kinder der jedesmaligen Zeitanforderung, als eine Folge plötzlich sich geltend machender Bedürfnisse eine zu wenig compacte und arrondirte Masse bildeten, und einem solchen scharfen Geiste verdankte man die Zusammenfassung und Ausarbeitung eines systematischen Gesetzbuches, welches unter dem Namen Tripartitum von Stephan Werböcz 1514 verfasst und als Basis der Justizverfassung anerkannt und legitimirt wurde. Werböcz ist einer der hervorragendsten Charaktere seiner Zeit gewesen und sein Werk, wenngleich allerdings noch manchmal den Stempel des 16ten Jahrhunderts an sich tragend, ist eine höchst beachtenswerthe Erscheinung und ein sehr gutes Fundament, auf welchem sich der Tempel der Themis ruhig weiter fortbauen lässt.

Wenn daher dem Fremden und Uneingeweihten so manche Institution, so mancher juridische Vorfall auch sonderbar erscheinen muss, so möge er bedenken, dass die Gerechtigkeitspflege rein von dem relativen Begriff der Gerechtigkeit abhängig ist und die Ansicht über Recht und Unrecht vor mehreren hundert Jahren, ja noch vor Kurzem von der französischen Revolution ganz anders als heute war; somit man also auch Unrecht thäte, die ausübende Justiz hier und da der Nachlässigkeit und Langsamkeit zu beschuldigen, wo sie selbst von den Formen eines alten Gesetzes abhängig ist, welches allerdings für unsre modernen Begriffe untauglich erscheint, leider auch bis jetzt noch

keiner Verbesserung unterworfen worden ist. Die Justizpflege des Königreichs Ungarn wird in den verschiednen Gegenden desselben auch verschieden verwaltet, und während im Banate sich die militairische Verfassung mehr geltend macht, in den königlichen Freistädten aber die Regierung selbst mehr unmittelbar einfliesst, die 16 Zipser Städte sogar als königliche Domäne betrachtet werden können, hat das Land in seiner Comitatsverfassung eine ganz eigne Gerichtsbehörde, die mit ihren verschiednen Abstufungen der königlichen und Septemviral-Tafel unterworfen ist. Die Comitate sind es also vor allen, die den entscheidendsten Einfluss ausüben und in Bezug ihrer gewissen Unabhängigkeit die höchst selbstständigen Glieder des ganzen Staatskörpers bilden.

An der Spitze eines jeden Comitats steht der Obergespann oder Administrator, entweder eine erbliche Charge oder durch die Wahl des Königs besetzt. Unter ihm befinden sich zwei Vice-Gespanne, die die wirklichen Häupter der Verwaltung sind und auf deren Schultern auch die Last derselben ruht.

Um die Justizpflege der ausgedehnten Comitate leichter übersehen und verwalten zu können, sind dieselben in sogenannte Prozesse oder Bezirke getheilt, denen Ober- und Unterstuhlrichter nebst beigegebnen Geschwornen oder Jurassoren vorstehen. Die Bekleidung eines solchen Postens ist nur mit einem geringen unmittelbaren Gehalt verbunden, es bringen jedoch die vielen Fälle der Justizpflege mit allen ihren Reisen, Prozessen etc. eine bedeutende Nebeneinnahme mit sich, die natürlich um so geringer sein werden, je kleinere Ansprüche der ausübende Richter macht, obwohl das Gesetz gewisse Normen vorschreibt, die sich jedoch wie Gummi elasticum nach Belieben ziehen und dehnen lassen. Die Oberstuhlrichter und Stuhlrichter unter ihrem Haupte, dem Vicegespann, bilden also die unmittelbare Justizpflege in den Prozesssachen der Bauern gegen ihren Herrn, der Bürger und Städte gegen ihren Edelmann, der Honoratioren und Freien unter einander. Politische Angelegenheiten, gegenseitiges Verständniss mit andern Comitaten sind nun die Verrichtungen tüchtiger Juristen, die als Obernotaire und Vicenotaire der Comitatsbehörde einverleibt sind, während der Ober- und Vicefiscal die Criminalgeschäfte leiten, Bauern und Bürger in ihren Rechten

gegen den Adel unentgeldlich vertreten. Ausserdem hat noch jedes Comitat einen Archivar, ein Cassa-Personal, Ingenieure und Aerzte, von denen die letztern beiden lebenslänglich angestellt sind, während alle frühern einer dreijährigen Restauration unterliegen und nur, entweder in Folge besonderer Anhänglichkeit und Anerkennung ihrer Verdienste oder in Folge von Wahlumtrieben wieder ernannt und erwählt werden. Beim Bauer haben wir bereits gesehen, dass seine erste Behörde der Grundherr ist, dann der Stuhlrichter und endlich, wenn der Fiscal seine Sache zur Vertheidigung übernimmt, das Comitat mit wenigen Ausnahmen seine letzte Instanz bleibt, während dem Bürger, wenn sich der Magistrat seiner Sache annimmt und dadurch gewissermassen die ganze Stadt *in corpore* als Edelmann prozessirt, noch weitere Wege offen stehen. Der Prozess des Edelmanns beginnt ebenfalls durch den Stuhlrichter und geht bei grösserer Wichtigkeit an den Vice-Gespann über, so wie an das ganze Publikum, worunter man die Versammlung der Congregationalen versteht. Die weiteren Instanzen sind in gewissen Beziehungen die Districtualtafeln, in den übrigen aber die königliche und Septemviraltafel, von denen die letztere das oberste Tribunal der Justizpflege in Ungarn bildet und von der eine Appellation nur an die Person des Kaisers gehen kann. Während dies der Gang der Gerichtsverwaltung des Landes ist, haben die Bergstädte noch ihren eigenen Gerichtshof, die Jazygen und Cumanen ihren unmittelbaren Weg zum Palatin, die Croaten ihre Banattafel u. s. w., kurz die verschiednen Völker bedingten somit auch verschiedne nationelle Verfassungen, die bis heute aufrecht erhalten sind und natürlich die Gerechtigkeitspflege dieses Conglomerats wegen Mangel an Einigkeit erschweren, wobei obenein bei einer beabsichtigten zweckmässigen Veränderung die Privilegien und durch den Usus geheiligten Rechte der beiden Partheien sich stets störend in den Weg stellen.

Die eigentlichen Executoren der Gerechtigkeitspflege sind die von allen Spitzbuben sehr gefürchteten Comitats-Heiducken, welche unter ihrem Lieutenant oder Hagynagy denselben auflauern, ordentliche Streifzüge unternehmen, kurz die Gensd'armerie andrer Staaten bilden und bei Bestrafung des zu Prügel

verdammten Verbrechers über diesen den Stock schwingen und zwar mit solcher Routine, dass der Bauer sich lieber von zwei herrschaftlichen Heiducken als von einem Comitats-Heiducken durchprügeln lässt; welcher sich zu seiner anstrengenden Function eigens bei einem Bunde Stroh unter der Leitung eines alten, erfahrnen Stockschwingers praktisch einübt.

In den Grenz-Comitaten, die von Alters her den Einfällen der unruhigen Nachbarn ausgesetzt waren, sind diese Comitats-Heiducken zu einem ordentlich bewaffneten Corps vervollständigt worden, indem man sie mit Flinten, Dolchen und Aexten bewaffnet und sie unter die Leitung eines Harambascha stellt. Das Leben dieser Leute ist natürlich von tausend Gefahren umgeben, sie müssen in steter Unruhe über ihre eigene Existenz sein, da der Smuggler und Räuber sie als Todfeinde betrachtet und es auch nichts Seltenes ist, dass es zu ernsthaften Gefechten kommt, wobei Todte zurückgelassen werden. In den waldigen Gebieten der untern Donau, so wie in Croatien, der bosnischen Grenze gegenüber, ist diese Art Gensd'armerie beständig mit dem Aufsuchen und Verfolgen von Räubern, Nachspähen von Smugglern, Verhaftung von entsprungenen Gefangenen und militairischen Deserteuren beschäftigt, indem sie in grössern oder kleinern Haufen die Wälder und Berge durchstreifen und bald durch List, bald durch offne Gewalt den Sieg davon tragen, so dass das Leben eines Plajaschen oder eines Panduren voller Abentheuer ist und gewöhnlich nicht in Ruhe, sondern auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit endet. So gut wie die Comitate, haben auch die einzelnen Districte und Städte ihre Heiducken zur Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung und zur Bestrafung der Verbrecher, die in den Städten einem Wachtmeister untergeordnet sind, — es haben ferner die grossen Grundbesitzer nicht selten ein wohl arrangirtes Corps dieser Art und die Farben der Husarenuniform sind die Farben ihrer Herrschaft, ihrer Städte, ihrer Comitate, und es ist nichts Seltenes, in der Uniformirung der Leute die grösste Pracht entfaltet zu sehen, sie deshalb also auch bei feierlichen Aufzügen zur Verherrlichung des Ganzen zu gebrauchen.

Weit wie die Puszte, auf welcher wir von Pesth aus gewandert sind und frei wie ihr Gesichtskreis, sind wir auch in

dem Vorhergehenden von unsrer graden Reise abgeschweift, wir folgten, wie ein freier Wanderer es thun mag, den uns sich aufdrängenden Gedanken, und wo wäre es auch zulässiger, von der Stellung des Bauern, von der Stellung der verschiednen Stände gegen einander, von den Rechten und Unrechten der verschiednen Kasten, von der Vertretung des Einzelnen wie des Ganzen zu sprechen, als hier, wo der Kern der Nation die Elemente seiner Abstammung rein und ungetrübt bewahrt hat, als hier, wo die Feudal-Institutionen sich offener ungetrübt dem Auge darbieten und wo der Wunsch einer zeitgemässen Umgestaltung besonders für denjenigen um so wünschenswerther erscheint, der dem Lande mit ganzer Seele anhängt, ihm eine entscheidend politische Stellung unter den integrirenden Körpern des europäischen Staatenverbandes, seines natürlichen Reichthums, seiner nationellen Kraft, seiner begünstigten geographischen wohlarrondirten Lage wegen, wünscht. — —

Ja, die Puszte ist es, wo wir noch den Ungarn so wiederfinden, wie ihn schon vor hundert Jahren in seinen nationellen Gebräuchen Schriftsteller geschildert haben, als Viehzüchter oder Hirten, dem asiatischen Nomadenleben ergeben, als Ackerbauer, weniger in europäischer als in asiatischer Manier, wo der Reichthum des Bodens und die Fülle des irdischen Glücks das Sprichwort hervorrief: *Extra Hungariam non est vita, et est vita, non est ita.* Der Bewohner der Steppe ist kein Wüstenbewohner, wie wir daraus sehen, sondern er befördert eine fruchtbare Savanne, die auch ohne seine Pflege den grossen Viehheerden hinreichend Nahrung giebt und bei der geringsten Cultur den Fleiss des Arbeiters mit hundertfältigem Segen belohnt. Der magyarische Bauer baut sich keine Scheune, auf seine Wirthschaft scheint überall die ungetrübte südliche Sonne und er begnügt sich, höchstens für sich ein Wohnhaus über der Erde und für seine Fruchtvorräthe Keller unter der Erde zu graben. Die Puszte gewährt einen eigenthümlichen Anblick, sowohl wenn die Sonne in der geschwängerten Atmosphäre glühend roth emporsteigt, als wenn sie auf Mittags die eigenthümliche Fata Morgana hervorruft. Die ausserordentliche Hitze der Mittagssonne bildet dann die auch in Norddeutschland bemerkliche Ausstrahlung des Bodens, jenes eigenthümliche Flimmern, welches,

wie die Hitze eines Ofens, über die Oberfläche der Erde dahinzieht. In dieser Zeit entsteht die Fata Morgana, der unabsehbare Horizont der Steppe erweitert sich, die matt erscheinende Sonne beleuchtet mit getrübtem Strahl eine scheinbare weite Wasserfläche, aus der ferne Landschaften in allem ihrem Schmuck, mit hohen Bäumen und grossen Gebäuden emporsteigen. Man glaubt nicht weit von dem Ufer eines mächtigen Sees zu sein und die weit abgelegnen Rohrfelder rücken als mächtige Waldmassen dem Auge näher. Es erhebt sich die Landschaft immer höher über den scheinbaren Wasserspiegel, die Conturen werden immer leichter und endlich zerfliesst das ganze Bild der Fata Morgana vor den Augen und entschwindet. Am häufigsten zeigt sich diese interessante Erscheinung, wenn lange Zeit Dürre anhält, und obwohl die Luft bereits mit Dünsten überfüllt ist, es zu keinem Regen und elektrischer Entladung kommen kann, und es ist interessant, wie der Fremde, der wohl schon gar das Vorkommen der Fata Morgana kennt, dennoch getäuscht wird und auf seiner Reise durch die weite Steppe queerfeldein über die grüne Wiesenfläche, in Verlegenheit geräth, wie er jenem grossen See ausweichen soll, der sich jedoch bei näherem Herankommen immer weiter zurückzieht und so den trocknen Gaumen täuscht, dem die vielen Ziehbrunnen, welche zum Bedürfniss der Heerden und Hirten angelegt sind, kaum den nöthigen Labetrunk spenden.

Die Dörfer der Pusztén kündigen sich schon von Weitem durch ihre offne, zugängliche Lage dem Auge an, und wenn auch gleich kleine Akazienwäldchen, die man des Schattens wegen rings herum pflanzt, sie unsern Augen trotz ihrer grossen Ausdehnung verbergen, so ragt doch der Kirchthurm hinüber, auf dem ein eiserner Hahn den Calvinismus, ein Kreuz den Katholicismus und ein Stern den Lutheranismus proclamirt. Die Dörfer sind ausserordentlich weit gebaut, bei jedem Hause befindet sich der Küchengarten und nur die nothwendigsten Stallungen für das Hausvieh, an welchen grosse Kürbisspflanzungen sich hinaufschlingen und über die flachen, bemoosten Strohdächer fortkriechen, sie reichlich mit riesigen Früchten bedeckend, von denen die feinern Sorten den Menschen, die gröbern aber den Schweinen zur Nahrung dienen. Ziehbrunnen und Ross-

mühlen auf dem erweiterten Marktplatze beurkunden den Wassermangel, der aber durch die köstliche Wassermelone dem Menschen einigermassen ersetzt wird. Wasser- wie Zuckermelonen bilden unmittelbar in der Nähe des Dorfes oder Marktfleckens selbst weite Felder und werden fleissig gegen Menschen und Thiere durch eigne Wächter geschützt, die durch hohe Kletterstangen sich leicht von dem Hüter übersehen lassen. Die ungarische Melone wird in solchem Reichthum gezogen, dass Händler, die sie auf die Marktplätze von Miskolcz und Debreczyn führen, sie auf dem Lande Wagenweise für 20 Sgr. bis 1 Thl. den Wagen mit 100 Stück beladen, aufkaufen, und zwar schätzt man besonders jene Wassermelone, die ein rothes Fleisch mit dunkelgelben oder schwarzen Körnern, von ausserordentlicher Saftigkeit und grossem Umfange, besitzt, so dass nur geübte Melonenesser im Stande sind, eine dieser Früchte auf einmal zu verzehren, indem man sie mitten auseinander schneidet und nun jede der Hälften mit dem Löffel hinausisst. Die Wassermelone ist hier das grösste Geschenk der Schöpfung, sie vereint nicht nur den grössten Wohlgeschmack mit Billigkeit, sondern sie ist auch unschädlich für jeden Kranken, bewirkt selbst im Uebermaass genossen keine üblen Folgen und bei dem schlechten Wasser ersetzt sie dieses vollkommen und bewahrt so vor mancherlei Krankheiten. Die Zuckermelone wird von dem ächten Magyaren weniger geliebt, da sie weder so gesund noch Durst stillend ist, obwohl sie dem verfeinerten Gaumen ein ausserordentliches Labsal darbietet, besonders jene Sorten, die eine recht warzige, grüngelbliche Oberfläche haben.

Den grössten Theil des urbar gemachten Bodens um die zerstreuten und einzeln liegenden Dörfer und Marktflecken herum, welche nicht selten eine ausserordentliche Ausdehnung einnehmen, wie z. B. das Dorf Csaba, welches nicht viel mehr als 100 Jahre alt, über 22,000 Einwohner hat, — bedeckt der Kukuruz oder türkische Weizen, der bis zur Manneshöhe emporwuchernd, das Hauptnahrungsmittel von Menschen und Thieren bildet und in keinem Staate Europas so grossartig wie in Ungarn angebaut wird. Die unabsehbaren und undurchdringlichen Kukuruzgefilde geben bei mittleren guten Jahren 50- bis 80fältige Ernte, bedürfen nur im Anfange geringe Pflege und leiden selbst

von grosser Trockenheit und Dürre wenig. Doch wie mannichfaltig ist die Benutzung dieser Pflanze! der holzige Stamm, nicht selten ein förmlicher, bis 8 Schuh hoher, hohler Baumschaft, bildet für viele jener Gegenden das einzige Brennmaterial, die jungen Blätter nähren das Vieh, die entkörnten Kolben fressen sogar noch die Schweine, der junge Kolben, in Salzwasser gekocht oder in Asche geröstet, ist eine liebliche, an Geschmack den jungen Erbsen gleichkommende Nahrung und die erhaltene Frucht wird entweder in ihrer Körnergestalt zur Mastung benutzt oder als Mehl zu einem höchst nahrhaften Brote verbacken. Der Anbau des türkischen Weizens wird aber noch mehr Interesse erhalten, wenn man ihn, wie bereits im südlichen Nordamerika, auf Zucker benutzt, indem man die Fruchterzeugung verhindert, die unnützen Blätter wegbricht und den ganzen Saft in den Stamm schiessen lässt, den man, ehe er hölzern wird, abschneidet und wie das Zuckerrohr zur Zuckerbereitung verwendet. Es ist über diesen Gegenstand bereits viel in Ungarn gesprochen und geschrieben worden und man hat sich bemüht, ihn von der vortheilhaftesten Seite darzustellen, so dass wohl kein Zweifel an einem, wenn auch nur einigermassen günstigen Erfolg mehr übrig ist.

Seinen ausgezeichneten Taback baut der Ungar aus Vorsicht mehr in der Nähe der Wohnungen und man unterscheidet im Lande durchschnittlich zwei Hauptsorten, den Naturtaback oder Kapak und den veredelten, von welchen der Lettinger, Werpeleter, Debröer, Tsetneker, Ratkaer, Szendröer, Nagyfalver und Véker den ersten Rang in Ungarn einnehmen, obwohl das sämmtliche Erzeugniss von Szegedin, Arat und Debreczyn, so wie der dem türkischen beinahe ähnliche Sirmier, in Norddeutschland noch immer für ausgezeichnet delikate Blätter gehalten werden möchten. Da der Taback in den österreichischen Staaten ein Monopol bildet, so ist der Unterschied sehr auffallend, wenn man aus Ungarn dorthin kommt und ein schwarz gebeiztes Zeug bekommt, welches kein Ungar Taback nennen möchte. Es geht aber auch ausser dem Taback, den die königliche Tabacksrégie in Ungarn aufkauft, kein unbedeutendes Quantum über den Seehafen Fiume nach Frankreich und England und namentlich in der letzten Zeit sind von der französischen

Tabacksrégie aus Bestellungen von mehreren hunderttausend Centnern in Ungarn für viele Jahre im Voraus gemacht worden. Die Tabacksrégie von Oesterreich hat ihre eignen Aufkäufer in Ungarn, die für den Durchschnittspreis von 4 Thalern den Centner kaufen und vielfach Anlass zu Streit und Klagen durch die Bedrückung der Producenten, denen sie Geld im Voraus leihen, gegeben haben. Der bessre Taback wird grösstentheils im Inlande selbst geraucht, da die Ausfuhr streng verboten ist und man kann für den Preis von 12 bis 16 Thalern den besten Tsetneker, Debröer etc. kaufen. Der Ungar ist nun einmal ein leidenschaftlicher Tabacksraucher und es ist nichts Seltenes, kleine Burschen von 7 Jahren, die Pfeife im Munde, herumlaufen zu sehen; es ist der Pfeife eine mächtige Gewalt eingeräumt worden und schon dem Franzosen Beudant fiel es auf, dass man in Gegenwart der Damen rauchte, ja sie selbst die Benutzung der Pfeife anboten. Ein schöner Meerschaumkopf, ein gestickter Kostök sind des Ungarn grösstes Vergnügen und bei jedem Besuche wird, wie bei den Orientalen, die volle Pfeife zuerst credenzt.

Es giebt Leute in Ungarn, die ihr Vermögen in Pfeifen gesteckt haben, manche Beamte, die sich durch solche Liebhaberei ruinirt haben, und ich kenne Sammlungen, die einen Werth von Tausenden besitzen. Man rechnet, dass in Ungarn selbst ein Paar hunderttausend Centner jährlich verraucht werden, welche Summe gewiss noch sehr niedrig angeschlagen ist.

Mit solchen Produkten baut der Ungar die Aecker seines Dorfes an und überlässt den ganzen übrigen grossen Theil der Viehzucht oder benutzt sie als Wiesen, um über Winter seinen grossen Viehstand ernähren zu können. Dieses Heu ist allerdings nicht so zart wie das Gebirgsheu, sondern grob und in feuchten Gegenden sauer, jedoch hat sich das Vieh daran gewöhnt und befindet sich wohl dabei, wie seine schöne Gestalt und sein schönes Aussehn beweisen. Die asiatische Landwirthschaft des Ungarn befasst sich nicht damit, das Getreide mühselig in Scheuren zu fahren und dort aufzuspeichern, um es über Winter mit dem Dreschflegel von den Körnern zu befreien, sondern durch den schönen Himmel und das milde Clima begünstigt, begnügt sie sich, es entweder zu mähen und, so wie

das Heu, in Haufen aufzustapeln oder es zu schneiden, in Garben zu binden und gleich auf dem Felde sich eine Tenne zu bereiten, wo die Pferde, von kleinen Buben im Kreise herumgetrieben, die Rolle der Dreschflegel vertreten, dem Bauer manchen Tropfen Schweiss ersparen, allerdings auch das Stroh zertreten, welches entweder kurz zerschnitten als Viehfutter, oder als Brennmaterial verwerthet wird. Die erhaltene Frucht schüttet der Grundherr in eigenen Schutthäusern auf, der Bauer begnügt sich, wie wir bereits gesagt haben, Löcher zu graben und diese, nachdem sie mit Stroh angefüllt und tüchtig einige Tage ausgeheizt sind, als Keller in der unmittelbaren Nähe seines Hofes zu benutzen. — Ist der Keller beinahe gefüllt, wozu oft ein Paar hundert Presburger Metzen nöthig sind, so wird die Grube mit Asche und Sand geschlossen und mit Lehm zugestampft, darüber ein kleiner Hügel aufgeworfen und rings um die Grube ein Graben gezogen, um das Wasser abzuleiten. Das Korn hält sich, wenn man mit Vorsicht verfahren ist, mehrere Jahre, doch muss man gut aufpassen, dass Ratten und Hamster nicht zu Gaste gehen; obenein aber muss die Grube, wenn sie geöffnet ist, auch sogleich geleert werden, damit kein luftiger Raum darin bleibt, der eine Gährung herbeiführen würde.

Seine mächtigen Heuschober, die gleich Hügeln das weite Land bedecken, sind mit ein grosser Theil des Reichthums dieser Gegenden, da in schlechten Heujahren der Bauer genöthigt ist, seinen grossen Viehstand zu deciminiren, indem er namentlich sein Rindvieh in die oberungarischen Brennereien zur Mastung verkauft. Das Vieh lebt grösstentheils im Freien, entfernt sich während des Sommers weit von der Wohnung des Bauern und wird nur dann, wenn ein strenger Winter eintreten sollte, sich näher an das Dorf heranziehen, welches übrigens doch ohnehin dem Vieh kein Unterkommen darbieten kann. Am ausgedehntesten ist hier die Pferdezucht, die Schaafzucht und die Hornviehzucht, indem die Schweinezucht sich besser in den waldigen Gegenden, die eine reiche Eichelmast bieten, rentirt. Bei so ausgedehnter Viehzucht spielen, wie wir im Stuhlweissenburger Comitate bei der Schaafzucht gesehen haben, die Hirten eine wichtige Rolle und das Haupt dieser Classe bildet der kühne Csikós, durchschnittlich ein chevaleresker Kerl, voller Muth, Frei-

heitssinn und nicht selten toller Ausgelassenheit. Den besten Begriff wird man sich aber von der Natur und Kühnheit dieser Hirten machen, wenn man folgende Erzählung liest, die ich aus dem Werke des bereits genannten ungarischen Schriftstellers Csaplovics entnehme:

„Als im Jahre 1820 der König sammt der Königinn Ungarn besuchte, verfielen einige Landwirthe auf den Gedanken, diesen hohen Gästen einige bei der ungarischen Viehwirthschaft landesübliche Gebräuche vorzustellen. Hierzu wurde die unweit Pesth liegende Sz. Lörinczer Pusste gewählt, deren Arendator, Franz v. Majerffy, seine Wirthschaft mit einer Sorgfalt betreibt, welche selbst den englischen Pächtern Ehre machen dürfte. Der Besuch dieser Wirthschaft geschah am 29ten September. Auf einem, die schönste Aussicht bietenden Hügel steht dort ein rundes gemauertes Gebäude, um welches herum Tribünen für die Zuschauer errichtet wurden. Vor diesem Standort war eine grosse Umzäunung gemacht für das verschiedene Vieh, welches bald vorgetrieben werden sollte. Man trieb vorerst eine bei 200 St. starke wilde, dem Fürsten Grassalkovics gehörige Hornviehheerde ein, wobei 30 Gulyáse beschäftigt waren. Ein rüstiger Gulyás (Hornvieh-Hirt) ritt im vollen Laufe durch die Heerde, ergriff ein jähriges Kalb beim Schweife, hob es vor sich in den Sattel und ritt damit in die Umzäunung ein. Bald darauf ward auch die ganze Heerde, deren Schönheit allgemein bewundert wurde, in die Umzäunung mit starkem Peitschenknall und mit schwerer Mühe hineingebracht. Aber ungleich mehr, als bei dem Kalbaufheben, erstaunten die Zuseher, als sie mehrere wilde junge Ochsen und Kühe mit Händen fangen und ihnen die gewöhnlichen Zeichen auf den Lenden einbrennen sahen. Noch höher stieg die Bewunderung, als ein schöner starker wilder Stier mit rosshaarenem Seil gefangen, von einigen Gulyásen bei dem Seile, von andern beim Schweife festgehalten und am Hinterkopfe mit einem schwarzen Heubaum niedergedrückt wurde. Nun wurden ihm die Hörnerspitzen abgesägt (was man gewöhnlich bei Stieren thut, um sie unschädlich zu machen) und ein Schaafpelz (Bunda) sammt Hut vorgeworfen, damit er, freigelassen, an dem Phantom eines Menschen seine Wildheit abkühle, was er auch richtig mit grosser Wuth that. — Ferner fing man

zwei junge wilde Ochsen heraus, brachte sie mit grosser Mühe ins Joch und bespannte mit zwei bereits abgerichteten Zugochsen einen Leiterwagen.

Auf diese Kraftäusserungen folgte ein milderes Schauspiel. Man trieb eine zahlreiche Heerde von schönen, weissen, ungarischen Schaafen aus Ráczkeve vor, der Heerde schritt, wie gewöhnlich, mit seinem Dudelsack ein Hirt (Juhász) voran, dann folgten die Lastesel und bei dieser Gelegenheit zeigte der Hirte, wie die Schaafdiebe aus Heerden Schaafe zu stehlen pflegen.

Darauf folgte eine grosse Schweineheerde, dem Herrn v. Majerffy gehörig. Um diese herum schritten mehrere Schweinehirten (Kanász e) mit ihren glänzenden Handäxten und lockten die Schweine an sich, indem sie ihnen Kukurutzkörner vorwarfen. Die ersten zwei, die sich näher wagten, wurden durch geschickte, hinter dem Ohr angebrachte Axtstreiche so geschickt niedergehauen, dass sie augenblicklich niederstürzten und kein Glied mehr rührten. Die Hirten zogen sie seitwärts und feierten beim Dudelsack das gewöhnliche Schlachtmahl, indem sie in aller Geschwindigkeit daraus Braten machten. So pflegen nämlich Schweinediebe zu Werke zu gehen.

Endlich ward ein, dem Baron Orczy gehöriges wildes Pferdegestüt in die Umzäunung mit grosser Noth durch viele Csikóse (Pferdehirten) eingetrieben. Der König wurde gebeten zu befehlen, welches Ross man herausfangen sollte. So fing man zwei wilde junge Pferde mit einem härenen Strick, warf sie nieder und sattelte sie. Dieses halsbrechende Geschäft erfordert die grösste Geschicklichkeit. Man macht nämlich an einem härenen Strick eine Schlinge und wickelt den Strick ganz locker um die rechte Hand, die Schlinge in der Hand vorwärts haltend. Der Csikós schleicht näher an das wilde Ross, wirft ihm unversehens die Schlinge um den Hals, zieht an und wirft sich in der Entfernung zu Boden, den Strick stark an sich ziehend. Kaum spürt das Ross den Strick am Halse, so fängt es an auszureissen, wobei ihm natürlich die Schlinge desto mehr den Hals zuschnürt. Es verliert den Athem und fällt besinnungslos um. Nun ist es Zeit herbeizuspringen und ihm die Halfter anzulegen. Der Csikós macht sich bereit zum Reiten, indem er stehend das Ross zwischen die Füsse nimmt, lässt die

Schlinge etwas nach, das Ross bekommt Luft, springt wild auf und hebt zugleich den Csikós auf. Dieser sitzt ihm schon auf dem Rücken, peitscht das Ross und lässt es in die Welt hinein rennen. Hier wurden noch obendrein die Thiere auch gesattelt, was begreiflich seine eigenen Schwierigkeiten hat. Auf die Sättel warfen sich Csikóse und liessen die Pferde wild herum auf dem Felde laufen, bis diese ganz ermüdeten und nach einiger Zeit wieder in die Umzäunung zurückkamen.

Auf diese halsbrechende Art pflegt man in Ungarn wildes Vieh zu kirren und zum Dienst abzurichten, und so giebt denn vorstehende Beschreibung zugleich eine Idee über die Viehzucht der Magyaren."

Wer wird bei dieser Erzählung nicht unwillkührlich an die weiten Savannen Amerika's erinnert, wer fände nicht in dem Leben, Thun und Treiben dieser Hirten Aehnlichkeit mit denen der neuen Welt? Beide gleich in roher, ungebundener Ausgelassenheit, in Kraftfülle und an Meisterschaft ihres Standes. Zu einer guten Viehzucht sind solche Hirten erforderlich, Hirten, deren Leben mit dem ihres Viehes verwachsen ist, deren höchster Triumph darin besteht, durch rohe Kraftäusserung wie durch kühne List dem untergebenen Thiere ihre Herrschaft über sie darzuthun. Will man den Csikós in seiner höchsten Vollendung sehen, so versäume man nicht, das merkwürdige königliche Pferdegestüt zu Mezöhegyes im Csanáder Comitat zu besuchen, wo man über 200 dieser tollen Csikóse auf den weiten Puszten sich herumtummeln sehen kann. Dieses ausgezeichnete Mustergestüt, welches einen vasten Raum der Steppe einnimmt, ist schon im Laufe des vorigen Jahrhunderts gegründet worden, mit der Absicht, nicht nur die Pferdezucht zu veredeln, sondern auch die Armee mit Remontepferden, Zug- und Schlachtochsen zu versehen, welcher Plan auch während des Krieges beständig befolgt wurde, wie die Hunderttausende von Schlacht- und Zugochsen beweisen, die man nach Wien schickte, und das halbe Hunderttausend Pferde, womit sich die Armee remontirte. Schon seit länger als 20 Jahren ist der Stand des Gestütes an 3000 Pferde, worunter sich nahe an 700 Zuchtstuten befinden, zugleich verbunden mit einer bedeutenden Landwirthschaft, die

mehrere tausend Menschen und 200 Züge Ochsen beschäftigt. Das Ganze ist militairisch verwaltet und das Gestüt von der Landwirthschaft abgesondert, indem ersterem Militairs, dem letzteren aber Wirthschaftsbeamte vorstehen. In den grossen, dem Zweck angemessnen Gebäuden wohnt als Chef ein Staabsoffizier, die untergeordneten Offiziere, das Corps der Rechnungs- und Gestütsbeamten und das Wirthschafts-Personal. Die ursprünglich reine, ungarische Race wurde späterhin durch siebenbürgische und tscherkessische Pferde, dann durch mecklenburgische Stuten und durch neapolitanische und andalusische Hengste vermischt. Nur im rauhesten Winter während der Nacht und den stürmischen Tagen wird das junge Vieh und die Mutterstuten unter Dach und Fach gebracht, die ganze übrige Zeit sind sie, so wie die übrigen Pferde, auf freier Wiese, die mit einem etwas sauren Grase bewachsen ist und ausser einigen Waldanlagen in der Nähe der Gebäude dem Vieh keinen Schutz gegen die heissen Sonnenstrahlen des Sommers bietet. In dieser Zeit macht sich auch nicht selten ein bedeutender Wassermangel merklich und man hat deshalb eine Menge grosser Ziehbrunnen gegraben, durch deren Benennung das Gestüt in bestimmte Partikeln getheilt wird. Die grossen Gebäude dieses Etablissements umschliessen vier Höfe, in denen sich in den reinsten Stallungen mehrere hundert Zuchthengste befinden, welche eine Wartung und Pflege geniessen, wie sie manchem Menschen zu wünschen wäre. Weit abgesondert von diesen, in einem eignen Hofe, ist das Lazareth, zur Pflege der kranken Thiere bestimmt und meisterhaft durch geschickte Veterinairärzte verwaltet. Der interessanteste Punkt des ganzen Gestütes ist der beim vierten Hofe befindliche Akol, zum Einfangen der jungen Remonte-Pferde bestimmt. Sollen diese jungen, wilden Pferde, die auf der Puszte gross geworden, noch sehr wenig von der Civilisation loshaben, sich also mit aller Macht gegen den ungewohnten Halfter sträuben, eingefangen werden, so ist die ganze Kühnheit und Gewandtheit des Csikós nöthig, um seine Oberherrschaft über diese rohen Kinder der Natur zu beweisen. Es wird ein halbes Dutzend dieser Wildfänge in den Akol getrieben, eingefangen und eins nach dem andern zur Erde geworfen, an die Halfter gelegt und an ein zahmes, altes Pferd gebunden und neben diesem eingestallt,

wodurch es sich allmählich an Ruhe und Ordnung gewöhnt. Die übrigen Pferde, die nicht zur Remonte bestimmt sind, werden dann wieder hinausgelassen und in mächtigen, weiten Sätzen fliegen sie der gewohnten Stelle der Puszte zu, wo sie bald einem alten, besonnenen Pferde langsam folgend, ihr Futter suchen, bald wie toll, dass die Erde unter ihren Hufen zittert, vielleicht durch einen Wespenstich veranlasst, die unübersehbare Ebene entlang jagen. Ein ähnliches Institut, wie das beschriebne, ist das von Bábolna im Comorner Comitat, jedoch nicht von so bedeutender Ausdehnung, da es erst seit Kurzem selbstständig ist und früher als eine Filiale des Gestüts von Mezöhegy betrachtet wurde. Auch Privaten haben in Ungarn nicht selten bedeutende Gestüte, als der Graf Hunyady, der Graf Károly, Bathyány, Zychy etc. etc., deren Namen zu nennen hier zu weit führen würde. So zeigt sich uns die Puszte und zwar um so mehr in ihrem eigenthümlichen Charakter, je mehr südwärts sie gelegen ist, und schon fremde Elemente in sich aufnehmend, je näher sie dem Norden tritt, bis sie sich endlich an den Südabhängen des nördlichen Gebirgskammes, in den Weingebirgen der Matra und Hégyalla ganz verliert und wir aus der öden Einförmigkeit der Steppe, aus den Regionen der ausgebreitetsten Viehzucht, von den Aeckern der Melonen und des Kukurutz zum mühseligeren, aber auch gewinnreicheren Weinbau, in die angenehme Abwechselung von Berg und Thal, dem slowakischen Element uns nähernd, übertreten und, wenn wir auch nicht mehr die Originalität, den Kern des Landes wiederfinden, so doch ein interessanteres Feld des Studiums vor uns sehen, indem die grössere Mischung einen reicheren Stoff zur Beobachtung darbietet.

Der Tokayer-Berg ist der südlichste Ausläufer der Hégyalla, jenes grossen Weingebirges, dessen Produkte den ausgebreitetsten Ruf in der ganzen Welt geniessen und die durchaus nicht nur, wie man gewöhnlich irrig glaubt, allein bei Tokay wachsen, sondern auf dem ganzen Weingebirge Hégyalla, welches sich 7 Meilen lang, von Ujhely über Patak nach Tokay erstreckt und die Thalränder des Flüsschens Bodrog bildet, der sich weiter unten in die Theiss stürzt. Alle jene Seitenränder und Abhänge des Gebirges, die den Strahlen der Sonne

günstig ausgesetzt sind, hat man in Weinberge umgewandelt und die Rebencultur ist nebst Ménes und Rust am meisten in Tokay in Ungarn ausgebildet. Die Kostbarkeit des Produktes der Hégyalla ist die Ursache, dass viele Familien aus dem Süden wie aus dem Norden, aus dem Osten wie aus dem Westen des weiten Reiches hier einzelne Weingärten besitzen, wodurch die grosse Fläche in unendlich viele kleine Parzellen zerfällt. Da man den grössten Theil des ächten Tokayers aus dem Lande herausführt, wo er besser wie in Ungarn selbst bezahlt wird, da ferner so viele Besitzer sich den Ertrag der Rebe theilen, so darf man durchaus nicht darauf rechnen, in Tokay selbst den besten Wein zu trinken, sondern diesen findet man entweder in den Kellern der Weinbergsbesitzer, wo es durchaus nichts Seltenes ist, dass er als unveräusserliches Familieneigenthum eine bedeutende Reihe von Jahren aufbewahrt werden muss, ehe er verkauft werden darf. Solche Majoratsweine, die sich angeblich bisweilen in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückdatiren, sind natürlich von einem immensen Werthe, der verhältnissmässig steigen muss, je länger der Wein im Keller liegen bleibt. Allerdings weiss der lüsterne Gaumen wohl auf eine pfiffige Art zum Fasse zu gelangen und der Gedanke, dieses edle, flüssige Gold für seine vielleicht unwürdigen Nachkommen aufzusparen, mag als Entschuldigung gelten, wenn hier und da fleissig angezapft und mit anderm Weine nachgefüllt wird, so dass nach der abgeflossnen Zeit allerdings ein ganz andres Getränk sich im Fasse vorfinden muss.

Es ist ein grosses Versäumniss, in Ungarn gelebt zu haben, ohne die Freuden und den unendlichen Jubel der Weinlese mit zu machen, der ein wahres Volksfest bildet und zu dem alle jene Weinbergsbesitzer, zahlreiche Gäste und Arbeiter der verschiedensten Mundarten herbeiströmen, so dass man neben der ächt ungarischen Sprache des Hégyallabewohners den Jargon des Zipser Deutsch und das oberungarische Slawakisch hören kann. Die Weinlese findet verhältnissmässig ausserordentlich spät im Jahre Statt und wird bei einigermassen günstiger Jahreszeit so lange wie möglich aufgeschoben, um eine grosse Menge von Trockenbeeren zu bekommen, welche die sogenannte Tokayeressenz liefern und den Weinbergsbesitzern den grössten

Nutzen bringen. Deshalb ist gewöhnlich nicht vor Monat November, oft aber erst in der Mitte dieses Monats der Beginn des Volksfestes, und die polizeiliche Verordnung bestimmt den Tag der ersten Lese, welcher mit Glockengeläut und Kanonensalven, kurz mit allgemeinem Jubel eröffnet wird, so wie man wieder nach vollbrachter Arbeit durch elegante Bälle die wichtige Epoche beschliesst.

Die köstlichsten Trauben erzeugen die Ortschaften Tarczal, Mád, Tállya und Tokay. Dort ist die rechte Heimath des Tokayer-Ausbruches und, je weiter ab die andern Weingärten liegen, desto mehr verlieren sie an Feuer, Blume und Wohlgeschmack. Ist die Lese begonnen, so sind die stillen Weinberge wie umgewandelt, überall ertönen Freudenschüsse, Böllersalven, Musikbanden ziehen von Berg zu Berg, mancher Zigeunerpaganini feiert glänzende Triumphe, fröhliche deutsche Lieder steigen zum blauen Himmel empor und dazwischen wiegen sich melancholisch die einförmigen Weisen der Ungarn und Slawen. In einer langen Kette schreiten die Winzer in ihren Weinbergen in der Arbeit vorwärts und senden der Kelter in ihren Körben die Fülle der köstlichsten Trauben zu, während Andre vorsichtig vorauseilen, die köstliche Trockenbeere absammeln und diese, das schätzbarste Produkt der Sonnenwärme, zur eignen Bearbeitung aufspeichern, um aus ihnen die Essenz alles Rebensaftes zu gewinnen.

Die Weinbergsbesitzer aber mit der langen Schaar ihrer Gäste machen sich gegenseitig Besuche, unterhalten sich mit den Tafelfreuden in ihren freundlichen Villa's oder sie lagern sich im Schatten der Obstbäume, die hier und da in den Weinbergen vertheilt sind, und bei dem jovialen Mahl, bei heitern Erzählungen und dem Duft der ewig brennenden Tabackspfeife geniesst man froh des Augenblicks, um den Abend in eleganten Gesellschaften, in etwas gemessener Haltung zuzubringen, die natürlich bei so heiterem Weinbergleben nie in Steifheit ausarten kann, und der finstre Mensch zieht sich lieber zum Spieltisch, um, wenn es unglücklich kommt, seine ganze Weinlese durch die Karte zu verlieren. Alle Pracht und aller Glanz der prunksüchtigen Magyaren vereinigt sich bei den jährlichen grossen Bällen in Mád, wo man neben dem reichen und eleganten

Costüm des ungarischen Magnaten, neben dem flimmernden Putz der schönen Damenwelt das einfach dunkle Kleid des deutschen Colonisten sieht, und wo unter dem belebenden Einflusse der enthusiastischen Zigeunermusik so manches Band für immer geschlossen, und bei dem lieblich ungarischen Körtanz so mancher tief gefühlte Handdruck ertheilt und erwiedert wird, da, wie wir alle wissen, Wein und Musik, die heiligen Brüder, gern die Frauen als drittes Glied in ihren Bund aufnehmen.

Während so die vornehmen Herrschaften der Lust und Freude nachjagen, der emsige Wirth seine Arbeiter inspicirt und antreibt und sorgsam nach der Witterung hinaus lugt, während in Küch' und Keller ununterbrochne Thätigkeit herrscht, die Weinpresse seufzt und klagt, sind die Arbeiter verschiednen Stammes unausgesetzt beschäftigt, theilen jedoch eben so den allgemeinen Frohsinn, und man versäumt nicht, auch ihnen, besonders in günstigen Jahren, manche Freude zu bereiten, ihnen eine bessere Kost und kleine Abendschmausereien zu geben, bei denen ihr heiterer, fröhlicher Sinn sie schnell für des Tages Last und Hitze, die übrigens im November nicht sehr gross ist, entschädigt.

So gestaltet sich also das Volksfest der Weinlese am Grenzpunkte zwischen Puszte und Gebirge, und, wenn man die Wichtigkeit dieses Erwerbzweiges, die Ausdehnung des Weinhandels und den hohen Werth des erzeugten Produktes bedenkt, wenn man weiss, dass für 36 Maass einer guten mittelalten Tokayer-Essenz selbst bis 100 Stück Ducaten, für Tokayer-Ausbruch selbst noch immer die Hälfte und für Mászlás das Viertel gezahlt wird, so wird wohl jeder mit der Bedeutung der allgemeinen Theilnahme an diesem Volksfeste übereinstimmen. Betrachten wir etwas genauer die Erzeugung dieser verschiednen Weinarten, ihre Eigenthümlichkeiten und den Handel mit denselben.

Wie wir schon oben sahen, sind es nur vier Orte, die auf einem Boden von porphyrartigen Gebirgen das beste Produkt hervorbringen. Diese wenigen Ortschaften nehmen für sich nur einen geringen Antheil jener 160,000 ungarischen Eimer in Anspruch, die die ganze Hégyalla erzeugt, jedoch in Bezug des Werthes stehen sie grade in einem umgekehrten Verhältnisse, und obwohl sie kaum im Stande sind, so viel hervorzubringen

als die grossen inländischen Herrschaften und wenig bevorzugte des Auslandes consumiren, so trinkt dennoch die ganze Welt Tokayer-Ausbruch, der aber schon mehr oder minder ein künstlich erzeugtes Produkt ist und auch um so höher im Preise steht, je edler seine Bestandtheile sind. Die ächte Tokayer-Essenz ist bei ihrer klaren, goldgelben Farbe so ausserordentlich fett und mit Zuckerstoff angefüllt, dass sie beim äussern Anschauen und beim Eingiessen in ein Glas Aehnlichkeit mit reinem Leinöl hat, während sowohl der Geruch wie der Geschmack ausserordentlich gewürzhaft und stark sind, so dass man kein Umkippen des Weines befürchten darf, wenn er anders nur von Anfang an richtig behandelt worden ist. Es kann für Reconvalescenten nach einer schwächenden und anhaltenden Krankheit gar keinen bessern Wunderbalsam zur Belebung ihrer Kräfte als diesen Wein geben, sobald er in mässigen Quantitäten genossen wird.

Nicht nur die günstige Lage des Weingebirges, die Vorzüglichkeit des Bodens und die Nähe der Flüsse sind für die Erzeugung begünstigend, sondern besonders auch das weite Hinausschieben der Weinlese, um der Traube recht Zeit zur Bildung der Trockenbeeren zu lassen, welche ähnlich den im Handel vorkommenden Rosinen, nachdem sie die meisten wässrichten Theile verloren hat, zusammenschrumpft und in diesem Zustande schon von den Weinspeculanten als Handelsartikel betrachtet und aufgekauft wird. Die vorsichtig einzeln abgeklaubte Trockenbeere wird von jeder Unreinigkeit, als Spinnweben, Sand, Insekten, Laub und Stengeln wohl gereinigt, in hölzerne ausserordentlich sauber gehaltene Gefässe geworfen, bis diese mit Trockenbeeren gefüllt sind. Durch die eigne Schwere der Beeren fliesst dann durch den durchlöcherten Boden der Gefässe syrupartig und allerdings nur in einer sehr geringen Quantität die sogenannte Essenz ab, deren Masse um so grösser sein wird, je günstiger das Jahr und je später die Lese ist, worauf man nur alle zehn Jahre rechnen darf. Die Trockenbeeren werden darauf in einem andern Bottig mit dem jungen Most übergossen und ausgetreten, wodurch die zweite Sorte Tokayer-Ausbruch, schon mehr einem grössern Publiko bekannt, gewonnen wird. Die dritte Sorte endlich, der Mászlás, wird durch Auspressen gewonnen, und

dies ist eigentlich jener Wein, den das ganze Ausland unter dem Namen Ausbruch kauft und trinkt, während der wahre Ausbruch als Essenz passirt, die Essenz selbst aber gar nicht in den Handel kommt, sondern als Cabinetswein regelmässig von den Grossen der Erde zur Pflege ihres lieben Bäuchleins und ihrer dahinsinkenden Kräfte in Anspruch genommen wird.

Von allen diesen guten Weinen unterscheidet sich nun noch wesentlich der übrige Hégyallawein, der durchaus nicht zu verachten und, mit einem wenig Zucker versetzt, hier in Berlin und anderswo noch immer als Ausbruch gilt und bei dem natürlichen Feuer und angenehmen Aroma alles Weines dieses ganzen Gebirgszuges ist er in jeder Hinsicht wohl zu schätzen.

Die Weinpreise sind rein relativ und bestimmen sich weniger durch die ausserordentliche Güte als durch andre Verhältnisse. Der Wein wird theuer sein: 1stens wenn wenig producirt worden ist, 2tens wenn das gute Wetter der Lese einen starken Besuch concurrirender Weinproducenten und die Ankunft zahlreicher deutscher, russischer und polnischer Weinhändler erlaubt, die sich gegenseitig überbieten und dadurch den Weinpreis steigern, 3tens wenn längere politische Zwiste den Verkehr mit dem Auslande gehemmt haben oder dergleichen Zustände vorauszusehen sind, endlich, wenn zufällig wenig künstlicher Tokayer gekocht und gebraut wird. Treten die entgegengesetzen Verhältnisse ein, so wird natürlich der Wein, selbst wenn er besser sein sollte, im Preise verlieren und es ist somit die Erklärung des oft besprochnen Vorfalls gegeben, dass dieser oder jener schlechtere Jahrgang sich theurer im Handel herausstellte als ein bessrer. Ich empfehle allen Weintrinkern als das probateste Mittel, einen guten, ächten Tokayer von einem eingekochten und verfälschten zu unterscheiden, eine Flasche zu öffnen, sie zur Hälfte zu entleeren, wieder luftdicht zu verschliessen, zu versiegeln und sie einige Monate im Keller aufzubewahren. Zeigt sich nach dieser Zeit eine trübe, flockige Substanz, ist die goldgelbe Farbe dunkler oder unreinlicher geworden, kurz, hat sich die geringste Aenderung des Weines gezeigt, so war er verfälscht, was sich übrigens auch bei dem Genusse dadurch zeigt, dass, selbst wenn man des Guten zu viel gethan und einen sogenannten Affen, Spitz, Haarbeutel, Zopf oder Bären erwischt

hat, man dennoch von gutem Tokayer niemals Kopfschmerzen davontragen wird, doch möge man sich merken, dass in Ungarn selbst eine Flasche Ausbruch der besten Qualität ein Paar Thaler kostet! —

Die Weinbergsbesitzer besonders grösserer Grundstücke haben unmittelbar in der Nähe ihrer Gärten grosse Keller angelegt, um dort ihr Erzeugniss ablagern zu können, was jedoch nur bei reicheren Leuten geschieht, da der ärmere Erzeuger sein Produkt entweder gleich oft um einen niedrigen Preis verschleudert oder es in seinen Wohnort nach Oberungarn abführt. Es besuchen zahlreiche Kaufleute und Geschäftsmänner die Weinlese, entweder um alte Schulden einzucassiren und sich also durch den Wein bezahlt zu machen, oder um durch ihre Waaren in den Besitz desselben zu kommen, oder endlich durch baare Geldvorschüsse sich beim Beginn der Lese den zukünftigen Nutzen zu sichern. Der Producent selbst hat immer den geringsten Nutzen, den grössten zieht der erste Aufkäufer, welches früher, als der Handel mit Polen noch recht blühend war und von dort nach Russland und den Ostseeprovinzen ging, polnische Juden waren, während jetzt Kaufleute und Weinhändler von jenen Gegenden direct nach Tokay gehen und, da sie im Besitz bedeutender Capitalien sind, auch gute Geschäfte machen, oft binnen weniger Stunden das Produkt des ganzen Jahres aufkaufen, die Fässer versiegeln und sie dort oder in den Weinkellern des 4 Stunden weit entfernten Miskolcz oder der 2 Tage davon entlegenen Zips so lange liegen lassen, bis sie nach Breslau, Cracau oder Deutschland ihren Bedarf sich durch Fuhrleute in einzelnen Raten kommen lassen.

Die früher so bedeutende Ausfuhr über Kaschau, Eperies, Bartfeld nach Lemberg, Warschau und dem Innern Russlands hat sehr abgenommen. Gegenwärtig geht der meiste Tokayer über Altendorf nach Cracau oder über Bielitz und Pless nach Preussen, wo er, wie wir schon gesehen haben, einer so bedeutenden Steuer unterliegt, dass man darin die Ursache des grossen Smuggels längs der ganzen preussisch-schlesischen Grenze suchen muss.

Die Weinfuhrleute sind namentlich Zipser, die mit den Fässern bis Breslau fahren und sie dort ihren Eigenthümern abliefern,

zurück aber Frachtgüter, zum wenigsten bis Bielitz, mitnehmen. Es wird aber jeder gestehen, dass es eine sehr kitzliche Sache ist, ganze Fässer dieses edelsten Rebenblutes auf seinem Wagen zu führen, ohne manchmal einen ganz kleinen, kleinen Tropfen davon zu verlieren, und welcher Weinhändler möchte wohl das schreckliche Princip aufstellen, dass nicht einige halbe in jedem Fass eintrocknen können; man müsste ja einen Hygrometer an den Fässern anbringen, um genau beurtheilen zu können, wie viel Wein sich in altes Eichenholz hineinzieht und durch dasselbe verdunstet. Der wahre Hygrometer ist nun aber die Fuhrmannskehle, die der Weinhändler bald hinreichend zu schätzen und zu würdigen weiss, was um so nöthiger ist, da ein Fuhrmannsdurst über den aller übrigen Menschenkinder zu gehen pflegt und sie, um ihr Lüstchen zu befriedigen, auf allerlei pfiffige Auswege verfallen. Mit Hülfe einer Schusterahle bahnen sie sich den Zugang zum Fasse, ein Strohhalm wird hineingesteckt und nun liegt der Säugling im blauen Fuhrmannskittel, die Peitsche in der Hand, mit ausgetrockneter und jämmerlich schlaffer Kehle an der Mutterbrust des edlen Tokayers, und saugt und saugt einen Tropfen nach dem andern, bis ein Paar halbe auf Rechnung des Eichenholzes und der ungünstigen hygrometrischen Verhältnisse gekommen sind. So pfiffig wie der Fuhrmann das Fass zu öffnen wusste, so gescheut weiss er es auch zu schliessen, indem er einen Dorn in das Löchelchen hineintreibt und die wunde Stelle mit etwas Erde bestreicht, so dass es eher möglich wäre, durch die eichenen Fassdauben die fehlenden halben, als das winzige Löchlein in denselben zu bemerken. Besonders florirte diese Betrügerei, als noch der Weinproducent selbst seinen Wein ins Ausland verfrachtete; jetzt aber, wo ausländische Weinhändler Alles *in loco* kaufen, ist es schwieriger, solche routinirten Geschäftsmänner zu übervortheilen.

Man soll aber einen so vollgesogenen Fuhrmann sehen, wie seine Augen leuchten, wie sein Gesicht sich röthet, wie sein sonst so plumper und ungeschickter Gang sich beflügelt, und er seine halbcentrigen Stiefeln an den Füssen gar nicht zu fühlen scheint. Ja wirklich, wenn er des, im wahren Sinne des Wortes, süssen Weines voll ist, dann haben es auch seine Pferde besser, die Peitsche setzt sich in Ruhestand, das Pfeifchen wird

gestopft und der belebende Geist, der in ihn hineingezogen ist, treibt fröhliche Lieder und jubelnde Gesänge im ächten Zipser Jargon heraus. Da nun aber der edle Rebensaft so günstig auf seine armen Pferde wirkte, so empfehle ich ihn dem Antithierquälerverein als beste Waffe, um den bösen Dämon der Tyrannei auszutreiben.

Es ist wirklich kein Scherz, sondern voller und tiefer Ernst, dass weintrinkende Völker das arme Lastthier besser behandeln, dass der Genuss des Weines heitre und fröhliche Gemüther macht, empfänglich für fremdes Leid, sei es bei Menschen oder bei Thieren. Wo finden wir solche Theilnahme des Reiters zum Ross als beim weintrinkenden Ungar oder bei dem, jedes geistige Getränk verschmähenden Beduinen der Wüste? Wo finden wir aber mehr Thier- und Menschenquälerei als in dem fuselnden Norden, wo die unselige Branntweinpest unstreitig auch die Thierquälerei zu ihrem abscheulichen Gefolge zählen darf. Schon Ungarn zeigt in seinem Völkerconglomerat genug Beweise der Richtigkeit dieser Annahme, so wie man aus der Heimath und dem Bereiche des Csikós zu dem slawischen und deutschen Elemente hinaufsteigt, wo der Genuss des Branntweins überwiegend wird, auf den Menschen verdummend und ihn zum Thiere, welches er selbst misshandelt, erniedrigend wirkt. Der deutsche Colonist, der unter dem italiänischen Himmel Südwestungarns am Neusiedler See die Ruster Rebe baut, ist ein ganz andrer Schlag als der schnapsende Dobschauer. Jener singt fröhlich und heiter bei seiner Arbeit, ehrt das Wort Gottes und seinen Tempel und ist wohl und glücklich dabei. Der deutsche Dobschauer ist durchschnittlich, d. h. das gemeine Volk, dem Trunke ergeben, er singt, wenn er etwas im Kopfe hat, — aber leider Zoten, und dem Gesang folgt die Prügelei, wie im Alphabet b auf a folgt, — er scheut sich nicht, betrunken die Kirche zu betreten und sie, wie ich es mit eignen Augen gesehen habe bei einer Predigerwahl, zu dem Schauplatz der empörendsten Scenen der Rohheit herabzuwürdigen.

Leider geschieht in Oberungarn nichts, um der Verbreitung des Branntweintrinkens in den Weg zu treten, sondern vielmehr ist die Erzeugung und der Absatz des Fusels nach Unterungarn

mit jedem Jahre gewachsen, es erstehen Brennereien zu Dutzenden, deren jede durchschnittlich täglich 30 bis 50 Presburger Metzen Erdäpfel verdirbt und sie dem Munde des hungernden Volkes entreisst, um ihm ein entnervendes Gift dafür zu bieten, dessen schreckliche Folgen wohl hinreichend dargethan und bewiesen sind. Die grossen Aristokraten Oberungarns, der Herzog Coburg-Cohàry, Csaky, Andrassy, Palochay etc. etc. sind es grade, die den meisten Branntwein erzeugen und denselben, der ihnen auf einen Silbergroschen die halbe zu stehen kommt, für den dreifachen Preis ihren Unterthanen in Hülle und Fülle verkaufen, zugleich aber auch den Verkauf fremden Branntweins auf ihrem Territorium streng verbieten und verhindern und nur dann ihn zulassen, wenn sie selbst, wie der Herzog von Coburg-Cohàry, durch ihre grossen Dampfbrennereien nicht genug zur Verbreitung dieser Pest beitragen und alle Ansprüche befriedigen können, sondern noch aus Zips in jedem Jahre viele Hundert Fass für ein Spottgeld beziehen, um ihn eben so theuer an den Mann zu bringen. Der bereits öfters genannte Herzog, der als einer der ersten Industriellen in Ungarn gelten muss, bezieht, — d. h. natürlich die Verwaltung seiner Güter, denn das gekrönte Haupt mag von solchen Gegenständen wohl keine Kunde haben, — monatlich *circa* 90 Fass, also jährlich wenigstens 1000 Fass Branntwein aus dem Zipser Comitate, die nebst dem selbst erzeugten, gewiss 2 bis 3 Mal so grossen Quantum allein in dem Muraner und Graner Thal seiner Besitzungen ausgetrunken werden. Da jedes Fass von 160 halben, 40 Gulden reinen Nutzen abwirft, so kommt die indirecte Steuer, die dadurch von den Unterthanen erpresst wird, allein bei dem fremden Branntwein auf 40,000 Gulden, mit dem einheimisch selbst erzeugten, der natürlich noch einen grössern Nutzen abwirft, auf mehr als 200,000 Gulden jährlich, wodurch sich für jeden Kopf der Bevölkerung, die im höchsten Maximum keine 40,000 beträgt, 5 Gulden jährlich herausstellt, eine Steuer, die bei einer solchen Monopolisirung jeder directen Steuer an die Seite gestellt werden kann, was als ein empörendes Mittel, das Bauerncapital zu verwerthen, betrachtet werden muss.

Nach dem Vorhergehenden kann sich jeder an den zehn Fingern abzählen, welche Unterstützung hier eine Gesellschaft finden würde, die den heiligen Zweck verfolgte, das Branntweintrinken zu vermindern, die vergeudete Frucht als Nahrung dem armen Volke zurückzugeben und jenen Lastern, die üppig aus dem Genuss des Fusels emporwachsen, steuernd in den Weg zu treten. Es liegt im Interesse jeder Herrschaft, dagegen zu sein, besonders wenn sie, wie ein Graf Csaky, noch selbst die fremden Gasthäuser in Mád in der Hégyalla pachtet, um dort im Schoosse des blühendsten Weinbaues das eigens erzeugte Produkt zu verkaufen und dem fröhlichen Sinn des weintrinkenden Winzers den Dämpfer des scheusslichen Branntweinrausches zu seinem moralischen Untergange aufzudrücken.

Fünftes Capitel.

Wanderungen im Nord-Osten. Bäder und Badeleben. Die Industrie des Nordens. Charakteristik der Slaven, ihrer Gebräuche und Sitten. Slavische Tendenz im Kampfe mit dem Magyarismus. Kulturzustand des Nordens, seine Wichtigkeit im Staatenverbande.

Auf dem Hofe des Gasthofes zum Palatin in Pesth sah der Sonntag schon des Morgens früh um 5 Uhr ein zahlreiches Häuflein Reisefertiger und Abschied-Nehmender versammelt. Obgleich der klare Morgenhimmel, d. h. so viel man davon in dem engen Hofe sehen konnte, die schönste Juliwitterung versprach, so hatte sich meine respective Reisegesellschaft doch so in Mäntel und Kapuzen emballirt, als beabsichtigte sie eine Irrfahrt nach Novaja Semlia oder Sibirien.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde endlich gegeben, die gehörigen Lebewohls und Gottbefohlen reglementsmässig ausgetauscht und endlich die Plätze im Wagen besetzt, wobei das Glück mich traf, dass ich zum Besitze des Cabriolets kam. So ging es durch Pesth hinaus, die öden Strassen kündeten die sonntägige Ruhe noch hinreichend an, Alles war so todt und öde, nur dann und wann ging eine Fuhre lustiger Sonntagsbrüder ab, hier und da begegneten uns einige nächtliche Schwärmer, die die Nacht interessanter als den Tag gefunden hatten, und endlich brannte noch ein verspätetes Lämpchen, eine wahre Ironie auf die Pesther Strassenbeleuchtung, welche wahrlich nicht so überflüssiges Oel zu haben scheint, um noch bei Tage die Strassen zu erhellen, da sie kaum des Nachts die Gassen zu erleuchten im Stande ist. — Dass Pesth so reich an Vagabonden aller Art ist, ist gar kein Wunder, denn wo die Nacht so undurchdringlich dunkle Schleier über das Gewerbe der vorstädtischen Gassen werfen kann, da ist freilich das sicherste Asyl jener tagscheuen Nachtvögel. — Die Unmoralität, wie sie in

dieser grossen, lebendigen Stadt wirklich herrscht, hat sicherlich einen grossen Schutz in dieser nächtlichen Dunkelheit, welche so leicht Ausschweifungen jeder Art begünstigt.

Die Wege des Pesther Comitats sind renommirt-miserabel, — berüchtigt schlecht — und ich habe mir oft genug den Kopf zerbrochen, welche Vortheile daraus für die Stadt erwachsen mögen. — Selbst bei wochenlangem schönen Wetter sind die Strassen des Pesther Comitats wahre Schlammbäder, durch die sich hindurchzuarbeiten, nicht selten unmöglich wird.

Das Glück schien uns zu begünstigen, denn in ziemlich kurzer Frist erreichte unser Eilwagen die Ortschaft Gedellö, die Residenz des Fürsten Grassalkovich, — mit dem, wegen Mangels einer directen Nachkommenschaft, das Fürstenhaus und der Name erloschen sind, worauf die Güter theilweise an die Familien Czaky, Forgacs und Viczay fielen. Schon weit vor dem Orte beginnt der Park des Fürsten, weder in *le Nôtres* steifer Manier, noch in einem wilden, ungeregelten Style gehalten, es ist ein *Mixtum Compositum* von Modernität und Perrücken-Rococco, von Terrasse *à la Louis quatorze* und grüner Plaine, von schlangenartigen Bächen und grossen Teichen, auf denen sich eine Unzahl Schwäne in aller Einigkeit gatten. — Der wildeste Theil des Parks dient zum Aufenthaltsort der Hirsche, die dort in nicht unbedeutender Anzahl die lieblichste Staffage des frischen, lebendigen Landschaftsbildes abgeben.

In der Mitte des Parks etwa, auf einer Terrasse befindet sich das fürstliche Palais, weder gross noch elegant. Einige Säulen des Frontons tragen einen Balcon mit geschmacklosem Eisengitter, die Fenster sind, so wie der Grundriss des ganzen Gebäudes, ziemlich altmodisch und haben nicht einmal den Vortheil der Geräumigkeit und das imponirende Ansehn der Weitläuftigkeit.

So reinlich und sauber das Innere des fürstlichen Parks gehalten ist, so schmutzig und hässlich ist es von aussen, auf dem weitläuftigen Dorfplatze. — Ich muss gestehen in keinem Lande einen grössern Schmutz wie hier gesehen zu haben; sind die Landstrassen schon beinahe impraktikabel, so ist es dieser Marktplatz noch viel mehr, und mir scheint es jetzt sehr begreiflich, warum die Front des fürstlichen Schlosses von der Strasse in

den Garten zurückgezogen ist, wohl nur, um sich den Anblick zu ersparen, wenn etwa ein Wagen bis über die Achsen versunken ist und Vieh und Menschen sich bis auf den Tod abmühen, um dem Pharaonischen Untergange in den Gewässern des Gedellöer Hauptplatzes zu entgehen. *En miniature,* d. h. in quantitativer und nicht qualitativer Hinsicht, findet man denselben Unrath im Hofe des Gasthofes, einer wahren Jammerhöhle. — Wer dort einmal hineingerathen ist, muss nothwendigerweise sich schon länger aufhalten, da das Hinauskommen bei Menschen und Vieh neue Kräfte erfordert.

Der Wirth scheint es sich jedoch sehr wenig angelegen sein zu lassen, etwas hierzu beizutragen; sein Lokal, halb unterirdisch, ähnelt der Wachtstube eines Festungsthors und seine Speisen und Getränke schienen auch ganz einem solchen Lokale angemessen zu sein, nur nicht die Preise derselben, die man in gleicher Höhe mit den ersten Pesther und Wiener Salons des noblesten Gasthofes findet. Kommt zu solcher Bedienung nun noch die vorlaute Naseweisheit eines schmutzigen und ungeschickten Kellners, so würde man gern seine Füsse aufheben und den Staub davon schütteln, wenn dies möglich wäre, da man hier nur mit dem Schmutze dasselbe Manoeuvre vornehmen kann. —

Wie wohlthuend es für einen jeden Menschen ist, sich in der freien Natur zu bewegen, ist wohlbekannt, vielleicht aber noch zu wenig geschätzt und gewürdigt, jenes Gefühl, wenn man ein solches kloakenartiges Dach hinter sich hat und auf einer etwas bessern Stelle des Weges, nicht genirt von der mephitischen Ausdünstung, sich in Gottes freier Natur umschauen kann, wo Gott Lob! der Wirthe doppelte Kreide Nichts vertheuert und die widerliche Umgebung nicht Alles ungeniessbar gemacht hat. —

Erst auf den bessern Wegen fing ich an, meine Umgebung zu mustern, was ich bisher hatte verabsäumen müssen, da ich die schlechten Strassen glücklich verschlafen hatte. — Vor mir auf dem Kutschersitze thronte der Conducteur, eine bizarre, joviale Figur, ein rothnasiger Wetterprophet, dessen Ideal der vierundzwanziger und sechsundzwanziger Visontaer Wein war. Seine Philosopheme ergötzten mich. Er betrachtete die Welt nach seinem eigenen Gesichtspunkt, die Achse seines Lebens

war, wie schon gesagt, der Wein und nächstdem der Taback, — er pries als eifriger Patriot sein glückliches Vaterland, Ungarn, welches jene Produkte in so seltener Fülle und Güte hervorbringt. — Sein Vergnügen bestand im Erzählen seiner Reiseabentheuer, die er auf einer Heldenfahrt nach Krakau erfahren hatte und die er sich selbst schon so fest eingelogen haben mochte, dass er an der Wahrheit seiner Phantasieen selbst nie zweifelte. — Er hatte Wölfe in ochsenmässiger Grösse und zu vielen Tausenden, Bären mit donnerähnlichem Brüllen und klafterlangen Tatzen gesehen, kurz er log *à la* Münchhausen und ich gewährte ihm bereitwillig die Freude, diese Fanfaronaden sämmtlich zu glauben.

Sein grösster Hass war gegen alle Hydropathen gerichtet, er liebte die Bewohner des Szaboltscher Comitats, weil dort eine Gesellschaft fideler Brüder den ihm so verhassten Priessnitz *in figura* begraben und gehenkt hatte, er hielt es für eine Fabel, dass die Welt so mässig werden könne, und Graefenberg war bei ihm ein Seebad an der Ostsee. — „Ja, ja, dort ist es kein Wunder, dass die Hydropathen wie Pilze aus der Erde emporschiessen, weil sie keine Weine haben!" sprach er.

Das heftige Schnarchen meines Nachbars weckte mich aus meinem eifrigen Disput, dieser Störer der gemüthlichen Herzensergiessungen war ein halber Doctor, ein Wiener Mediciner, den deutsche Studenten „Theetrinker" genannt haben würden. Wenn der Wagen auf der miserablen Strasse sich etwas auf einer Seite emporhob, so ergriff er einen festen Halt, da er sich umgestürzt in einem Graben wähnte; ging es bergab, so raisonnirte er, von lauter Furcht encouragirt, über die Schwäche des Hemmschuhes; ging es bergauf, so befürchtete er jeden Augenblick das Zurückrollen des Eilwagens, und da von einem Herausspringen keine Rede war, so half er sich auf Straussenart, mit Augen zumachen.

Alles Schwärmen und Idealisiren ist solchen Butterseelen ganz fremd. Fing ich an, mich über die Lichteffecte im Walde, über die herrliche Fernsicht, über die malerische Lage eines Thals oder eines Dörfchens so mitzufreuen, dass ich, selbst der Schlechtigkeit der Strassen vergessend, auch meinen Nachbar darauf aufmerksam machte, und in einzelne Acclamationen ausbrach, so öffnete er halb sein stets schlaf- und nicht schlag-

fertiges Auge und entgegnete mit einem verhaltenen Gähnen „*magnifique* oder *superbe*.“ —

An seiner Stelle erhielt ich später einen Bergbeamten zum Nachbarn, der grade das Gegenstück seines Vorgängers war, ein Mann voller Geist und Leben, mit gesundem Herzen und Sinn, offen und frei, ein geborner Ungar, *sans gêne* und doch so delikat wie mein vorheriger Nachbar. Schon an diesem Manne bemerkte ich, was ich später so oft zu sehen Gelegenheit hatte, die ehrenwerthe Bildungsstufe und das humane Benehmen der Bergbeamten vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Es ist ein sehr wohlthuendes Gefühl, sich im Gebirge, in dem Bereich solcher liebenswürdigen Leute zu bewegen. Man kann sicher darauf rechnen, überall auf das Zuvorkommendste aufgenommen zu werden, alles, was von Seiten der Regierung nur irgend der Oeffentlichkeit Preis gegeben ist, wird auf die artigste und detaillirteste Art gezeigt und erklärt, mit einem Worte, man glaubt sich nach dem gefälligen Frankreich versetzt und achtet billig hoch den Charakter eines Volkes, dessen Beamte, fern von der grossstädtischen Artigkeitsschule, dennoch solche Normen für zeitgemässe Civilisation abgeben.

Meinem liebenswürdigen Nachbarn verdanke ich manche montanistische Belehrung, die nicht etwa in dem steifen, pedantischen Kathedertone, sondern mit der bereitwilligsten Zuvorkommenheit auf meine mannichfachen und oft stürmischen Fragen rein conversationell gegeben wurde. —

Der übrige Theil unserer Eilwagen-Besatzung verdient weniger eine ausführliche Schilderung, da er aus ziemlich alltäglichen Seelen bestand. Einige Juden, speculative Köpfe, fehlten wie natürlich nicht. Der eine „machte in Wolle,“ der andre „in Honig“ und einer sogar „in eisernen Geschirren etc.“ —, wie die Handelssprache es lehrt. Der Stoff, um den sich das Gespräch drehte, war natürlich das alltägliche Ende Schacher, bisweilen durchspickt mit einigen Kraftsentenzen über Emancipation und Gewerbefreiheit. Es möchte allein der Mühe lohnen, diese bizarren Emancipations-Ansichten aufzuschreiben, wie sie in dem Bauche und auf dem Kutschersitz unsres Eilwagens entwickelt wurden; der Conducteur bildete beständig die äusserste Linke, sobald ihm eine solche Idee zu Ohren kam.

„Warum emancipiren? fragte er — haben denn die alten Juden die Christen emancipirt? — Und, fragte er weiter, wenn nun die gemischten Ehen zwischen Juden und Christen emancipirt werden, werden wir dann auch gar die Kinder beschneiden müssen?“

Dieses waren die Grundpunkte seiner Aversion gegen die Emancipation, er klagte und wo Klagen nicht halfen, schimpfte er und machte sich mit einem halb Dutzend *teremtete* und *ebbatta* Luft.

Unter den Philosophemen der Kinder Israels ihrerseits ging es weit verständiger zu, nur ein moderner Zierbengel, ein *Envoyé* der Pesther Waitznerstrasse, raisonnirte den grössten Unsinn zusammen und hudelte einen hochdeutschen Dialekt, während er den Judaismus in Schutz nahm, schämte sich also seiner jüdischen Aussprache und bemühte sich, den eben so schlechten Wiener Dialekt nachzuäffen.

Meine Frage, durch ein kleines Fensterchen in das Innere geöffnet, — „wie theuer ihm seine goldnen Knöpfe am neuen Rock zu stehen kämen?“ — hemmte urplötzlich seinen Redefluss, und binnen kurzer Zeit wusste ich, dass er in „Wolle“ machte.

So kamen wir nach Hatvan, einem kleinen, kaum namenswerthen Städtchen, es müsste denn wegen des Schmutzes und des unverschämt polizeiwidrig theuren Gasthauspreises an der *table d'hôte* sein. — Auf dem bodenlosen Marktplatze erhebt sich ein verfallnes Schloss des Grassalkovichschen Fürstenhauses, gegenwärtig, wie es scheint, unbewohnt und dem Zahne der Zeit freiwillig überlassen.

Man merkt es bald hinter Hatvan, dass man nicht mehr in dem Pesther Comitate ist, denn die Wege fangen mit jedem Schritte an, besser zu werden. Die Strasse steigt gelinde bergan, da das Gebirge, die Matra genannt, sich an die linke Seite der Strasse immer mehr herandrängt. Die anmuthigen, gerundeten Formen dieses Gebirges, dessen gelinde Abhänge theils Weingärten, theils schattiger Buchenwald bedecken, — machen das ganze Landschaftsbild abwechselnder und interessanter, — die Fernansichten und Perspectiven wechseln beinahe bei jedem

Schritt und sind nicht mehr so fade, ermüdend und langweilig, wie im Pesther Comitate.

Der freundliche, sonnenhelle Sonntagsabend hatte in der Stadt Gyöngyös den grössten Theil der Einwohnerschaft auf die Beine gebracht.

Schon vor der Stadt begegneten uns zahlreiche Schaaren geschmückter Spaziergänger, unter denen natürlich auch nicht jene Modegecken fehlten, die um so bizarrer und lächerlicher erscheinen, je mehr sie dem neuesten Geschmack huldigen, da sie leider zu tölpelhaft sind, dem steif und ungelenkig zugeschnittnen Kleide durch ihr Benehmen eine Rundung und anmuthige Beweglichkeit zu verleihen.

Ein solcher Zierbengel spielt vor dem gebildeten und geistreichern Publikum die allermiserabelste Rolle. Der neue theure französische Seidenhut ist so sorgsam behandelt, dass man gleich daraus merkt, welche Opfer, welche mühselige Händearbeit er gekostet hat und wie ganz er den Geist seines Eigenthümers in Besitz genommen hat. Den modernen Kleidungsstücken ist die auffallendste Form verliehen, die gebrannten Locken quellen so aromatisch unter oben genanntem Kopfputz hervor, die weissen engen Glacées sind so durch auseinander gesprengte Finger zur Schau gestellt, dass man blind sein müsste, wenn man nicht alle diese Vorzüge einer sonntägigen Toilette bemerkte.

Unstreitig sind die Glacées die nothwendigsten Verschönerungsmöbel, denn aller mühsam erhaschte Effekt wäre dahin, wenn jene kirschrothen, blau angelaufnen, mit Frostbeulen und unvergänglichen Schmutzflecken, die das Materialgeschäft unumstösslich und unabwaschlich mit sich bringt, — decorirten fünffingrigen Maschinen, — Hände genannt, zum Vorschein kämen.

Wo sind die guten Zeiten, als die Leute Einfachheit und Zweckmässigkeit der Kleidung für nothwendige Bezeichnungen des Bürgerthumes hielten!

Während meines Aufenthaltes unter orientalischen Völkern ist es mir oft genug begegnet, dass man meinen Frack, den ich zuletzt gar nicht mehr anlegen mochte, — staunend betrachtete, seine Glossen darüber machte und sich dann lachend zurückzog. Endlich erfuhr ich, dass man mich bemitleidete, denn man glaubte, ich hätte nicht so viel Tuch gehabt, auch

den vordern Theil meines Rockes zu ergänzen und zu vervollständigen.

Wem fällt hierbei nicht die Anecdote jenes modernen Touristen ein, dessen Schiff an einer Insel Afrikas scheiterte, der selbst, so wie er grade war, von den Wellen halb todt an das Ufer gespült wurde und dessen Leben darum die nackten Einwohner verschonten, weil er in höchster Toilette war und einen Frack anhatte, den die Wilden als den Schwanz eines Affen betrachteten, weshalb sie auch nicht den Herrn tödten mochten, da diese Thiere bei ihnen im Geruch der Heiligkeit stehen.

Den Damen des Städtchens Gyöngyös muss man es lassen, dass sie es meisterhaft verstehen, ihre zahlreichen Ringe dem Auge des Bewunderers eben so geschickt zu präsentiren als die *Noblesse* des Praters und die *haute volée* des Thiergartens.

Auf einem unglaublich schlechten, beinahe lebensgefährlichen Pflaster fuhren wir in das Städtchen ein und langten, halb zu Tode gemartert von vielem Herumstossen, vor einem Kaffeehause an, dessen Hallen ziemlich stark durch einheimische Gesellschaft besetzt waren. Ein Billard wurde stark frequentirt, auf nebenbei stehenden Tischen die Karte mit Löwenstärke abgestumpft, dazwischen fiedelte ein Zigeuner, der Tabacksqualm umgab den ganzen Cirkel mit einem magischen Nimbus, kurz es war ein Kneipenbild in solennester Grösse! — Bald hatten sich neugierige Kleinstädter um uns versammelt, man schaute und reckte Hals und Kragen empor, um wo möglich auch etwas von dem Innern unsers mysteriösen Eilwagens zu erschauen, der uns bald wieder entführte und zwar mit derselben Qual über das entsetzliche Pflaster fortrollte wie beim Hineinfahren.

Dieses unselige Pflaster, dieses Vorgefühl der Qual eines Verdammten, habe ich jedoch nicht nur in den ungarischen Städten, sondern auch eben so arg in unserm deutschen Vaterlande gefunden und endlich gestehe ich dem Pflaster der Vorstädte Constantinopels die Krone zu, — welches letztere sich wohl damit entschuldigen lässt, dass dort der Gebrauch der Wagen wenig bekannt und das Pflaster selbst eine antike Denkwürdigkeit ist, indem es an einzelnen Stellen sich bis zur Zeit der Comnenen zurückdatirt.

Der Weg hinter Gyöngyös ist desto besser, sobald man die Stadt verlassen hat, an deren Endpunkte sich das zwar kleine, doch geschmackvolle und allerliebst situirte Palais des Baron Orczy befindet.

Inmitten eines sauber gehaltenen Parks erhebt sich dieses Gebäude, von dessen Fenstern man die herrlichste Aussicht geniesst. Ein hohes Eisengitter mit mächtigen Portalen trennt den Park von der Strasse und vier gewaltige, gusseiserne Löwen, recht gelungen ausgeführt, sind die Wächter der Thore. — Unfern der Stadt beginnt der Wald, dessen lichtere Stellen zur Rechten weite Fernblicke in die ungarische Ebene erlauben, während zur Linken die Thäler, Berge und Kuppen der Matra sich auf das Ueberraschendste gruppiren.

Die Weingebirge nehmen überhand zur Linken, bis sich endlich das Thal von Visoncz zeigt, in dem der berühmte Visontaer Wein wächst, dessen ausserordentliche Güte und Vorzüglichkeit ja allgemein bekannt ist.

Hier war unser Conducteur ganz Leben und Erzählung. — „Schauen Sie, — rief er, — diesen Garten Gottes an, dorthin sollte man die vermaledeiten Hydropathen führen, und wenn jener Wein sie nicht von ihrem Irrwahn heilt, dann sind sie verloren und ohne Rettung den Klauen des Unglücks überliefert! — ja, das Wassertrinken als Arznei lasse ich mir gefallen, aber immer und immerwährend Wasser über Wasser, — 's ist zu arg, unser Magen ist ja doch kein unterschlächtiges Mühlrad!" —

Der letzte Strahl der untergehenden Sonne erleuchtete Visoncz und es war dicke, rabenschwarze Nacht, als wir in Kövesd ankamen. Wie dankte ich dem Himmel, dass hier bessere Strassen sich befanden! denn hätten wir in dem Gebirge noch Pesther-Comitats-Wege gehabt, so wären wir unmöglich mit heiler Haut davongekommen. —

Das schöne Erlau, der Sitz des berühmten Erzbischofs Pyrker, bleibt auf dieser Tour links liegen, und hätte uns der Tag geleuchtet, so hätten wir auch die Thürme der grossen Kathedrale gesehen. — Erlau liegt mitten in der Matra, an dem Fusse lieblicher Weinberge, deren Produkt unter mannichfachen Namen hinreichend renommirt ist. Eine der edelsten Sorten heisst Türkenblut und ist so schmackhaft, dass

man darin die beste Entschuldigung der Türkenverfolgung finden mag. —

Grade zur rechten Frühstückszeit fuhren wir in Miskolcz ein, eine wohlgebaute und lebendige Stadt, deren Gäste und reges Leben und Treiben unsere noch etwas schläfrige Morgenaufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich zog.

Die Lage dieser Stadt ist freundlich und in einer fruchtbaren Gegend, das Gebirge tritt ein wenig zurück und man befindet sich beinahe in einer Ebene, die sich gegen Süden in unabsehlicher Länge ausdehnt. Die Beweglichkeit und Thätigkeit dieses Ortes sticht angenehm gegen die Oede der andern nachbarlichen Städte ab, das Gasthaus, in welches wir einfuhren, war kein schlechtes Bild der Wohlhabenheit und selbst des Luxus, der hier herrschen muss. —

Welch' einen Gegensatz bildete dieses Hôtel mit dem Schmutzwinkel, der in Gedellö oder auch in Hatvan das Gasthaus vorstellte! — Artige, zuvorkommende Kellner empfingen uns, eine reinliche, schnelle und saubere Bedienung fand schon selbst beim frühen Morgen Statt, Kaffee und Sahne waren sehr gut, wenn auch für Miskolcz etwas theuer. — Eine nicht unbedeutende Anzahl Zeitungen lagen auf den Tischen des Billardzimmers vor, wenn gleich nicht vom neuesten Datum, so doch auch nicht, wie ich es einst im Banate fand, wo mir ein ehrlicher Dorfpfarrer im Jahre 1839 als grösste Neuigkeit das Blatt der Leipziger Zeitung vorlegte, in welchem sich die Gefangensetzung des Erzbischofs von Köln befand.

Der über 5 Stationen lange Weg von Miskolcz nach Kaschau, ungarisch Kassa, wird, je weiter man kommt, desto interessanter. Nachdem man den Sájo passirt hat, setzt man die Reise beständig im Thale des Hernath fort, bis man binnen einem halben Tage auf durchschnittlich ziemlich guten Wegen Kaschau erreicht. Die Poststationen befinden sich in Szikszo, Forro und Hidas Nemethy.

Sogleich der erste Anblick Kaschaus ist geeignet, einen höchst angenehmen Eindruck hervorzubringen; schon in ziemlich weiter Entfernung sieht man seine gothische Kathedrale mit einem Rococco-Thürmchen, dessen goldener Firlefanz, dessen barocker, angekleckster, rother Anstrich in gar schlechter Har-

monie mit der saubern Steinarbeit des uralten Kirchengebäudes steht, — von weitem aber dennoch nicht übel sich ausnimmt, besonders wenn die Sonnenstrahlen die Vergoldung der Thurmspitze in einem glänzenden Schmucke erscheinen lassen. Die ganze Umgegend Kaschaus ist reizend schön, man komme von welcher Seite man wolle, — vielleicht am schönsten stellt sie sich grade von jener Seite heraus, von welcher wir kamen, indem dort das höhere Gebirge den Hintergrund auf eine imposante und majestätische Art abschliesst. Noch mehr wird dieser angenehme Anblick einer fruchtbaren, abwechselnden Umgebung gehoben durch die Hégyalla, ein schön bewaldetes Gebirge mit abgerundeten Kuppen und einzelnen grossen und schon von weitem auffallenden Ruinen. Hatte unser fideler Conducteur schon seine Herzensergiessungen bei Visoncz bis zur Exaltation gesteigert, so wollte er hier, nach einem volksthümlichen Ausdruck, gar vollends aus dem Leim gehen, er leckte sich die Lippen und selbst der zur Stärkung ihm von mir dargereichte Kulasch mit gutem Ofener konnte den Fluss seiner Lobeserhebungen des Tokayers nicht hemmen. Erst mit vieler Mühe ertheilte er mir Nachrichten über jene Burgruinen, die sich auf abgesonderten Kuppen der Hégyalla erhoben, und die den Namen Boldogkö und Regés führen.

Die Lage dieser Ruinen ist sehr schön. Wenn gleich das Rauhe der zerrissenen Felsenkämme fehlt, so macht doch gewiss die angenehm abgerundete Form der schön bewaldeten Hügel einen reizenden Eindruck, die Ruinen sind so gross und weitläuftig, dass sie von den verschiedensten Punkten auch stets wechselnde Ansichten gewähren. Während Boldogkö sich etwas früher auf einer Kuppe des Vordergrundes zeigt, liegt Regés auf einem der höchsten Bergpunkte und überschaut eine weite, freie Gegend, die alles bietet, was man von einer schönen Landschaft nur verlangen kann.

Der Besitzer dieser Burgen, der Fürst Brétzenheim, hat auf seinen Gütern eine Porzellanfabrik eingerichtet, deren Erzeugniss zu den vorzüglichsten gehören soll. — Wie es kommt, dass dieses so vielgelobte Porzellan so wenig bekannt ist, kann ich mir nicht erklären, vielleicht liegt der Grund in der geringen Erzeugung und somit auch dem geringen Verkaufe.

Je mehr man sich Kaschau nähert, desto mehr verengt sich das Thal des Hernath, und endlich sieht man in nicht bedeutender Entfernung hinter der Stadt die Berge so zusammenrücken, als wäre die lieblich grüne Thalebene geschlossen. — Wir rasselten in Kaschau, so wie in Gyöngyös, auf schlechtem Pflaster und heftig stossendem Wagen hinein, die Leute standen auf der Gasse still und gafften zu uns herauf, als käme ein Kasten mit ausländischen Thieren. — Uebrigens konnten wir vielleicht damit verglichen werden, da die heftig stossende Bewegung uns zu allerlei Grimassen und Bewegungen zwang. Die schönen, freundlichen Häuserreihen erweiterten sich bei jedem Schritte, bis wir endlich der Pfarrkirche, die ich schon oben sehr ehrenvoll Kathedrale genannt habe, vorübereilten und mit einem tüchtigen Stoss zum Finale und Aufprallen vor dem Hause eines der Eilfahrtsdirectoren still hielten.

Mit dem Vorgefühl eines Geräderten können am besten unsre Empfindungen verglichen werden, welche wir recht lebhaft an uns wahrnahmen, als wir nach der sechs und dreissigstündigen Eilfahrt (bisweilen auch Schneckenfahrt) unsre harten Sitze verliessen, um uns in das Gewühl der berühmten Heimathsstadt des noch berühmteren Schnupftabacks zu stürzen.

Es wäre Unrecht, hier nicht einige Worte über die Einrichtung dieser Eilfahrt fallen zu lassen, welche uns seit anderthalb Tagen so lebhaft in Anspruch genommen hat, und die gewiss noch manches Opfer unbesonnener Reiselust durch Ungarns gesegnete Fluren, auf den allererbärmlichsten Wegen durchschleppen wird, zur Ehre ihrer Einrichtung, zum Nutzen der leidenden Menschheit. — Die Eilfahrtswagen sind so eingerichtet, dass man mit ihrer innern und äussern Beschaffenheit zufrieden sein kann, wenn gleich von Federn und dergleichen Mitteln, Stösse abzuhalten, wenig die Rede ist. — Man denke sich einen länglicht viereckigen Kasten mit Cabriolet, in dem letztern den Conducteur und einen Freiheit und frische Luft liebenden Passagier, der dabei noch das Angenehme geniesst, dass er den Schmutz aus der ersten Hand bekommt, welchen die Hufe der muthigen Rosse recht geschickt zu seinem Angesicht hinaufschleudern. Das Innere der Kutsche ist in zwei Theile getheilt, deren einer zwei, der andre vier Sitze enthält, an denen wohl nichts aus-

zusetzen ist als dass die Sitze zu niedrig, ein wenig altbacken hart, die Füsse zu wenig Raum haben, und sehr wenige Taschen angebracht sind, um die unzähligen Reise-*Nécessairs* gut zu verbergen. Das Gepäck der Reisenden wird auf der Decke der Kutsche zusammengestaut und ergötzt, sobald leere Lücken darunter entstanden sind, angenehm durch sein melodisches Poltern und donnerähnliches Rumoren über unsern Häuptern.

Freilich ist eine solche Equipage nicht mit den luxuriösen Schnellposten anderer Länder zu vergleichen, doch steht sie wieder im Verdienste, welches sie sich um alle Reisende erwirbt, höher wie diese, — denn da von einer Beförderung der Reisenden hier per Post kaum die Rede ist, so bleibt der Gesellschaft, die eine solche Privatunternehmung wagte, und hier, — von den kleinen, kaum der Rede werthen Mängeln abgesehen, — schnell und gut ins Leben treten liess, die Ehre, ein ächt patriotisches Unternehmen gegründet zu haben, und der Dank aller durch diesen Theil Ungarns Reisender gewiss. —

Ich weiss nicht, ob irgend ein Land Europa's noch so sehr im Postwesen zurück ist wie Ungarn. Unregelmässigkeit, als Folge der schrecklichen Wege, schlechte Versorgung der Reisenden, nachlässige Behandlung etc. etc. habe ich überall gefunden. Man wird ausgelacht, wenn man Geld mit der Post aus der Provinz befördern will, man würde im grössten Irrthume sein, wenn man glaubte, bequeme und wohl eingerichtete Eilwagen zur Reise in alle Richtungen des Landes vorzufinden.

Will man Briefe befördern, so ist man genöthigt, damit sie hier ankommen, dieselben durch ein *Recepisse* zu versichern. Ob das Vorurtheil Europa's, dass alle Briefe, die aus und in Oesterreich befördert werden, einer Spürnase unterworfen sind, gegründet ist, weiss ich nicht; ich wenigstens habe genug Briefe, wenn auch gleich in sehr unordentlichem Zeitverhältnisse, bekommen, die nicht einen solchen Stempel der Untersuchung an sich trugen. —

Bei solchen mangelhaften und dem 15ten Jahrhundert angemessnen Einrichtungen fühlt man sich doppelt erfreut, in vielen Gegenden des Landes die Eilwagen der Privatgesellschaften anzutreffen, die, wenn sie auch gleich keine Normen abzugeben im Stande sind, so doch wenigstens ihren Zweck erfüllen und

die Mängel der Post ersetzen. Selbst Brief-, Geld- und Packetbeförderung übernehmen die Eilwagen, deren Statuten so sicher begründet sind und so festgehalten werden, dass selbst Damen sich durchaus nicht scheuen dürfen, mit ihnen zu fahren. — Der artige, zuvorkommende Charakter des Ungarn, dem noch die chevalereske *Noblesse* einer früheren Zeit ganz eigen ist, ist dafür Bürge, dass sie mit der grössten Delikatesse behandelt werden und man gewiss jede Rücksicht nehmen wird, die man dem schönern und schwächern Geschlechte schuldig ist, — ja ich bin fest überzeugt, dass, wenn selbst ein unverschämter Modegeck es wagte, eine Dame zu belästigen oder zu incommodiren, die ganze übrige Gesellschaft sofort zu ihrem Schutze sich erheben würde.

An guter, wenn auch grade nicht eleganter Gesellschaft in einem solchen Eilwagen darf man nicht zweifeln, denn da gewissermassen Jeder, der nicht eigene Equipage besitzt, auf seinen Reisen zu dieser Beförderung angewiesen ist, so findet sich ein *Mixtum Compositum* aller Branchen des Mittelstandes. — Ich glaube, durch die wenigen Worte, die ich oben zur Schilderung meiner Reisegesellschaft brauchte, ein ungefähres Bild entworfen zu haben, aus welchen Bestandtheilen das Innere eines solchen Eilwagens besteht.

Der letzte und wichtigste Punkt nächstdem, welchen ich zu berühren für nothwendig halte, sind die Gasthäuser. Das Gasthaus von Gedellö mag als die Norm aller kleinen Wirthshäuser im Innern des Reiches dastehen, — das von Miskolcz, welches ich so wie vorgehendes schon schilderte, als Norm eines Hôtels mittlerer Städte, denn die grössern sind reichlich mit allen Nothwendigkeiten versehen, und wenn man auch noch nicht recht die lieblichen englischen Comforts vorfindet, so ist dies ganz natürlich, da sie wohl nur die nothwendigen Kinder des kälteren und unheimlicheren Nordens sind.

Die Gasthäuser der Grenze richten sich in vieler Hinsicht nach den nahliegenden Ländern. So stehen die Wirthshäuser an deutscher Grenze am höchsten, schon niedriger die an polnischer, und auf einer sehr tiefen Stufe die an der wallachischen Grenze. Während man in denen erster Classe überall elegante, oft sogar luxuriöse Einrichtung, vortreffliche Küche und bescheidne

Bedingungen findet, ist in denen zweiter Classe ein schmutziger Jude der Herr, seine Wirthschaft halb koscher, halb unkoscher, seine Gastzimmer wenig in Ordnung gehalten und an Betten entweder ein Mangel oder sie sind abscheulich schmutzig und die Plantage und das Gestüt ächt vollblütiger Flöhe und andrer grausamer Raubthiere. Mehr orientalisch sind endlich die Gasthäuser des Südens an den Grenzen des türkischen Reiches und der tributpflichtigen Fürstenthümer. Dort spielt das Caffeehaus stets die grösste Rolle, man lebt noch halb orientalisch, einfach und unbequem, am besten vergleicht man es mit dem Sitzen der Türken. Einfach, denn sie brauchen keinen mächtigen und bequemen Stuhl, aber uncommod, denn sie machen ihre Fussknöchel zum Sessel und preisen noch dabei den Vorzug, dass solcher Sitz wärmer und gesunder sei als kalte Holzstühle, steinerne Bänke und alte abgesessne Polster. Genug dieser Betrachtungen, an welche wir ohnehin auf unsern weitern Reisen noch manchmal unangenehm erinnert werden; danken wir unserm Gott, dass wir in Kaschau mit heiler Haut und gesunden Knochen angekommen sind, geniessen wir des Lebens, da wir noch dessen froh sein dürfen und nehmen wir die freundlichen Strassen in Augenschein, beginnen also demgemäss mit der Kathedrale.

Die Kathedrale oder Pfarrkirche Kaschaus ist ein höchst interessantes, altes, rein gothisches Gebäude. Die durchbrochenen Steinarbeiten, die Rosetten der Fenster, die Kapitäler der Säulen, die künstlichen Sockel, — Alles hat sich herrlich erhalten und von dem Laubwerk sieht noch jedes Blättchen so rein und sauber aus, als wenn es erst heut aus dem Atelier des Steinhauers hervorgegangen und nicht schon mehrere hundert Jahre vom Zahne der Zeit benagt worden wäre.

Zu solch' alterthümlich ehrwürdigem Gebäude passt nun allerdings sehr wenig ein winziges, buntes Thürmchen voller Schnörkeln aus der steifen und bizarren Reifrockszeit, an dem die guten Kaschauer grade jetzt mit einigen Reparaturen beschäftigt waren. —

Ich wartete den Untergang der Sonne ab, um auf den höchsten Punkt dieses Thurmes zu steigen, von welchem sich eine herrliche, wenngleich etwas beschränkte Aussicht darbietet. — Die Stadt zu meinen Füssen war nicht mehr so unbedeutend

wie sie mir früher erschien, fünf oder sechs ziemlich ansehnliche Kirchthürme stiegen zum abendlichen Himmel empor und die Namen derselben, von allen möglichen Mönchssorten oder Kuttenträgern abgeleitet, verriethen mir hinlänglich, welchen Einfluss einst diese Herren in dem freundlichen Bergstädtchen gehabt haben mochten, in welchem sich jetzt jedoch schon eine sehr freundliche evangelische Kirche befand.

Der alte greise Thurmwächter erinnerte mich zu lebhaft an Victor Hugo's Quasimodo, als dass sein öfteres Erscheinen nicht die Schwärmerei meiner Phantasie und die rasch auf einander folgenden Ideenassociationen hätte stören sollen, ich verliess seine Nähe, nachdem er mir noch seine Wachtstube und seine Kameraden gezeigt hatte, die hier zur Sicherheit der Stadt über Feuersgefahr wachen.

Da ich die Buchhandlungen einer Stadt als einen grossartigen Barometer zu betrachten pflege, so war auch mein nächster Gang in die nächste hiesige, die jetzt die Firma Hagen führt und früher unter Wigands Namen ziemlich bekannt war. Ich fand zu meinem Erstaunen hier so ziemlich Alles der neuern und alten classischen Literatur, ja sogar seltnere Werke und eine kleine Leihbibliothek. Der sehr freundliche Buchhändler gab sich mit mir ausserordentliche Mühe im Zeigen seiner Kunstschätze und es musste mir überaus angenehm sein, hier noch einige Exemplare aus der grossen Schediusschen Karte Ungarns zu finden, die unstreitig der beste Wegweiser ist. In der Begleitung dieses liebenswürdigen Mannes begab ich mich darauf in das Cassino, den Versammlungsort der feinen Männer und bei Gelegenheit von Bällen auch der elegantesten Damenwelt Kaschaus. Das Lokal ist sehr zweckmässig eingerichtet, der Ballsaal sogar vollkommen grossstädtisch, es giebt dabei eine Menge Bequemlichkeiten, als z. B. eine für Kaschau sehr grosse Anzahl Zeitungen und zwar nicht allein aus Ungarn, sondern auch aus allen Theilen Deutschlands. Während die Lesezimmer, die Billards- und Conversationszimmer etc. etc. sich im ersten Stock befinden, ist *parterre* ein Kaffeehaus und zwei Restaurationen verschiedenen Ranges wie auch verschiedenen Preises. Die Lage des ganzen Gebäudes ist im Mittelpunkt des Marktes

und es lehnt sich an die Promenade, einen schattigen, von hohen Bäumen umgebnen, länglichten Spaziergang.

Die andre Seite dieses Gebäudes bildet das Theater, dessen Director Morelli Opern und Schauspiele, Lustspiele und Possen den Kaschauern billigst zum Besten giebt. Eine lärmende, jauchzende Instrumentalmusik trieb mich aus den Wänden des bereits geschilderten Lokals hinaus auf die Promenade. Dort hatte so eben eine Musikbande, die dem in Kaschau garnisonirenden Regimente angehörte, ihre Abendmusik begonnen und von einem zahlreichen Auditorium umgeben, lärmten jetzt lustige Märsche, Walzer, Ouverturen und Galopps so wie National-Hymnen in buntester Unordnung zum Himmel empor.

Ein solches Concert erfreut die guten Kaschauer wöchentlich drei Mal, dann versammelt sich *Crethi* und *Plethi* so gut wie die *beau monde* auf der Promenade, und während die *Noblesse* in langsamen Cadencen immer in der Runde marschirt, drängt sich der untere Theil der Bürgerclasse um die Musici herum, die an erleuchteten Tischen stehen und wohl eine Stunde lang ihr Publicum unterhalten.

Nichts kann einen komischern Anblick abgeben als dieses rastlose, kreisförmige Marschiren der höhern Stände, die jungen Offiziere und einzelne Dandys in Civil plänkern immer rechts und links herum und machen im heimlichen Abenddunkel den Schönen die Cour. — Der Mittelpunkt dieses Kreises, die Musik, übt auf die ganze Bewegung eine magische Gewalt aus, denn so wie sie schweigt, steht das wandernde Auditorium plötzlich still oder zerstreut sich nach allen Seiten.

Nach so fatiguirendem Concerte mundete mir ein Nachtmahl desto besser, welches ich in dem Parterre-Lokale des Cassinos einnahm. Obgleich das Lokal gar nicht besonders besucht schien, so fehlte doch keine jener Comforts, die man an der besten Tafel der Stadt Kaschau verlangen konnte. —

Es ist eine höchst unfreundliche Sitte, die ich hier nicht unerwähnt lassen mag, dass man in den grössten ungarischen Restaurations-Lokalen nur dann die Lichter anzündet, wenn sich die Gäste einfinden. Man tritt in ein solches Lokal ein und bemerkt oft nur in dem tiefsten Hintergrunde einen besetzten Tisch, auf dem ein Paar Kerzen brennen. Die Finsterniss ist

beinahe undurchdringlich. Die Bedienung läuft einander über den Haufen, man wird beschüttet, ehe man sich gesetzt hat und nun endlich auch die Kerzen auf seinem Tische angezündet bekommt. So geht es langsam fort, bis entweder Alles besetzt ist und das Lokal im Festglanze schimmert oder bis die Paar Gäste, unzufrieden mit der ägyptischen Finsterniss, sich eilends aus dem unfreundlichen Gemache entfernen und die letzte Kerze verlischt, zum Wohle einer falschen Oeconomie. So war es auch mein Schicksal am heutigen Abend und nur die Conversation meiner Nachbarschaft konnte mich länger zurückhalten.

Das durchgegangne Gesetz der Juden-Emancipation wurde grade in Kaschau von Comitats- und Rechtswegen genehmigt und durchgesetzt. Ein alter dicker Grundherr, der seine Wolle zur Stadt getrieben hatte, führte mit sonorer Stimme das Wort, sich nur dann unterbrechend, wenn er seine Kinnladen zum Essen und Trinken nöthig hatte, was recht oft der Fall war.

„Mein *votum* gebe ich nicht," — rief er, „wir sind im Distrikte der Bergstädte und das Gesetz der Constitution bewahrt uns vor dem Eindringen der Juden und macht ihr Heimischwerden rein von unserm guten Willen abhängig, — wer wird aber jenes Heer unverschämter Vermittler sich auf den Hals laden wollen, die nie von ihrer Corporisation lassen, ihr Interesse eben so wenig mit dem Interesse des Landes verschmelzen werden! Wollen Sie Facta, meine Herren? — Wie abhängig ist bei jedem Verkaufe seiner Produkte der angrenzende polnische Edelmann von der Unzahl der Juden, denen Polen ein zweites Palästina geworden ist? — So wird es auch uns ergehen, — dem minder Begüterten ist ein Vermittler stets angenehm, da er so viele Weitläuftigkeiten des Transports erspart und selbst mit wenigem Gelde zufrieden ist, weil er desselben stets benöthigt ist. — Zuletzt kann dann kein Geschäft ohne solche Mittler und Zwischenträger mehr geschehen, die Kraft des Landes wird die Kraft des egoistischen Händlers, dessen endlicher Reichthum keinen Einfluss zum Wohle des Staats ausüben kann, weil er eben trotz aller Emancipation nie von der Idee abgehen wird, dass er sich selbst der Nächste ist und die Jetztzeit das gut machen soll, was Jahrtausende verdorben haben. — — — Uf!"

Man sah es dem dicken Herrn an, dass die lange Rede sehr seinen Geist und Körper in Thätigkeit gesetzt hatte, er schnob und leerte mit sichtlichem Wolhbehagen das grosse Glas alten Erlauers.

In diesem Genre ging die Conversation fort und ich musste billig staunen, wenn ich daran dachte, dass mir noch vor wenigen Stunden ein Jude versichert hatte, wie sehr Kaschau und alle angrenzenden Comitate an Lebhaftigkeit und Reichthum gewinnen müssten, wenn die handeltreibenden Juden Einzug hielten und die vielen Produkte, die jetzt beinahe als todte Capitalien da lägen, in Umsatz brächten. —

Noch im Traume der Nacht peinigte mich die Phantasie mit den krankhaften Bildern unserer fliegenden und stürmenden Zeit. Der schönste Morgen des folgenden Tages hätte mich bald nach dem nahen Badeorte Rannk, einem stark besuchten Sauerbrunnen, gelockt, wenn er nicht so ganz aus meiner Tour gelegen hätte; so aber zog ich vor, noch ein wenig in dem freundlichen Kaschau zu weilen und mich umzuschauen. Als Commercialpunkt ist Kaschau von bedeutender Wichtigkeit, da es an jener grossen Landstrasse liegt, welche von Südungarn über Eperies und Bartfeld nach Sandez, Cracau und eben so auch nach Tarnow und Lemberg führt, der hohe Produktenaustausch also hier seinen Weg nimmt, weshalb es nichts Seltenes ist, grosse Waarenzüge mit Wein, Häuten, Wolle und Kaufmannsgütern zu sehen, die die Verbindung zwischen den beiden Königreichen Polen und Ungarn in der lebhaftesten Art aufrecht erhalten. Es trägt aber auch Kaschau das Gepräge der Wohlhabenheit und des Fleisses, man sieht manches grosse, sogar luxuriöse Gebäude, besonders nach dem verheerenden Brande desto schöner aus der Asche emporgestiegen. Der reiche Adel Nordostungarns pflegt in Kaschau wie in Eperies den Winter zuzubringen, begünstigt durch die gute Strasse zwischen beiden Städten, welche obenein noch der Eilwagen regelmässig befährt. Im Sommer versammelt sich alles, was in dieser Gegend irgend zum guten Ton gehört und nicht durch Geschäfte abgezogen wird, im Bartfelder Bade, das durch die ausserordentliche Kraft seines Gesundheitswassers, eines eisenhältigen Sauerbrunnens, eine Menge Fremde aus Polen, Russland und selbst Deutschland

anlockt und der Stadt Bartfeld, die die Besitzerinn dieses, ½ Stunde entfernt liegenden Bades ist, eine sehr bedeutende Summe als Pachtgeld einbringt. Das Bad, welches sich durch den starken Besuch bedeutend gehoben hat und namentlich Juli und August trotz der schönen und grossen Gebäude, die es einem Städtchen ähnlich machen, kaum den Ankommenden ein Unterkommen zu geben im Stande ist, liegt in einem freundlichen, waldigen Thale inmitten lieblicher Promenaden, die allerdings nur in einem Tannenwalde sich erstrecken, jedoch durch die Kunst bestmöglichst verschönt worden sind. Im Badeorte selbst bietet die grosse Allee einen Spaziergang dar, doch behauptet man, dass der Boden, den überall die Quellen des Sauerwassers durchdringen, dem Wachsthum aller grössern Pflanzen hinderlich sei. Jedenfalls ist die Hauptsache das Wasser, welches wohl mehr als die Natur die Menschen hinlocken mag, da diese in andern benachbarten Sauerbrunnen wie in Lublau und Schmöks unendlich lieblicher, grossartiger und interessanter ist. Das Wasser, welches aus drei Hauptbrunnen quillt und in Flaschen leicht einen Bodensatz von kohlensaurem Eisenoxydhydrat absetzt, welcher beim Liegen an freier Luft seine Kohlensäure verliert, dies Wasser wird sowohl zum Baden wie zum Trinken benutzt und zwar am Morgen mehrere Stunden lang zum Trinken, der übrigbleibende Vormittag wird dann zum Baden und Ausruhen von der Morgenpromenade verwandt. Nach hinreichender Verdauung des Mittagsmahls, welches für billige Preise *à table d'hôte* eingenommen wird und mit dem gewöhnlichen Preise von 12 Silbgr. in Ungarn unverschämt theuer bezahlt wird, — geniesst der Patient wieder den Sauerbrunnen und sucht sich darauf den Rest des Tages bestmöglichst im Theater oder beim Kartenspiel in gemüthlicher Unterhaltung bei einzelnen Familien oder durch ein Tänzchen die Zeit zu vertreiben. Für alle Nervenkrankheiten, Hämorrhoiden und Abzehrungen ist dieses Wasser ausserordentlich vortheilhaft, dessen Eisenbestandtheile im Allgemeinen stärken, die Verdauung unterstützen, nach dem Genuss von 60 bis 180 Maass, die man während der Badezeit von 3 bis 6 Wochen einnimmt, den Kranken herstellen und ihn von seinen Leiden befreien. Der Genuss des Wassers, welcher wegen seiner vielen Kohlensäure so belebend und erfrischend

wirkt, dass es die ganze Gegend weit und breit in der Mischung mit Wein zum gewöhnlichen Getränk gemacht hat, ist jedoch für den Patienten nicht hinreichend, sondern er gebraucht auch Bäder, nachdem das Wasser vorher gewärmt worden ist. In den eigentlichen Badegebäuden ist das Bad unmittelbar bei der Hand, sonst muss man es sich in gewärmtem Zustande für den Preis von 4 Silbgr. im eigenen Quartier zurichten lassen. Sollte das Bad besetzt sein, so muss man sich begnügen, in dem Städtchen Bartfeld zu wohnen, welches nur eine halbe Stunde von dem Bade entfernt ist und sich eines hohen Alters rühmt. Natürlich wird jeder, der noch ein Plätzchen bekommen kann, Sorge tragen, lieber in der freien Natur oder im Bade selbst unterzukommen als in dem alten, verräucherten Städtchen seine Residenz aufzuschlagen.

Die schon oben angeführten benachbarten Badeorte haben viel dazu beigetragen, dass Bartfeld an Besuch verloren hat, und es ist nicht mehr das, was es früher war. Nicht nur Patienten und Reconvalescenten sind es, die sich hier auf Promenaden und im Theater sehen lassen, sondern vielleicht zwei Drittel des ganzen Besuchs sind Menschen, die der Unterhaltung wegen den Ort oft besucht haben, und leider unter diesen viele, deren einziger Magnet der Pharaotisch ist, der hier mehr als anderswo, beinahe so stark wie in Mehadia excellirt. Es werden in Bartfeld ungemein hohe Summen gespielt und verloren, die, wenn auch grade nicht so hoch wie in Aachen und Pyrmont, doch wenigstens für ein geldarmes Land wie Ungarn noch immer zu bedeutend sind und den Wunsch rege machen, dass die Regierung und die Comitats-Behörde ernsthaft dagegen einschritten, um so viele unglücklichen Vorfälle zu verhindern.

Doch wir haben uns so schnell in das Bartfelder Bad von Kaschau verlocken lassen und, um nicht etwa dem Vorwurf ausgesetzt zu sein, dass uns das dort so florirende Hazardspiel unnütz so lange aufgehalten hätte, kehrten wir eiligst nach Eperies zurück, um zwei in seiner Nachbarschaft befindliche Merkwürdigkeiten von mehr wissenschaftlichem Interesse zu besuchen, von denen namentlich eine, die Salzsiedereien zu Sóvar, einen längern Aufenthalt verdienen. Nur ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt, erreicht man diesen seit uralten Zeiten her

und einst wohlbefestigten Ort, dessen wörtliche Uebersetzung vom ungarischen *So*, Salz, und *Var* oder Burg herkommt. Der königliche Bergrath und Chef des hiesigen grossen Salzwerks erlaubt mit zuvorkommender Bereitwilligkeit jedem Fremden und namentlich dem Manne von Fach die Besichtigung der Manipulationen, und es ist hier am Orte, diesem Herrn von Rombauer, so wie dem sämmtlichen Beamtenpersonale den Dank für jene ausserordentliche Artigkeit abzustatten, deren sich jeder Wissbegierige hier zu erfreuen hat. Die werthvollen Salzbrunnen waren oft der Gegenstand der Zwietracht und selbst des Krieges. Bald besassen es die Bürger von Eperies, bald der König von Ungarn, der es an treue und verdiente Grossen zum Lehn gab, bald nahmen Insurgenten und Malcontenten davon Besitz, bis endlich nunmehr dasselbe ganz mit den dazu gehörigen fünf Dörfern ein königliches Salzkammergut bildet, von Deutschen und Slawen bevölkert, die in mehrere Bezirke vertheilt, theils als Bergleute, theils als Salzsieder und endlich als Ackerbauer und Fuhrleute beschäftigt sind. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an, eine regelmässige Salzsiederei einzurichten, nachdem früher nur ein bergmännischer Abbau getrieben worden war, der jedoch sich immer ärmer stellte, da die Salzmasse nicht so wie in Bochnia und Wiliczka in grossen Stockwerken vorkam, sondern die kleinen Partikeln mühvoller von taubem Gestein getrennt werden mussten. Die Gebirgsmasse, in der diese Steinsalzbildung auftritt, sind zu oberst bläulich graue und gelbliche Mergelschichten, die einzelne Eisennieren haben und auf einer blassbläulich grauen Schieferlage ruhen, in der sich bereits Schnüre und Knauer von Gips, Lagen von Thon und Salzspuren vorfinden. Das eigentliche Salzstockwerk hat in der First graue, salzhaltige Anhydritmassen, so wie Gips, der selbst mit dem Steinsalz innig verwachsen ist, zur Soole aber Bänke von Dolomit und Thonschichten, mit häufigem Vorkommen von körnigem, fasrigen und dichten Gips, Anhydrit und Polyhalit. — Die Förderung der Soole geschieht auf die gewöhnliche bergmännische Art aus der Teufe durch Pumpensetzen und wird in grosse Cisternen geleitet, die unmittelbar mit den Sudhäusern in Berührung stehen. Diese Sudhäuser, nach den neusten und besten Principien gebaut, hell, freundlich

und bequem eingerichtet, liefern ein ausgezeichnet gutes, körniges Salz und das Abdünsten der Lauge geschieht in grossen Pfannen, von denen eine an 60 Schuh Länge hat und die sich bedeutend erhaben über dem Boden befinden. Die Vorrichtung des Feuerns ist in der Art getroffen, dass die Lauge leicht eine Temperatur von 60° Reaumur erreicht, in welcher sie erhalten wird, um am schleunigsten die wässrigen Theile abzugeben. Zum Abziehen des Rauches der Feurung wie des Dunstes der Pfannen sind eigne Züge angebracht, nachdem vorher die Wärme noch zur Heizung der Dörren verwendet worden ist. Die Pfannen selbst bestehen aus $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Eisenblechen, die durch Schrauben mit einander verbunden, zusammengezogen und durch Kitt gegen das Lecken gesichert sind. Man unterscheidet Wärmpfannen und Siedpfannen, die ersteren, in welche die Soole 14 Zoll hoch hineingeführt wird, befinden sich zu den Seiten der Siedpfannen und ihr Boden in gleichem Horizonte mit der obern Fläche des Siedpfannenrandes, um so bequem in letztere die angewärmte Soole abfliessen lassen zu können.

Zum Beginn der Arbeit wird also nun, nachdem das ganze Sudhaus allmählig angewärmt ist, die Soole in die Wärmpfannen hineingeführt und so lange darin gelassen, bis die Siedpfanne hinreichend erhitzt ist, alles Werkzeug zur Hand liegt, worauf man dann aus den Wärmpfannen die Siedpfannen füllt und zwar in einer Höhe von acht Zoll, was erst binnen zwei Stunden vollständig erfolgt ist. Dieser Siedpfannen sind zwei, eine von 1800 Quadratschuh Oberfläche und eine von 900, die erstere von 21 Zoll, die letztere von 18 Zoll Tiefe, und ausserdem noch mit einem Rande ringsherum umgeben, der den Zweck hat, das Aufsteigen und Ausspritzen der Soole zu verhüten, während dem Zutritt der Luft durch den sogenannten Mantel und einen Deckel von hölzernen Bohlen begegnet wird. An der vordern Seite hat der Rand eine geneigte Lage und ist mit einer Anzahl kleiner Einschnitte versehen, die zum Zurücklaufen der Lauge dienen. Wenn nämlich die Soole bereits während fünf Stunden gesiedet ist, so setzt sich auf dem Boden wie an den Seiten des Kessels das Salz in körniger Gestalt an und wird durch die hölzernen Krücken der dabei beschäftigten Arbeiter stationenweise von dem hintersten Ende der Siedpfanne

nach vorn gefördert, die geneigte Ebene des Randes hinaufgezogen und es bleibt dort auf dem sogenannten Ausspeerstock einige Stunden liegen, bis der grösste Theil der Feuchtigkeit in die Pfanne zurückgeflossen ist. Vor dem Ausspeerstock ist eine hölzerne, gegen die Pfanne geneigte Fläche, die man den Ausspeerplatz nennt und von der das Salz in die sogenannten Tropfkammern kommt. Dieses sind gewissermassen hölzerne Kasten, aus denen sich der letzte Rest der Soole im Verlauf eines Tages in einer Rinne hineinzieht und in die Pfanne zurückfliesst, und wo durch den hohen Temperaturgrad das Salz schon mehr getrocknet wird, das jedoch, um es vollends trocken zu machen, noch auf die Dörre in eignen Dörrstuben ein Paar Zoll hoch ausgebreitet wird. Die Lage dieser Dörrstuben ist in der Nähe der Heizungen und der Rauchabzüge, weshalb man auch Gluthdörren und Rauchdörren unterscheidet, von denen die ersteren einige 60 Grade Reaumur, die letzteren aber kaum halb so viel Hitze haben, weshalb auch in den letzteren das Salz längere Zeit liegen muss, ehe es hinreichend trocken ist, was erst in zwölf Stunden geschieht, während in den Gluthdörren nur sechs Stunden dazu erforderlich sind. Ist das Salz hinreichend gedörrt, so wird es in den Vorrathshäusern aufgeschüttet und in hölzerne Fässer geschlagen, in welche jedesmal drei Centner hineingehn. Die verpackte und einregistrirte Salzproduktion geht dann als königliches Monopol an die verschiednen Salzverschleissdirectionen des nördlichen und nordöstlichen Ungarns und wirft noch immer einen Nutzen von mehr als dem Zwanzigfachen seiner Produktionskosten ab. Mit der regelmässigen Salzerzeugung fährt man auf diese Art fort, indem die Wärmpfannen aus den Cisternen beständig in der Höhe von 14 Zoll gespeist werden, in den Siedpfannen aber, so oft Salz ausgesperrt wird, die Höhe der Soole von 8 Zoll durch die Wärmpfannen wieder ergänzt wird. Nach einem Paar Wochen hört man mit der Feurung auf, entleert die Siedpfanne, indem man die vorräthige Lauge in eigene Behältstuben, sogenannte Badstuben, ablässt, die Pfanne reinigt, etwanige Fugen verkittet, dann die abgelassne Lauge wieder zurückpumpt, neue hinzulässt und den regelmässigen Betrieb wie früher fortsetzt. Das gänzliche Reinigen und Herrichten aller zur Salzsiederei gehörigen Localitäten geschieht circa alle halbe

Jahre, wobei natürlich nicht nur die Kessel, sondern auch die Feurung, die Gebäude etc. einer gründlichen Reparatur unterworfen werden.

Abgesondert von der Verwaltung der Salzsiederei hat die ausgebreitete Wirthschaft so wie das Waldwesen einen eigenen Vorstand und es bildet Sóvar mit seinen Pertinenzien einen lebhaften Ort, der sich eines regen Verkehrs um so mehr erfreut als mit dem benachbarten Eperies eine lebhafte Verbindung Statt findet. Die grosse Anzahl der hiesigen Beamten, der angenehme, gebildete und feine Ton aller hiesigen Cirkel, das Zusammengedrängtsein so vieler geistreicher und gebildeter Männer kann Sóvar zu einem so angenehmen Aufenthalt machen, wie ihm und Eperies vielleicht kein zweiter Ort Oberungarns sich an die Seite reihen darf. Es kommt hierzu noch ein freundliches, mildes Clima, die schönen, mit reichem Laubwald bedeckten Hügel und die Nähe des Bartfelder Bades, des freundlichen Kaschau und der polnischen Grenze, um den Commerz dieser Gegend zu erhöhen, der natürlich bei der jährlichen Erzeugung von mehr als 100,000 Centnern Salz einer Masse Hände Arbeit giebt und die Strassen mit Wagenzügen bedeckt.

So kehrten wir nach Eperies zurück, um von dort aus uns die Erlaubniss zu holen, die dem Herrn von Fejerváry zugehörigen edlen Opalgruben von Cservenitza zu besuchen. Dieser Edelstein, welcher in erdigem Trachyt auf den Bergen Simonka, Jadlowitz, Libanka und Dubova um Cservenitza gegraben wird, ist schon seit langen Jahren in jener Gegend bekannt gewesen, jedoch konnte der frühere Besitzer keinen Nutzen aus seinem Unternehmen ziehen, was wohl grösstentheils an einer fehlerhaften Leitung der ganzen Arbeit lag, besonders da er der Regierung einen ungemein hohen Pachtschilling, wenn ich nicht irre, 6000 Stück Dukaten zahlen musste. Als die Pachtzeit vorüber war, weigerte er sich, die in schlechten Ruf gekommenen Opalgruben ferner zu behalten, und da sich auch kein anderweitiger Pächter für diese in schlechten Ruf gerathene Speculation finden wollte, so blieben sie so lange nutzlos liegen, bis die Regierung um die Hälfte ihren Pachtschilling herunterliess, worauf sie der gegenwärtige Besitzer, der

als früherer Beamter des vorigen Pächters sie genau kannte, von der Regierung übernahm.

Es wurde nun der frühere Raubbau eingestellt, ein regelmässig bergmännischer Abbau eingeleitet, die erhaltnen Edelsteine nur dann, wenn sie wirklich preiswürdig waren, in den Handel gebracht, der gute Credit des Artikels allmählig wiederhergestellt, schlechtere und unbedeutendere Vorkommen von Opal gar nicht zu Tage gefördert, sondern als taube Berge zur Versetzung der alten Baue benutzt, den Speculanten mineralogischer Schaustufen das Ausschleppen derselben unmöglich gemacht, der Zutritt in den Gruben Jedermann ohne Ausnahme verboten, und die Folge davon war, dass heute Herr Fejerváry Millionair ist. Anstatt einen Ort mit seinem Artikel zu überschwemmen und dadurch den Preis herabzudrücken, muss man jetzt Bestellungen zur rechten Zeit machen, um das gewünschte Geschmeide zu erhalten, und der Besitzer bedarf keiner Wiener Zwischenhändler, um im Orient wie im Occident Käufer aus der ersten Hand zu haben. Doch nicht umsonst machte er seine vielen Reisen, die Folgen davon sind das Museum, welches er in Kaschau gründete und das durch seine grossen Schätze in einem eigens dazu erbauten Gebäude der Stadt zur grössten Zierde und dem Besitzer zur grössten Ehre gereicht. Leider sind die Opalgruben, welche namentlich auf den beiden zuletzt bezeichneten Bergen den meisten Segen haben, so unzugänglich, wie die Diamantenwäschereien von Minas-Geraes in Brasilien und die von Golconda in Ostindien.

Nachdem so die Hoffnungen vereitelt waren und der lüsterne Gaumen und mineralogische Appetit durch keine Stufen befriedigt wurde, blieb nichts andres übrig, als dem freundlichen Eperies mit seinen Basteien und Thürmen, seinen alten Kirchen, von denen namentlich noch eine einst den Jesuiten gehörte, Lebewohl zu sagen, den freundlichen Gärten und Wäldern, den hübschen Hügeln, gekrönt mit alten Schlössern und den noch viel schönern Eperieser Damen den Rücken zu drehen, um entweder über Zeben in das Popper Thal zu gehen und den nördlichsten Punkt Ungarns aufzusuchen oder direct nach Leutschau, um den verwandten deutschen Stamm zu begrüssen, oder endlich nach Kaschau zurückzukehren und von dort die

Wiege des oberungarischen Bergbaues zu erforschen. Wir wählten das letztere und pferchten uns aufs neue in den Eilwagen ein, um den vier Meilen weiten Rückweg anzutreten. Doch kann ich nicht diese Gegend, nicht das salzreiche Sóvar verlassen, ohne den Leser aufzufordern, mit mir einen Blick auf die andre Salzerzeugung Ungarns, die des Steinsalzes im Marmaroser Comitat, zu werfen. Allerdings ist die Steinsalzerzeugung von Marmaros nicht von jener Wichtigkeit wie in Bochnia und Wiliczka, der Bau nicht so grossartig, doch immer noch für jene Gegenden, für das ganze Theiss- und untere Donaugebiet, von höchstem Interesse. Der Hauptbergbau auf Salz findet in Marmaros, in Rhonaszék, Szlatina und Sugatagh Statt, wo jährlich an 2 Millionen Centner erzeugt und Theiss abwärts geführt werden. Rhonaszék ist das älteste, Szlatina gegenwärtig das bedeutendste Bergwerk. Die Gegend des Marmaroser Comitats ist, wie überall in demselben, ein hügelförmiges, reich bewaldetes Terrain, in den höhern Gegenden Tannen und Fichten, in den tiefern Buchen und Eichen, jedoch ist der Wald, der in den abgelegnen Gegenden des Comitats an der Grenze der Bukowina und der Szekler Stühle undurchdringlicher Urwald ist, in der Nähe der Salzgruben in Folge einer frühern schlechten Wirthschaft sehr ausgehauen und es ist nichts Seltnes, kahle, dem Auge sehr unangenehme Gebirgsrücken zu sehen. Der Hauptflecken des Comitats, Szigeth, so wie die Hauptcommunication, die Theiss, stehen durch ziemlich gute Strassen mit den Gruben in Verbindung. Während in Rhonaszék das Salz mehr grau ist und sich selten von fleischrother oder bläulicher Farbe zeigt, ist in Szlatina dasselbe weiss und reiner. Die Gebirgsformation, in der die Salzbildung auftritt, ist im Allgemeinen dieselbe, wie wir sie bereits bei Sóvar kennen lernten, und die Arbeiten mit dem Erdbohrer lehren die Annäherung an das Salzstockwerk, so wie Anhydrit, fasriger Gyps und bläulicher Mergel, der mit Salz imprimirt ist, sich zeigt. Der bergmännische Abbau auf diesem grossen Salzzuge, welcher unstreitig einen innigen Zusammenhang hat und aus der Wallachei und Moldau über Siebenbürgen durch das Marmaroser Comitat nach Sóvar und Wiliczka zieht, dabei durchgehends die grade Richtung von Südost nach Nordwest

beibehält, ist in der ganzen österreichischen Monarchie derselbe und wird in seiner Ausdehnung durch die Grösse der Stockwerke bedingt, so dass Wiliczka durchschnittlich als Norm des ganzen Salzbergbaues dieses Zuges gelten kann, bei dem es charakteristisch ist, dass die einzelnen Stockwerke kein zusammenhängendes Flötz zu bilden scheinen, jedoch überall auf der ganzen Erstreckungslinie einzelne Salzquellen und andre Kennzeichen die Richtung andeuten, wobei das geognostische Verhältniss sich gleich bleibt, und nur die Mächtigkeit der Schichten das Salzlager bald hebt, bald senkt, so dass es bei Szlatina und Sugatagh in einer seigern Teufe von 90 Schuh, bei Rhonaszék aber schon in 60 Schuh auftritt. Die Abbauwürdigkeit des Salzstockes bestimmt die grössre oder mindre Reinheit desselben, so dass man oft selbst das reichste Vorkommen nicht benutzen kann, weil nur einzelne Striche reiner Salzmasse sich finden und alles Uebrige von Gypsschnüren, Lettenklüften, Thonkeilen durchdrungen ist, so dass das Aushalten der tauben Berge die Kosten zu sehr steigern müsste. Nur in einzelnen Drusen, namentlich in Szlátina, welches viel mit Wasser zu kämpfen hat, finden sich die schönsten weissen Schaustufen vor, während die übrige Salzmasse den mächtigen Körper bildet, der durch den gewöhnlichen Stockwerksbau ausgebeutet wird.

Wie überall, hat auch bei dem Salzbergbau der Bergmann weniger den Nutzen von dem Reichthum der Erde, sondern verdient im Schweisse seines Angesichts nur grade so viel, um die nothwendigsten Bedürfnisse seines Lebens zu bestreiten. Die Arbeit geschieht in der Saline natürlich nur mit Schlägel und Eisen und der Bergmann muss dabei beobachten, so wenig wie möglich Abgänge zu haben, da ihm nur die sogenannten Steine zwischen 50 und 100 Pfd. gezahlt werden, der Abgang aber, das sogenannte Minutiensalz, nichts einbringt und dieses allein zum Vortheil der Regierung in Tonnen gestampft und verkauft wird. Ist die Salzbank unterarbeitet und umschrämmt, so ruft der Arbeiter die übrigen Bergleute zu Hülfe, und mit eisernen Brechstangen wird dann die Bank losgebrochen. Dieser grosse Salzklumpen wird nun mit Schlägel und Eisen in Steine getheilt und der Bergmann bezeichnet sich jeden derselben, damit bei der Tagförderung ihm kein Unrecht geschieht. Nach einer zehn-

oder zwölfstündigen Schicht fährt er aus der Grube und controllirt selbst sein gefördertes Produkt, da seine Arbeit ihm *per* Centner in Rechnung gebracht und monatlich ausgezahlt wird. In neurer Zeit ist man im Abbau vorsichtiger geworden, da viele der alten Bauten aufgelassen werden mussten, weil die Stockwerke zu sehr ausgehauen und zu wenig Pfeiler stehen gelassen waren, man im Allgemeinen mehr für den Augenblick der Gegenwart als für die Zukunft arbeitete, und es ist desshalb bei den vielen verstürzten Gruben um Ronaszék der Beweis zu finden, dass der Salzbergbau dieser Gegend überaus alt ist. Zeigt sich in einem alten Bau die Brüchigkeit desselben durch Risse und Sprünge und durch das Hineinsickern des Wassers, so muss der Bau aufgelassen werden und das Ertrinken in einer Grube, dem man übrigens oft durch Erbstollen und Wasserkünste begegnen kann, ist weniger gefürchtet als der Bruch, da im ersteren Falle immer noch die Aussicht übrig bleibt, die sich bildende Soole zu benutzen und hierdurch auch sogar noch unreines Steinsalz auszulaugen.

Um aber dem Leser die Fortsetzung seiner Lectüre nicht ganz zu versalzen, ist es mir grade recht, dass unser Eilwagen auf dem schauderhaften Pflaster der Kaschauer Vorstadt zu rumpeln und zu stossen anfängt, und da ich nicht die Absicht hatte, noch einmal mich längere Zeit in Kaschau aufzuhalten und die abendliche *grande-promenade* um das Musikchor des Regiments Rothkirch zu machen, so verfügte ich mich zum Diner und stärkte meine müden Knochen zur Weiterreise, die *per pedes apostolorum* trotz der heissen Julisonne des Mittags noch selbigen Tages bis zu den berühmten Silbergruben von Arány Jdka (Aranidka gesprochen) ausgedehnt werden sollte. —

Das blaue lebensfrische Gebirge, welches vor mir lag, hatte mir hinlänglich jedes Fahren auf den Wegen verleidet, ich liess Sack und Pack zurück, hing mein Felleisen über den Buckel, lud den Rest der Reise-Nécessaires meinem treuen Franz auf den Rücken und als die Sonne aus dem krystallblauen Zenith brennend heiss herniederschien, verliess ich Kaschau mit seinen todten und öden Strassen, deren Gebäude auf das lebhafteste an die alten deutschen Mittelstädte erinnerten.

Auf vielen Fussreisen habe ich die Erfahrung gemacht, dass

es dem Menschen nicht ganz unähnlich mit den alten, abgetriebnen Pferden geht —; hat der Körper sich erst förmlich in Schweiss gebadet, so sind alle Knochen noch einmal so gelenkig, förmlich elastisch schnellt sich der Fuss vom Boden empor und Hindernisse, die uns früher als kaum besiegbar erschienen, sinken dann zu Kleinigkeiten herab. —

Der dichteste, schönste Buchenwald nahm uns endlich hinter dem Edelsitz Semsoe in sein kühles, aromatisches Dunkel auf, mit Sing' und Tanz kürzte sich der Marsch und der Tag. Ein reizendes, saftig grünes Thal, umgrenzt von schön gerundeten Waldbergen, bot so viele überraschende und liebliche Aussichten dar, dass die vier Stunden Weges bald vollendet waren und wir vor den ersten Häusern des Ortes Arány Jdka standen.

Ja, das ist Waldeinsamkeit, — ein Thal, ein blauer Himmel und viele, viele Berge! so ist Arány Jdka. — Oben ein rothes Kirchlein mit bimmelnden Glocken, rauschenden Quellen in schattigen Tiefen und über Allem der riesige Scheitel des Holla, eines alten Berggreisen, von dem ich zum ersten Male die Carpathen schauen sollte. — Die Sonne sank hernieder, sie küsste die Spitzen der Berge und von ihrem gluthhauchenden, liebesathmenden Kusse errötheten purpurn die Silberwölkchen, die lispelnde, kosende und buhlerische Luft aus den blaugrünen, fernen Thälern heraufgelockt hatte. — Der Bach trieb heute keine Werke, keine Hämmer, keine brausenden Oefen, er schäkerte mit den Forellen, — die Najade träumte Stunden der Lust im Arme des üppigen, schwellenden Ufermooses, — o, die Natur war heute frei, sie feierte den Sabbath! —

Mit vieler Mühe gelangte ich, schon ziemlich ermattet, auf steilem Wege in das obere Dorf.

Der galante Buchhändler Kaschaus hatte mich mit hinreichenden Empfehlungsbriefen versehen, die hier einen ganz andern Werth haben als anderswo, da sie nicht zur Landplage geworden sind.

Das muntere, lockige Weibchen eines finstern, schwarzen Grubenarbeiters führte mich fortwährend plaudernd und lachend in die Apotheke, an deren Besitzer man mich addressirt hatte. Die Musterung meiner Person, die freilich im bestaubten Som-

merrocke und dem kleinen Tornisterchen nicht sehr empfehlend sein mochte, erfolgte von Seiten des Herrn Principals so strenge, dass ich mich kaum eines Lächelns erwehren konnte. Schon schien die gute Hausfrau sich bemühen zu wollen, mir, dem einem reisenden Handwerksburschen ähnlichen Wanderer eine kleine Erquickung zukommen zu lassen, als der unterdessen gelesene Brief die Sachen beträchtlich umgestaltete. Das ernste Geschäftsgesicht des Lesers hatte sich in eine freundlich lächelnde Bewillkommnungsmiene verzogen, man forderte mich auf, das Haus als einstweilige Heimath zu betrachten und vor den Schaaren lästiger Wirthshaus-Flöhe hier ein besseres Asyl zu suchen.

Mit Freuden nahm ich so herzlichen Antrag an und schon in wenig Minuten fühlte ich mich in einem kleinen, allerliebsten Zimmerchen heimisch, dessen Aussicht in jeder Hinsicht reizend war. —

Der Berg, auf dessen Rand die Wohnung lag, fiel plötzlich steil in das rauschende, dunkle Waldthal herab, um jenseits in viel riesigeren Formen, jedoch eben so schön belaubt, emporzusteigen. — Die erquickende Abendkühle, nach dem ermattenden Tagesmarsch, das reinliche, frugale ländliche Abendmahl im Kreise einer plötzlich vertraut gewordenen Familie hatte etwas so Wohlthuendes, ich möchte beinahe sagen, Beglückendes, dass ich mich schon in kurzer Zeit unter so lieben Leuten zu Hause fühlen musste. —

Ein eben so schöner Morgen folgte dem Abend und ich säumte nicht, meine Kräfte aufs neue anzustrengen, um die vielen Sehenswürdigkeiten des Ortes in möglichst kurzer Zeit mitzunehmen.

Die Arány-Jdkaer Silbergruben sind gegenwärtig die reichsten Ungarns und beschäftigen 7—800 Gruben- und Hüttenleute. Die Verwaltung des Ganzen ist musterhaft und von jedem der hiesigen Beamten gilt das, was ich schon oben im Allgemeinen von den Ober-Ungarischen Bergbeamten zu äussern mir die Freiheit nahm.

Der Ton, der unter diesen Bergleuten herrscht, ist ein neuer Beweis, dass der Gedanke an den stets nahen Tod, wie er den Bergmann wohl selten verlässt, auf die Religiosität einen höchst

vortheilhaften Einfluss ausübt. Die Bergleute sind wahrlich keine Scheinheilige, wenn sie mit dem grössten Eifer ihre religiösen Gebräuche ausüben, viel auf Gebet und Gesang halten und die strengste Moralität unter sich aufrecht zu erhalten suchen.

Jeder Mensch, in welchem das Gefühl für solche edlere Denkungsart nicht erstorben ist, kann mir unmöglich Unrecht geben, dass es erhaben und veredelnd für Geist und Herz sein muss, in solcher Umgebung zu leben. Ich gestehe gern, dass ich im Gebirge unter so frommen, einfältigen Bergleuten stets besser bin als in dem schmutzigen, niedern Stadtgewühl.

Rührt auch theils diese Frömmigkeit der Grubenarbeiter von der Furcht her, so ist sie doch darum nicht im geringsten zu tadeln. Die traurigen Beispiele, welche so häufig sich ereignen, sind wirklich hinreichend geeignet, Furcht einzuflössen. — Noch vor kurzer Zeit ereignete sich in diesen Gruben der Fall, dass beim Laden eines Sprengschusses das Pulver sich entzündete, der hinausgetriebne Stössel die Brust des Arbeiters durchbohrte und ihn sofort tödtete. — Ein Anderer starb eben so plötzlich, als ein Stück der Zimmerung einstürzte und ihn zerschmetterte. Wie viele dieser armen Leute mögen nicht sicherlich in Ungarn allein verschüttet, lebendig begraben, ersäuft, erschossen, zerquetscht, vergiftet und zerschmettert worden sein! — ist da nicht die grösste Vorsicht wünschenswerth, sollte sie selbst nur in geistiger Hinsicht es sein! —

In circa 28 betriebnen Stollen kommt ein antimonialisches, arsenikalisches Erz bald von wenigem, bald von vielem Loth Silbergehalt vor. Der Erbstollen Ludovica, in den ich zuerst einfuhr, enthält gegenwärtig die reichsten Schläge und Strecken. Für den Laien hat der Besuch des Bergwerks, besonders beim ersten Male, etwas eigenthümlich Grauenhaftes und Ueberraschendes. Das Schiessen in den Gruben gleicht dem fernen Donner, der eingeschüchterte Fremdling, den nur Neugierde in den Bauch der Erde trieb, erschrickt vor diesem lang gehaltenen Rollen und wähnt sich verschüttet. Die Gestalten der Grubenleute mit ihren kleinen Lichtern fahren neben ihm auf und nieder in schweigender Stille, nur bisweilen durch ein halblautes, dumpftönendes „Glück auf!“ unterbrochen, — dazu der kalte, schneidende und pfeifende Wind, das klagende, taktförmige Tröpfeln

des Wassers, das ferne Rumoren der Maschinen, — — alles dieses macht einen beängstigenden und einschüchternden Eindruck. Die Nichtigkeit unsers Seins fällt vielleicht nirgends so klar in die Augen als in diesen Heimathsstätten der Götzen unserer begehrlichen, lüsternen, schwindelnden Welt, — — — — des Goldes und Silbers. — Sobald das Erz aus den Gruben zu Tage gefördert ist, wird es von einer Versammlung kleiner Buben geschieden, d. h. von dem tauben Gestein gesäubert und dann in das Hüttenamt abgeliefert.

Da man hiesigen Orts die neuere Amalgamations-Methode der ältern Schmelzmethode vorgezogen hat, so wird das Erz in Pochwerken zu Mehl gestampft, die kostbaren Ueberreste aber, die das Wasser mit sich führen sollte, auf die gewöhnliche Art in Sümpfen aufgefangen. Theils Stossheerde, theils Salzheerde, theils oftmaliges Schlemmen scheidet gutes Silbererz von dem noch anhängenden tauben Gestein und es muss so oft eine Absonderung Statt finden, bis man die Ueberzeugung erlangt hat, dass der mögliche Verlust kaum nennenswerth ist. Das getrocknete Mehl wird in Rostöfen geröstet und so der Amalgamations-Prozess vorbereitet, indem man durch die angebrachte Hitze die arsenikalischen und schweflichten Theile vertreibt. Das Amalgamir-Werk besteht aus einigen Reihen Tonnen, die durch die Wasserkraft zur schnellen Rotation um ihre Achse getrieben werden. — In diese Fässer füllt man dann das Pochmehl, welches mit Kochsalz versetzt ist, oder giebt eine bestimmte Masse kleiner Eisenstangen hinzu, damit sich das Quecksilber, welches in bedeutender Menge hineingethan wird, desto leichter mit dem Silber im Mehle verbindet und die nöthige chemische Zersetzung begünstigt wird. — Es würde zu weitläuftig sein und gar nicht in dem Zweck dieser Erzählung liegen, wollte ich dem Leser eine Erklärung des chemischen und hüttenmännischen Prozesses vorlegen. Ich deute nur an, um selbst dem Laien verständlich zu sein und in allgemeinen Umrissen das Verfahren dieser mit Recht so berühmten Gruben zu versinnlichen.

Nachdem sich das Silber vollkommen mit dem Quecksilber vermischt und so das Amalgam gebildet hat, wird dieses einer starken Hitze ausgesetzt, die das Quecksilber verdampft, welches sich unterhalb des Gestelles, auf dem die mit Amalgam gefüllten

Teller standen, in Wasser aufsammelt. — So erhält man endlich das reine Silber. Man kann sich denken, dass mit der sorgfältigen Anschauung so vieler interessanter Daten ein Paar Tage vergingen und natürlich auf die angenehmste Art.

Den Beschluss meines Aufenthalts in Arány Jdka machte das Besteigen des Holla, jenes schon oben genannten Bergcolosses, von dessen Gipfel man die Aussicht auf die Carpathen hat.

Meine rege Neugierde trieb mich ziemlich ungestüm vorwärts und nur mit Mühe vermochten meine Begleiter mir zu folgen. Nachdem uns ein gutes Stündchen der Wald bei unserm Vorwärtsklimmen durch sein Dunkel gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschirmt hatte, traten wir endlich in das Freie, auf eine jener Bergwiesen, die sich schon über der Waldregion befinden. Die vielen zerstreuten Felsblöcke waren bald übersprungen und auf dem besten Wege langten wir endlich auf dem Gipfel an, den ein Steinhaufen als solchen bezeichnete.

Ein Meer grüner Wälder lag zu meinen Füssen. In chaotischer Unordnung starrten bald die gerundeten Bergkuppen, bald die grauen, wild zerrissnen Felszacken empor. In den tiefen Thälern blinkte hier und da verstohlen ein rothes, trauliches Dach; die Sonne glänzte zurück von den silberblauen Fäden, die Flüsse und Bäche durch saftig grüne Wiesen zogen. — Die schönste Aussicht bot jedoch der Norden mit seinen himmelhohen Carpathen. Der Blick schwindelte unwillkührlich vor dieser jähen Höhe zurück. Rauh und imposant ragten die unwirthlichen Felsmassen empor aus der weissen Schneedecke, die sie verhüllte, als sollte nie ein Auge die geheimnissvolle Verborgenheit durchdringen.

Alle übrigen Berge, so weit das Auge sie erschauen konnte, erschienen dagegen zwerghaft klein, die fernen Carpathen stützten den Horizont und fachten in meiner Brust immer lauter die Sehnsucht an, bald auf ihrem Scheitel den blauen Aether in noch wenig erforschten Regionen zu durchmessen. Es sank die Sonne so golden, so majestätisch nieder, als wir wieder den Wald betraten und die herrlichen Lichteffekte bewunderten, die sich bei jedem Schritte in erneuerter Gestalt darboten, — jenes saftige Transparent des Grüns, von allen Nüancirungen, von dem

Blauschwarz des fernen Nadelholzes in dichtester Gruppirung bis zu dem hellen Blüthenschmelz des gelben Gimsters auf einsam melancholischer Waldwiese oder in der murmelnden Schlucht eines rauschenden Bächleins. So erreichten wir wieder unser Nachtquartier.

Die Nachricht, dass am folgenden Tage das Annenfest einer nahegelegnen berühmten Wunderkapelle von der ganzen Gegend weit und breit gefeiert werden sollte, trieb mich fort, nachdem ich mich mit schwerem Herzen von jenen einfachen, biedern Leuten getrennt, bei denen ich so manche frohe Stunde verlebt hatte.

An einem kleinen Badeort, Namens Rutnok vorüber, der durch seine antimonialisch-schweflichten Bäder einigen Ruf geniesst und dessen Einrichtung noch auf der niedrigsten Urstufe steht, gelangte ich schon früh Morgens in die romantische Gegend der Kapelle, vor welcher Tausende in bunten, lärmenden Gruppen herumwogten. Das nahe Jáczo oder Jóssau, eine reich dotirte Praemonstratenser-Abtei, hatte einige seiner Geistlichen hieher gesandt, um die kirchliche Feier dieses berühmten Festes zu verrichten. Während aus der kleinen wunderthätigen Kapelle die Hymnen der Andächtigen, das Läuten des Ministrirenden und die schwellenden Töne der Orgel hinausschallten, jubelten draussen Jung und Alt um die Buden der Lebkuchenhändler, die hier mit ihrer Waare und vielen verschiednen Fabrikaten von Wachs eine grosse Rolle zu spielen schienen.

Der Gottesdienst schien durchaus nicht bei den Anwesenden die Hauptsache zu sein. Nur alten Weibern und Kindern mochte das Beten vor den zahlreichen Crucifixen und Heiligenbildern als solche gelten, während die jungen Burschen sich mit handgreiflichen Spässen unter den bunt aufgeputzten Bauermädeln herumtrieben.

Obgleich es noch früher Morgen war, so spielten doch schon die Branntwein- und Weinschenker eine wichtigere Rolle als die Kapelle. Zu ihnen war der Andrang bedeutend emsiger, und die Zoten der Betrunkenen stachen grell gegen die geleierten Lieder der näselnden Processionen ab, die aus allen Ecken und Enden herummarschirten.

Zur Schande der Menschheit hatte auch die ganze Gegend

ihre *Envoyés* von elenden Krüppeln an den belebtesten Passagen postirt. Aussätzige, Verstümmelte, halb Verfaulende lagen längs der ganzen Strasse und bildeten eine Leidens-Allée, durch die man, von ihrem Betteln bestürmt, hindurchfahren musste.

Ich gestehe offenherzig, dass ich einen solchen ekelhaften Anblick noch nirgends gehabt habe. Gewöhnlich besitzt doch jede Gemeinde so viel Energie und Schaamgefühl, dass sie entweder für ihre unglücklichen Mitglieder sorgt und sie den Blikken der Welt durch nothwendige Spitäler entzieht, oder dass sie dieselben wenigstens hindert, ihre Gebrechen öffentlich zur Schau zu tragen und sie als Erwerbszweig zu betrachten. Entweder hat noch nie ein einflussreicher Mann ein St. Annenfest besucht, um solchem polizeiwidrigen, empörenden Unfug zu steuern, oder der Geschmack der Behörden muss sich schon an solchen öffentlichen Skandal gewöhnt haben und ihn höchst ergötzlich finden. Uebrigens ist mir vielseitig versichert worden, dass wohlhabende Bettel-Speculanten sich solche Elenden miethen und bei jedem Jahrmarkt und jeder Wallfahrt nicht allein die Krüppel der nächsten Stadt, sondern der ganzen meilenweiten Umgegend in solchen Schaaren zu Hunderten zusammenrotten, um die herbeiströmenden Fremden zur Mildthätigkeit entweder durch Bitten oder durch Beschimpfungen zu vermögen.

Wem fällt hier nicht unwillkührlich das 12te oder 13te Jahrhundert ein?

Auf ziemlich angenehmen und wohl erhaltnen Wegen erreicht man das nahe Thal, in dem sich die schon erwähnte Praemonstratenser-Abtey Jáczo oder von den Deutschen Jossau genannt, am Abhange barock geformter Kalksteinfelsen erhebt.

Diese wohl gestellten Geistlichen geniessen durch ihr leutseliges, gastfreies Betragen die Achtung und Liebe der ganzen Umgegend. Eine zahlreiche, auserlesene Bibliothek so wie die schönen Gemälde der prächtigen Kirche bezeugen ihren geläuterten und zeitgemässen, die wohl bestellte Tafel und der reichgefüllte Keller auch ihren weltlichen, eben so zeitgemässen Geschmack.

Man sieht es allen diesen Herren an, dass ihnen nichts abgeht. Das fette Bäuchlein fehlt diesen Kuttenträgern so wenig

als allen übrigen, und wer kann es mir verargen, wenn ich bei so solidem, wohlgenährten Aussehen der kahlköpfigen, geistlichen Würdenträger mit jedem Tage mehr und mehr von der Solidität des ganzen Ritus überzeugt werde. Welche Harmonie liegt nicht in dem Schwamm des Doppelkinns, den dicken, rothen Wangen, dem fetten Schmeerbauch und der kahlgeschornen Glatze? — Und diese Leute haben dem Leben entsagt, — einem *on dit* zufolge, — — nun ich möchte erst diejenigen sehen, die dem Leben nicht entsagt haben! —

Ein liebes, altes, herziges Mütterchen, eine meiner Arány-Jdkaer Bekanntschaften, hatte mir dem Fussgänger einen Platz auf ihrem Wagen angeboten, den ich nur desshalb annahm, um der ältlichen Dame eine Begleitung zu gönnen, die ihr vielleicht eine Hand in der Noth sein konnte. — Das nahe bewaldete Gebirge, welches uns noch von Schmöllnitz trennte, hatte mich schon von Kaschau aus zur Fussreise bestimmt und es bedurfte einiger Ueberwindung, um mich in einen Wagen einzupferchen. Das sanft aufwärts steigende Thal verengt sich plötzlich bei dem Orte Stoss oder am Stoss, von dem es nun steil bergauf geht.

Der kleine freundliche Ort zeigt viel Fabrikleben und die fröhlichen Sonntagsgesichter lächelten so verständig und ehrlich aus den blank geputzten Fensterscheiben, dass ich bei dem sächsischen Dialekt mich unwillkührlich in das Erzgebirge versetzt glaubte. — Nette Mädchen boten in weissen Körben hier um einen Spottpreis die besten Kirschen an, die mit der Röthe ihrer würzigen Lippen wetteiferten. Doch das Städtchen blieb bald hinter uns, und da der steile Weg das Fahren so beschwerlich machte, so bot ich meiner Begleitung den Arm und schlug einen kürzern Fusssteig ein, auf welchem ich Gelegenheit genug hatte, die Rüstigkeit der alten Dame zu bewundern, die, ohne sich zu fatiguiren, während des Steigens die Freude ihrer zahlreichen Enkel schilderte, welche sie in Schmöllnitz bald umarmen wollte.

Hätte diese Dame in ihrer Jugend die modernen Zerstreuungen unsrer jetzigen Welt dem idyllischen Landleben vorgezogen, hätte sie nach dem gegenwärtigen guten Ton die Nächte des Faschings auf dem Balle durchgerast und die Tage, halb

todt ermattet, verschlafen, anstatt die Zeit zweckgemäss in wohlthuende Beschäftigung und Ruhe zu theilen, — so würde sie schwerlich in diesem hohen Alter einen 1½ Stunden hohen Berg leicht erstiegen haben und noch so viel früher vor der Ankunft des Wagens angelangt sein, dass sie auch noch ein halbes Stündchen hinunterpromeniren konnte, ehe die wohlbestellte Equipage uns einzuholen vermochte. —

Oben auf dem hohen Marienberge, der eine entzückende Aussicht gewährt, befindet sich eine Kapelle, die ihm den Namen verleiht, und an dem abwärts laufenden Wege nach Schmöllnitz in regelmässigen Stationen eine grosse Anzahl Crucifixe. Schmöllnitz zeigt sich von dieser Höhe höchst vortheilhaft. Es liegt in einem tiefen Gebirgskessel, umgeben von steilen, hohen Gebirgen, die schon theilweise mit Nadelholz bewaldet sind, was bisher auf meiner Reise noch eine ziemliche Seltenheit war und wohl am besten das kältere Clima andeutet.

Die kupfergedeckte, freiliegende Kirche, der grosse sogenannte Kammerhof, der Wohnsitz des Grafen Nyáry, der höchsten Behörde des Schmöllnitzer Bergwerkdistrikts und einige andre höhere Gebäude gaben dem Städtchen ein ganz comfortables Ansehn.

Die Stadt ist beinahe ganz von Deutschen bevölkert, deren deutsche Abkunft kaum zu verkennen ist. Der Bergbau ist der Haupterwerbszweig dieser ganzen Gegend und Zufriedenheit und Glück scheint in diesen Bergen seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Schmöllnitz ist schon seit so langer Zeit der Sitz des Grubenbaues gewesen, dass es kaum auffallen darf, alle Berge in der Umgegend förmlich durchwühlt zu sehen. Der sogenannte rothe Berg zeichnet sich vor allen durch seine Gestalt aus, es ist ein Fuchsbau im Grossen, überall Loch bei Loch, alte Halden und neue Stollen, kurz der Berg ist so umgewühlt, als habe man sein Inneres nach aussen gekehrt. Noch weiter als sich dieser interessante Berg von der Stadt befindet, liegen die jetzigen Kupferwerke, die durch ihr Cementwasser besonders bekannt sind.

Dieses Wasser erzeugt sich in beträchtlichen Massen in der Grube und wird durch mächtige Pumpen zu Tage gefördert. Dann lässt man es ungefähr zickzackförmig über Eisenstäbchen fortlaufen, welche vermöge ihrer nähern Verwandtschaft sich mit

dem Cementkupfer theils bedecken, theils es niederschlagen. Diese Stäbchen werden abgekratzt und vom Kupfer gereinigt, welches man endlich dem Schmelzprozess unterwirft. —

Die Grossartigkeit dieser Manipulation macht es unmöglich, in kurzer Zeit alle Details kennen zu lernen, und es ist also doppelt anerkennungswerth, wenn die Beamten mit der aufopferndsten Gefälligkeit Stunden lang den Mentor machen.

Auch hier hatte mein guter Kaschauer Buchhändler mit Empfehlungsschreiben ausgeholfen und ohne der bettelhaften Zudringlichkeit der ewig nach Branntwein lüsternen Arbeiter ausgesetzt zu sein, konnte ich überall hingehen und mich unterrichten, wie ich wollte. — Nachdem ich so die überirdischen Denkwürdigkeiten in Augenschein genommen, metamorphosirte ich meinen Anzug und hüllte mich in die Tracht eines Landmanns. Mit einem lustigen „Glück auf" fuhr ich in die Tiefe ein, um meine unterirdische Wanderung anzutreten.

Doch ich will die Leser nicht mit einer Schilderung der Strapazen ermüden, — ich nenne nur als sehenswerthe Merkwürdigkeit die Strecken, in denen sich bei ausserordentlicher Wärmeentwickelung das Cementwasser bildet, dort hängt in einer Atmosphäre wie in einer russischen Badestube der Vitriol in grünen und blauen fusslangen Zapfen hernieder, und hätte die erstickende Hitze uns nicht fortgetrieben, so müsste das Erstaunen bei so zauberischem Anblick uns Stunden lang gefesselt haben. Wahrlich hier schien die schaffende Stätte der Gnomen und Berggeister zu sein, in dieser geheimnissvollen Tiefe arbeiteten rastlos die Kräfte der Natur und das geisterhafte, schauerliche Dunkel passte vollkommen in die Werkstätte der unerforschten Elementarkräfte.

In der grössten Tiefe fand ich den Schacht, aus dem die Förderungsgefässe das Erz und das taube Gestein zu Tage schaffen. Wenn man bedenkt, welche Ausdauer, welche jahrelange Thätigkeit dazu gehört, um in solche Tiefe zu dringen, so fühlt man ganz die edle Kraft, die uns die Natur verlieh, um sie selbst zu bekämpfen und zu beherrschen.

Mir war wirklich wohl, als ich nach einigen Stunden des unterirdischen Marsches das Tageslicht erblickte und meine vom Auf- und Abwärtssteigen ermüdeten Füsse waren im höchsten

Grade der Ruhe bedürftig. — Der Stollen, aus dem ich aufs neue die freundliche, lachende Welt betrat, zeichnete sich durch seine imposante Höhe und Bequemlichkeit aus. Die galante Behörde hatte ihn für Damen angelegt, damit auch diese, die doch leider immer so sehr an der Neugierde laboriren, ihr Näschen in den grimmen Wanst der vollen Erde stecken können. Ein Ball, der am Abend meiner Ankunft von der ganzen *haute volée* im Schützenhause gefeiert wurde, verschaffte mir die Gelegenheit, den Kranz der vornehmsten Schmöllnitzer Schönheiten zu erschauen. — Ich fühle desshalb die Verpflichtung, die Schönheit in Schmöllnitz einheimisch zu erklären, denn ein hübsches Gesichtchen folgte auf das andre, es schien als wenn alle Hässlichkeit verbannt wäre, doch es sind ja reiche Leutchen sächsischer Abkunft und ein bekanntes Sprichwort sagt ja schon: In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Uebrigens fehlte es auch nicht an einem tüchtigen Orchester, welches von Bergleuten gebildet und unter einer ordentlichen Leitung die besten und neusten Pièces den lustigen Tänzern aufspielte, bis die frühe Morgenstunde die Schwärmer nach Hause trieb. Ehe ich Schmöllnitz verliess, wünschte ich noch die Kirche zu besuchen, die in einigem Ruf steht, doch leider war und blieb sie verschlossen und ich mit meiner Neugierde draussen.

Ich verfügte mich geduldig in mein grosses Gasthaus zurück, von welchem ich wenigstens die Aussicht auf sie behielt, und worin es mir gar nicht gelingen wollte, mich heimisch zu fühlen, da es ausser der leidigen Grösse durchaus nichts Grossartiges hatte. Steife, ungewaschne, neue Handtücher, hartes Lager, schlechte Bedienung und übelriechende Talgkerzen waren meine Leiden, die ein vorzügliches Diner, welches meine neuen Bekanntschaften veranstaltet hatten, kaum im Stande war vergessen zu machen.

Der andre Morgen sah mich bei regnichtem, trüben Wetter, den Knotenstock in der Hand und den Tornister auf dem Rükken, auf dem Marsche nach Rosenau.

Ich hatte eine Stadt mit deutscher Bevölkerung verlassen, während mein Weg ausserhalb derselben mich durch slawische Dörfer führte, die hier hin und wieder im Gebirge zerstreut mit

den deutschen Städten gewöhnlich nur in schwieriger Communikation stehen und deren Bewohner entweder den Acker bebauen oder als Fuhrleute sich ihr gutes Auskommen verdienen. Die Viehzucht ist natürlich hier nur gering, grösstentheils werden nur Schaafe der Milch und des Käses, weniger der Wolle wegen gehalten, die dann den Sommer über in sogenannten Koscharen, aus Weidenruthen geflochtnen Hürden zur Düngung des Bodens eingepfercht werden und so allmählig das ganze Weideland befruchten, indem man den Koschar von einem Orte zum andern versetzt. Sowie der erste Schnee fällt, wird die Heerde heimwärts getrieben, die Hammel und Böcke so wie die alten Schaafe geschlachtet und das Fleisch eingesalzen, in Fässer gepackt, in welchem Zustande es entweder als Handelsartikel oder als Nahrung während des Winters dient. Bei dem geringen Wiesewachs des bewaldeten Gebirges kann der Bauer nicht so viel Heu machen als er während des ganzen Winters für seine Heerde nöthig hat, er ist desshalb gezwungen, den grössten Theil seiner Heerde auf die angegebne Art zum Winter zu tödten und recrutirt sie entweder zum beginnenden Frühjahr durch die in der Zeit geworfnen Lämmer der Mutterschaafe oder kauft, um das nöthige Bedürfniss an Käse und Senticza (Schaafmilch) zu erhalten, die nöthigen Schaafe ein. Das Rindvieh dieser Gegenden ist durchschnittlich klein und unbedeutend, nur auf die Pflugochsen, als die nützlichsten Thiere der Wirthschaft, wird eine besondre Pflege verwandt und keiner derselben eher geschlachtet als bis er bereits dienstunfähig wird, worauf denn natürlich auch sein Fleisch grade keinen Leckerbissen bildet. Pferde werden im Gebirge sehr wenig gehalten, und diese sind immer klein, schwächlich und von der jämmerlichsten Race, jedoch bei dem Besteigen der Berge auf ihren Füssen sehr sicher und desshalb jedem Reisenden zu empfehlen und, hat man auch wirklich das Unglück, mit dem Pferde zu fallen, so stürzt man nicht sehr hoch, da ein Pferd dieser Art selten mehr als vier Fuss hat und einem shetländischen Pony ähnlich sieht. Nur reichere Bauern und Fuhrleute geben sich mit der Pferdezucht ab, die um so besser wird, je tiefer man in die Ebene hinabsteigt, bis wir endlich in dem Hügellande der Zips und in der polnischen Ebene die reine und edle polnische Race wiederfinden. Besonder

ders fleissig pflegt der Gebirgsbauer auf seine Schweine zu achten, und wenn auch der Genuss des Specks nicht so häufig wie in Unterungarn ist, so ist dagegen das Fleisch delikater und bildet überall da, wo deutsche Städtchen in der Nachbarschaft liegen, einen guten Handelsartikel, da Schweinebraten und Schinken, Wurst in allen Façons u. dgl. zu den Liebhabereien sämmtlicher deutscher Colonisten gehören, besonders während der Winterzeit, wo rohes, saures Kraut mit Leinöl und eine Bratwurst zu den Delicen der slawischen Küche gehören. Mit Federvieh giebt sich der Gebirgsslawe weniger ab, höchstens überlässt er es den Weibern, so viel zu ziehen als zum Eintausch ihrer kleinen Bedürfnisse auf dem Markte nöthig ist, da es ihm durchaus nicht einfällt, den Damen seiner Familie irgend eine Art Nadelgeld zu geben, sondern er sogar noch darauf rechnet, dass die Flachswirthschaft, das Spinnen und Weben der Weiber ihn mit Wäsche und einem Nothpfennig versorgen soll. Im ganzen Norden Ungarns wird ausserordentlich viel Flachs und auch etwas Hanf gebaut. Der letztere verschwindet jedoch, je höher man auf die Berge steigt, also bei Zunahme der kälteren Witterung und des unfruchtbarern Bodens. Keinem Bauern wird es einfallen, sich um den Flachsacker der Weiber zu bekümmern, er überlässt denselben ganz diesen Zweig der Hauswirthschaft, die ihn, nachdem er ausgeblüht hat, der Stengel gelb geworden ist und sich die Samenkapseln oben gebildet haben, also Anfang des Oktobers, mit den Händen ausrupfen, ihn gleich auf dem Felde in kleine Pyramiden lose aufstellen und ihn einige Zeit dem Einflusse der Witterung aussetzen. Darauf wird er in Löchern mit stehendem Wasser, nachdem er vorher in kleine Bündel gebunden ist, eingeweicht und mit Steinen beschwert, wo dann die Gährung von aussen auf den Halm einwirkt und die Festigkeit der Holzfaser aufhebt. Dieser Augenblick muss genau beobachtet werden, da bei zu kurzem Liegen der Zweck nicht erreicht werden würde, bei zu langem Einweichen aber die elastische Flachsfiber selbst angegriffen und mürbe werden würde, da sie theilweise verfault und nachher natürlich das ganze Gespinnst mürbe und unhaltbar wird. Die herausgenommnen Bündel werden rings um das pestilenzialisch stinkende Wasser aufgestellt, damit die Feuchtigkeit abfliesst und

sie trocken werden. Man heizt nun den Backofen zu einer Temperatur von nahe an 90 Graden und es erfolgt dann, während die frühere Behandlung in Gruben die nasse Röstung hiess, nunmehr die trockne Röstung, deren Zweck es ist, alle Feuchtigkeit schnell zu vertreiben, und die umhüllende Holzfaser glasartig spröde zu machen. Zum Pochen des Flachses dienen in grössern Ortschaften, namentlich in der Zipser Provinz und in Niederungarn, Pochmühlen, die den Pochwerken der Bergleute ähnlich sehen, indem an der verlängerten Radwelle sich Daumen befinden, die abwechselnd eine Reihe von schweren hölzernen Pfählen in die Höhe heben und auf den untergeschobnen Flachs in ihrer ganzen Schwere zurückfallen, wobei das regelmässige Pochen und Unterschieben durch die Besitzerinnen, die davor auf dem Boden hocken, besorgt wird, welche auch dem Müller als Contribution einen Theil des Flachses abgeben müssen. Sind in der Nähe keine Pochmühlen oder scheut man die damit verbundenen Ausgaben, so behilft sich der Slawe mit einer Bank, auf die er den Flachs ausbreitet, ihn durch übergespannte Stricke, die unten durch einen Tritt angezogen werden, befestigt und nun durch zwei sich gegenüber stehende Personen mit schweren, hölzernen Knütteln darauf losschlagen lässt. Die hierdurch zerbrochne Holzfaser wird damit vollends abgeschafft, dass man nunmehr den Flachs bricht, was in einer kleinen Maschine geschieht, die sich mit einem Einschlagmesser vergleichen lässt. Ist der Flachs so weit vorbereitet, so wird er durch das Hecheln vollends gesäubert und der Werg von ihm abgesondert, der jedoch eben so gut wie der Flachs versponnen, aber nur zu groben Sachen, wie zu Säcken, verbraucht wird.

Das Brechen und Pochen des Flachses macht einen so fürchterlichen Lärm, dass während dieser Zeit es unmöglich ist, eine Stunde Ruhe zu finden, da die Arbeit bis gegen Mitternacht fortgesetzt wird und aufs neue mit dem frühen Morgen beginnt, wobei alle weiblichen Wesen des ganzen Dorfes in Thätigkeit gerathen und sich durch Gesänge die Zeit vertreiben. Dieser schlafverscheuchenden Eigenschaft wegen nennt man die Flachsbrechen Herbstwölfe und erst vor Kurzem ist es den Behörden der grössern Städte gelungen, diese ohrenzerreissende Musik, die oft von einem Paar tausend Händen zu gleicher Zeit exercirt

wird, aus den friedlichen Stadtmauern zu verbannen und somit die Ruhe wieder zurückkehren zu lassen.

Das Spinnen des Flachses auf Spinnrädern ist den Slawen gänzlich unbekannt, eben so den deutschen Colonisten. Man spinnt auf demselben einfachen Rocken, der schon den alten Griechen, wie uns Vater Homer erzählt, bekannt war, und die Wäsche der Penelope ist sicher auf dieselbe Art und Weise bereitet worden, wie wir es noch heute in Oberungarn sehen können. Man wickelt eine Quantität Flachs um die bunt verzierte Rockenstange und befestigt ihn mit langen, bunten Bändern. An dem untern Ende der Rockenstange ist ein kleiner Seitenarm, auf den man sich setzt und dadurch das Instrument in senkrechter Richtung erhält. Während nun die linke Hand aus dem Flachsbündel den dünnen Faden herauszieht, der dabei öfters durch Speichel befeuchtet wird, so wickelt die Rechte denselben um eine kleine, hölzerne Spindel, die in immerwährender drehender Bewegung in der freien Luft hängt. So oft eine Spindel übersponnen ist, nimmt man eine neue und wickelt den gewonnenen Faden in einzelnen Gebinden auf. Eigenthümlich ist es, dass unter den deutschen Colonisten auch die Männer spinnen müssen, und oft Meister ihres Faches sind, sich dabei durchaus nicht dieser Arbeit schämen, sondern sie für eine ganz dem Manne angemessne Beschäftigung halten. —

So wie der Winter erscheint und alle Arbeit im Freien aufhört, ist das Spinnen die Hauptbeschäftigung der Slawen und ihm folgt natürlich mit dem Ende des Winters das Weben, dem jedoch das Auskochen des Garnes vorhergeht, einmal, um es von Schmutz zu befreien, andernmals, um das zusammengedrehte Garn vor dem Auseinanderdrehen zu sichern.

Der Webstuhl, der so lange in aller Ruhe auf dem Boden sich befand, wird nun hervorgeholt, der Bauer stellt ihn auf und verrichtet so die erste und letzte Arbeit des ganzen Flachsprozesses. Auf der hölzernen Rolle werden die Fäden aufgewickelt und gewöhnlich bedingt der Geschmack der Slawen, dass sich einige rothe durch das ganze Gewebe ziehen. Im Uebrigen geht das Weben ganz in der Art wie anderswo vor sich und sowie die Feldarbeiten beginnen, tritt der Webstuhl wieder in seinen Ruhestand zurück und man beschäftigt sich nun mit dem Bleichen

der Leinwand, was auf die allereinfachste Art durch Ausbreitung in der Sonne und durch Uebergiessen mit Wasser geschieht. So vergeht also beinahe ein Jahr, ehe der ausgesäete Leinsamen in einen Handelsartikel umgewandelt ist, und man kann sich denken, wie gering der Nutzen dieser Arbeit sein muss, wenn die Elle mittelfeiner Hausleinwand mit 5 Silbgr. bezahlt wird, die grobe Leinwand der Bauern hingegen kaum die Hälfte werth ist. Trotz alledem ist die Masse des erzeugten Produktes sehr bedeutend und es werden aus Oberungarn ungemein grosse Lieferungen nicht nur für die österreichische Armee nach Ofen und Wien, sondern auch bis Rio Janeiro und Valparaiso durch das grosse Handlungshaus Nentwigh in Kaesmark versendet und somit den vielen im Winter unbeschäftigten Händen, wenn auch grade nicht ein brillantes Einkommen, so doch ein gleichmässiger Erwerb gesichert. Der Handel mit Leinwand aus Oberungarn hat ungemein durch die Einführung der Baumwollenzeuge gelitten, und da er von Seiten der Regierung durch keinen Schutzzoll gegen die Ueberschwemmung böhmischer und mährischer Cottonfabrikate gesichert ist, so stehen die Preise der Leinwand sehr niedrig, die Geschäfte gehen flau und werfen nur bei einem bedeutenden Betriebscapital einigen Nutzen ab. Es ist für Oberungarn wünschenswerth, dass die Maschinenspinnerei von dort noch so lange wie möglich entfernt bleibt, um den Erwerb durch Leinwandproduktion nicht zu schmälern und die Nachfrage zu verringern.

Auffallend ist es, dass gegenwärtig schon die Bäuerinnen zu ihrem Sonntagsstaate sich nicht mehr der Leinwand, sondern des scheinbar feinern und billigern Cattuns bedienen, der durch sein glattes und geleckte Ansehn, durch die ausgezeichnete englische Appretur ihr Auge besticht, obwohl sie selbst wissen, dass das Zeug nicht viel besser als Spinneweben hält. Aber wandernde Hausirer, einheimische und auswärtige Juden, Dalmatier und Tyroler, Spitzen- und Zeughändler aus Böhmen und Mähren ziehen mit einem hölzernen Kasten, der ihre Waaren enthält, auf dem Rücken von Dorf zu Dorf, wissen die Bauern zu beschwatzen, ihnen den allermiserabelsten Pofel und Ausschuss für scheinbar geringes Geld aufzuheften und ihnen Hunderte kleiner Artikel mit der Zeit unentbehrlich zu machen,

die sie vor wenigen Jahren noch gar nicht einmal dem Namen nach kannten, namentlich den jungen Burschen für ihre Geliebten, Freierka genannt, allerhand Tand von bronzenen Ringen, Glaskorallen, kleinen Kämmen und bunten Tüchern, deren absoluter Werth unter Null ist, aufzureden und den verliebten Bauerschlingel um seine mühsam erworbnen Groschen zu prellen, denn hier wie überall behauptet die Liebe ihr Recht und macht die Menschen blind und dumm. Dabei ist es bei den Slawen Sitte, dem jungen Mann bei seiner Geliebten so viel Vorrechte zu gestatten, dass auch er wieder um so mehr verpflichtet ist, ihr Beweise seiner Galanterie zu geben. Doch betrachten wir diese Gebräuche der Slawen in Bezug auf ihre Liebe und alles, was daraus hervorgeht, etwas näher, da sie wesentlich zur Charakterkenntniss gehören und uns am besten ihre eigenthümlichen Ansichten kennen lehren.

So wie in Tyrol und einigen Gegenden der Schweiz, wie merkwürdigerweise auch in einigen Gegenden Norwegens und Schwedens unter den nördlichen Bewohnern Europas, so ist auch in Ungarn der sogenannte Chiltgang gebräuchlich. Die jungen Burschen wählen sich, so wie sie in das mannbare Alter treten, unter den Dorfschönen eine Freierka aus, die, sobald sie seine Bewerbung annimmt, jeden Sonntag im Sommer seinen Hut und seine Brust mit einem mächtigen Blumenstrausse schmückt, im Winter hingegen ein halbschuhhohes Bouquet künstlicher Florakinder darauf heftet, die mit allerlei Goldflittern und bunten Bändern noch um so mehr verschönt werden. Man sieht eine solche Wahl durchschnittlich als bestimmend für die Zukunft an, und wenn nicht besondre Störungen eintreten, so wird die Ehe zwischen beiden Partheien zu gegenseitiger Zufriedenheit sobald geschlossen als der Bursche selbstständig und sein eigner Gasda oder Hausherr wird, oder bis ihn seine Familie als Theilnehmer der Wirthschaftsangelegenheiten aufnimmt und dann selbst auf eine eheliche Verbindung dringt, da diese ungefähr von demselben Standpunkt betrachtet wird, als bekäme man einen Knecht ohne Lohn in die Wirthschaft. So lange die Liebschaft dauert, — und sollten selbst Jahre darüber vergehen, — darf der Bauerbursche keinem andern Mädchen nachziehen, sondern muss alle seine zarte Aufmerksamkeit seiner Freierka zuwenden. Diese

besteht nun darin, dass im Sommer, sowie des Tages Last und Hitze vorüber ist, der Bursche zur Nacht sich vor dem Fenster seiner Braut einfindet, sie von seiner Ankunft benachrichtigt und sich mit ihr vor die Thür setzt, indem er sie auf seinen Schooss nimmt. Sowie die Zeit zum Schlafen heranrückt, welche die Mutter anzuzeigen pflegt, so begiebt sich der Liebhaber mit seiner Freierka zu Bett und schläft gewöhnlich aber nur bis Mitternacht in ihren Armen, worauf er sich nach Hause zurückbegiebt. Es ist auffallend, dass dieser Chiltgang in Tyrol wie in Norwegen, bei den Finnen wie bei den Slawen, so weit veredelnd auf die Moral des Volkes einwirkt, dass uneheliche Geburten zu den grössten Seltenheiten gehören und als Durchschnitt nur circa das neunzigste Kind als ein uneheliches betrachtet werden kann, während in dem ästhetischen Berlin das elfte und in dem religiösen München sogar das dritte laut amtlichen Geburtslisten dieser Pariasorte angehört. Von wesentlicher Wichtigkeit zur Aufrechterhaltung der Moral zwischen den zusammenschlafenden Geliebten dient der eigenthümliche Gebrauch der Slawen, dass bei dem kirchlichen Aufgebot eines jungen Ehepaars wohl bemerkt wird, ob das Mädchen einen angetasteten oder unangetasteten Ruf besitzt, indem man die letztere eine ehrsame, die erstere aber spasshafterweise eine höfliche Jungfrau nennt und ein solches höfliches Wesen das Stichblatt aller Dorfwitze und Bauernsticheleien abgeben muss, daher wohl jedes Mädchen sich sehr in Acht nimmt, der Categorie der höflichen Jungfrauen angereiht zu werden und den zudringlichen, ungeziemenden Liebhaber mit kräftigen Faustschlägen und jämmerlichem Geschrei für immer von sich forttreibt, in welche ersteren die Eltern des Mädchens gewöhnlich accompagnirend mit einfallen. Während ein solches Mädchen dadurch sich einen glänzenden Ruf erworben hat, sieht es um den Liebhaber sehr misslich aus. Lässt er sich irgendwo beim Tanze sehen, so reissen die Bauerjungen schlechte Witze über ihn und alle Mädchen zischeln und flüstern, keine will mit ihm tanzen und viel weniger darf er darauf rechnen, in demselben Dorfe eine andre Geliebte wiederzufinden.

Siegt jedoch die Macht des Fleisches und wird die Geliebte wider Willen Mutter, so darf sie es nicht mehr wagen, mit entblössten Haaren und den langen Zöpfen herumzuspazieren, da

dieses ein unumstössliches Vorrecht der Mädchen ist, und obenein hat sie noch das Unangenehme zu erdulden, dass, so oft sich jemand nach ihrem Manne erkundigt, man sie für eine Wittwe ausgiebt, die dadurch es geworden sei, dass ihr Gatte von einem Kohlstrunk herabgefallen ist und sich das Genick gebrochen hat. Ist der Bauerbursche ein Galgenstrick, so lässt er seine unglückliche Geliebte sitzen, was jedoch nur selten vorkommt, sondern vielmehr eben so wie in andern civilisirten Ländern eine schnelle Heirath nach sich zieht.

Viel hat man gegen den Gebrauch der sogenannten Rokkenstuben geäussert, worunter man bei Slawen wie bei deutschen Colonisten die Versammlungsorte der spinnenden Mädchen versteht, die sich in Gesellschaft ihrer Liebhaber dorthin begeben und den Abend sich die Zeit durch Gespräche und Erzählungen verkürzen. Indem man glaubte, dass diese Rockenstuben auf die Moralität des Volkes nachtheilig einwirkten, verbot man sie an vielen Orten, meines Erachtens nach jedoch ohne allen Grund und Ursache, denn wenn der Chiltgang auf die Moralität des Volkes laut dem Beweise der unehelichen Geburten eher veredelnd einwirkt, so ist die Befürchtung in Bezug der Rockenstuben durchaus ganz überflüssig, besonders da dort beständig ein Auge das andre bewacht und man dem armen Volke wohl die kleine Unterhaltung gönnen kann.

Hat der Bursche sich endlich entschieden, Hochzeit zu machen, so schickt er festlich geputzte Brautwerber, die auf dem Hute mit Blumen und Bändern geschmückt sind und in der Hand ein weisses Taschentuch tragen, in das Haus seiner Zukünftigen, wo sie in monotoner Weise ungefähr folgende Rede an die Eltern halten: „Als Gott der Herr die Welt geschaffen binnen sechs Tagen, schuf er auch die Menschen. Der Mensch war ganz allein und hatte gar keine Arbeit. Da wuchsen Aepfel und Birnen auf jedem Tannenbaum und Fleisch konnte er alle Woche viermal essen. Aber Gott der Herr sah ein, dass der Herr Adam nicht das alles allein aufessen konnte, und desshalb hat er ihm eine Frau gegeben. Was nun Gott in seiner Weisheit gebunden hat, soll auch für die Menschen gelten, die noch heute leben. Also bittet der ehrbare und tugendsame Junggesell NN.

die Jungfer Tochter zur Frau. Hinter uns steht er und was noch fehlt, wird er selbst sagen."

Die Eltern des Mädchens antworten jetzt und die ganze Sache ist in Richtigkeit gebracht. Alte Weiber empfangen die Ringe, die sie gegenseitig überbringen, und man beschleunigt den Tag der Hochzeit nun so bald wie möglich, zu dem dieselben Brautwerber auch die übrigen Gäste einladen, indem sie einen eben so langen Monolog halten und mit einem Branntwein belohnt werden. Der Blumenstrauss auf dem Hute des Bräutigams ist jetzt noch einmal so gross geworden und das seidne Tuch, welches er von seiner Geliebten zum Brautgeschenk bekommt, wird an demselben befestigt, zugleich aber auch ihm ein mächtiger Brautkuchen in einem weissen Tuche übersandt, von dem jeder Gast zur Hochzeit ein Stück in der Bedeutung einer Einladungskarte erhält. Alle möglichen Künste, die nur die alten Weiber des Dorfes wissen, werden der Braut mitgetheilt, um ihr ihren Mann als gehorsamen Unterthanen zuzusichern und das Pantoffelregiment vom Fundament aus zu begründen. Die Hauptsache dabei ist, während der Trauung dem Bräutigam auf den Fuss zu treten und ihn so stark wie möglich in den Arm zu kneifen, besonders vortheilhaft empfehle ich allen Heirathscandidatinnen aber, sich zu diesem Zwecke vor der Trauung Knoblauch und Petersilie in die Schuhe zu legen, denn dies gilt unter allen slawischen Mitteln als das probateste. Während des Gottesdienstes in der Kirche sind noch zwei wichtige Gegenstände zu beobachten, einmal, sich auf so viel Finger zu setzen als sie Kinder haben will, andermals aber darf der Platz der Braut nicht kalt werden, indem sonst auch die Liebe schnell verfliegt. Sind die kirchlichen Functionen vorüber, so zieht man unter der Musik einiger Zigeunerviolinen, die köstlich das kreischende Geheul geprügelter Hunde nachzumachen wissen, nach Hause, und zwar zuerst die Männer, an ihrer Spitze die Familienväter mit dem Bräutigam, und hinter ihnen die Weiber, unter ihnen die bestmöglichst herausgeputzte Braut, die namentlich immer, und sei es auch selbst im Sommer, einen bunt gestickten Schaafpelz als Brautgeschenk trägt. Sowie sie das Haus betritt, folgen ihr die Gäste, nachdem unterweges auf der Strasse Stücke von Kolatschen (eine Art Gebäck) an die Zuschauer ausgetheilt sind.

So wie der Abend beginnt, wird auch erst das eigentliche Hochzeitsmahl veranstaltet, wobei der Pfarrer und Schulmeister, hier überall Rector genannt, präsidiren und neben ihnen die Dorfältesten, kurz Alles wohl abgemessen nach Rang und Stand. Zuerst erscheint eine Fleischsuppe, die bei den Illyrern immer sauer ist, von Hühnern und andrem Geflügel gekocht wird und nie fehlen darf. Die Braut muss zuerst ein Stück Brotrinde eintauchen und den Anfang mit dem Essen machen. Bei diesen Gastmählern geht es oft sehr luxuriös zu und die Tische scheinen unter der Last der Speisen zu brechen. Der südliche Slawe so wie der Ungar lassen es nicht an Wein fehlen, während bei den Hochzeiten der nördlichen Slawen nur für die Honoratioren etwas Wein gegeben wird, alle übrigen sich aber mit Branntwein behelfen, der für die Weiber mit Honig süss gemacht wird. Schon während dieser stundenlangen Tafel beginnt häufig der Tanz ähnlich dem der Ungarn, doch nicht so leicht und graziös, sondern mehr bärenartig, plump und schwerfällig.

Sowie die junge Frau die Kirche verlässt, kann sie ihre zukünftige Wochen durch das Heraufspringen auf ein Säckchen Mehl erleichtern; will sie jedoch in dieser Beziehung aller Angst überhoben bleiben und den gewöhnlichen Wünschen des Ehemannes nicht nachkommen, so wird ein Vorhängeschloss, das mit Mohn gefüllt ist, vergraben oder in den Brunnen geworfen. Es bedarf von Seiten des Weibes einer grossen Vorsorge, um alle diese abergläubischen Gebräuche, an denen das Volk mit grosser Festigkeit hängt, zu erfüllen, denn die zahlreichen Gäste, der lustige Tanz und die grosse Feierlichkeit der Bekleidung mit der Frauenhaube nimmt alle ihre Zeit in Anspruch. Jene genannte Kopfbedeckung wird ihr mit vielen Ceremonien übergeben und entweder von einem anwesenden vornehmen Gast oder von einer verheiratheten Frau aufgesetzt. Ist das Mahl recht im Gange, so wird in manchen Gegenden ein Apfel herumgeschickt, in den jeder einen Geldbeitrag hineinsteckt, um so die grossen Unkosten dem Brautvater zu erleichtern, in andern Gegenden giebt derselbe nur die Speisen und den Willkommtrunk, während für die übrigen Getränke die Hochzeitsgäste selbst sorgen müssen. So sind die Sitten überall verschieden. Die unendlich vielen Verzweigungen des grossen slawischen

Völkerstammes haben in ihren Heirathsgebräuchen stets Abweichungen von einander, die namentlich auf die Dauer des Festes und auf die Reichhaltigkeit desselben von Einfluss sind, jedoch ist nirgends die Feierlichkeit mit einem Tage abgethan und es trauen in mehreren Gegenden die verständigen Pfarrer nur am Donnerstag, da dann die Hochzeit mit dem Samstag schliesst, was durch die Sonntagsfeier von selbst bedingt wird, während bei Trauungen am Montag die ganze Woche durchgejubelt und durchgelärmt wird und der Bauer beim Rausche sich in so unüberlegte Schulden stürzt, dass er oft Jahre bedarf, um sich davon frei zu machen.

Der wichtigste Augenblick der ganzen Feierlichkeit ist bei diesen einfachen Naturvölkern das Zurückziehen zum Beilager, in manchen Gegenden gleich am ersten Tage der Hochzeit, in andern erst später vollzogen. Das kleine Kämmerlein der Braut ist festlich geschmückt, mit einigen Lichtstumpfen bestmöglichst erleuchtet und eine Schaar junger Weiber singen in demselben mit kreischender Stimme obscöne Lieder, bis endlich das Ehepaar erscheint, der Braut feierlich die Haube abgenommen wird, was das Zeichen zur Entfernung für alle fremden Anwesenden ist. Wo diese Feierlichkeit länger aufgeschoben wird, führt der Bräutigam nach der durchtanzten Nacht von früh des Morgens seine Angetraute im Dorfe herum und besucht alle seine Freunde und Bekannte, die ihn mit einem Frühstück bewillkommnen und sich ihm anschliessen, wodurch die ganze Gesellschaft so zahlreich wird, dass die Mittagstafel, die der Bräutigam oder dessen Eltern ausrüsten, sie kaum zu fassen vermag. Dieser ist es auch, welcher dann am zweiten Tage den Hauptschmaus veranstaltet und so viel wie möglich drauf gehen lässt, damit seine Gäste eine recht fröhliche Nacht haben. Den Schluss aller dieser Festivitäten macht am dritten Tage der Transport der Mitgift aus dem Hause der Braut in das des Bräutigams. Sie besteht gewöhnlich nur aus den Betten, einer hölzernen bunt angemalten Lade, der Wäsche, Kleidung und ein Paar Stücken Leinwand; man packt diese Sachen auf einen Wagen und führt sie unter lautem Jubel und Halloh an Ort und Stelle, wobei eine grosse Weiberschaar, natürlich tüchtig betrunken, auf dem Wagen sitzt. An diesem Tage scheinen so wie so die Frauen das Regiment

zu haben, berauscht von Branntwein oder Wein ziehen sie in Schaaren von 20 bis 50, die Braut in ihrer Mitte führend, durch das Dorf, stellen diese überall vor, singen die schmutzigsten Lieder von der Welt, begleitet von den frivolsten Bewegungen und erhalten überall, wohin sie kommen, neuen Stoff, um ihre Trunkenheit aufrecht zu erhalten.

Man sieht hieraus, dass die Hochzeit und die Gebräuche, die Rohheit und der Aberglaube innig zusammenpassen und dass von Seiten der Geistlichkeit Maassregeln ergriffen werden müssen, um diesen Festlichkeiten, wenn auch nicht die Originalität, so doch die Rohheit und Gemeinheit zu benehmen, und um namentlich den Weibern der Slawen mehr Gefühl für Sittlichkeit und Anstand einzupflanzen, damit endlich das Herumziehen der trunknen Weiber und das öffentliche Singen der erotischen Lieder aufhört. Um dies jedoch zu erreichen, ist es wieder nöthig, der Trunksucht zu steuern, welches, wie überall, auch hier das Grundübel ist.

Die wenigsten Umstände und die kürzesten Heirathspräliminarien machen die Zigeuner, die es schon als einen ausserordentlichen Luxusartikel betrachten, sich priesterlich einsegnen zu lassen, und gewöhnlich bereits mit dem funfzehnten Jahre in den Stand der Ehe treten, mit dem zwanzigsten eine ganze Schaar Kinder besitzen, denen sie eine ausserordentliche Liebe beweisen, obwohl diese kleinen Parias mehr den nackten schwarzen amerikanischen Hunden als den Menschen ähnlich sehen, bis zur Mannbarkeit fast ganz nackt herumlaufen, und oft sind Mädchen nur ein Jahr bekleidet gewesen, bis sie in den Stand der heiligen Ehe traten. Leider muss bei den Zigeunerhochzeiten so gut gegessen und gezecht werden, wie bei denen der Slawen, es werden die Verwandten aus den nächsten Dörfern citirt und unter blauem Himmel, im Schatten eines Baumes, findet die Festlichkeit Statt, die sich besonders dann grossartig gestaltet, wenn irgend ein Protector ihnen ein krankes Stück Vieh abstechen lässt. Sonst thut es aber auch Pferdefleisch und sie sind so gut Hippophagen wie die Würtemberger.

Auch die Wallachen sind Freunde von frühem Verheirathen, was man ganz natürlich finden wird, wenn man die Wichtigkeit des ehelichen Verhältnisses beim Landmann bedenkt, der in

seiner Frau nicht ein zehrendes, sondern ein nutzabwerfendes Capital bekommt und wobei die Hochzeit noch obenein mit reichlichen Geschenken verbunden ist, die jeder Gast der jungen Frau zu geben verpflichtet ist, um als Belohnung einen tüchtigen Kuss zu bekommen. Frühe Heirathen sind ausser den Zigeunern am meisten im Süden anzutreffen und nur der nördliche Gebirgsbewohner wartet mit Geduld die rechte Zeit ab.

So wie sich in den Gebräuchen dieser Naturvölker noch unendlich viel Heidnisches bewahrt hat, so tritt in andern Beziehungen doch wieder das christliche Princip hervor, wie es sich z. B. bei der Niederkunft der Frau des gemeinen Bauern zeigt, die die erste auf einem Strohlager mitten im Zimmer, zur Erinnerung an die Geburt Jesu Christi auf dem Stroh des Stalles zu Bethlehem, vollziehen muss. Aber auch hier zeigen sich wieder eigenthümlich heidnische Gebräuche, indem man den neuen Weltbürger zuerst anstatt in die Wiege unter den Tisch legt und auf denselben ein angeschnittnes Brot, natürlich Alles in symbolischer Bedeutung. Die Wiege des Kindes muss mit dem Kopfe gegen die Thür stehen, da eine umgekehrte Richtung dessen baldigen Tod anzeigen würde. Dass bei der Taufe der Taufschmaus, der Branntwein und der Rausch nicht fehlen, versteht sich von selbst, so wenig wie bei jeder andern Festlichkeit man den Frohsinn vermissen würde, wenn jene Hauptingredienzien zu seiner Erzeugung nicht vorhanden wären.

Der einfache Naturzustand dieser ungekünstelten Menschen lässt die Wöchnerin bald ihre Leiden überstehen und man sieht sie schon nach Verlauf einer Woche ihrer schwierigen Arbeit nachgehen, den Säugling, in ein Tuch eingewickelt, auf dem Rücken tragen und während der Feldarbeit an irgend einen Baumzweig oder an drei zusammengestellte Stöcke, wie in einer Hangematte ruhend, aufhängen. In den ersten Lebensjahren des kleinen Slawen spielen Hexen, Nixen, Elfen, Erdmännlein eine besonders wichtige Rolle und können der Wöchnerin vor ihrer nach dem katholischen Ritus gebräuchlichen Einsegnung, die 8 bis 14 Tage nach dem Wochenbette erfolgt, allen möglichen Schabernack anthun, was nach dem höchst glaubwürdigen Zeugniss alter Dorfvetteln auch wirklich mehrmals geschehen sein soll. Wird ein Kind zufällig am Körper etwas missgestaltet, so versteht

es sich ganz von selbst, dass irgend ein altes, rothäugiges Weib die Ursache davon ist, und es ist nicht mehr viel länger als hundert Jahre her, dass man noch bei solchen Vorfällen sämmtliche alten verdächtigen Dorfweiber, die natürlich aber nie einem reichen Bauer angehörten, zusammentrieb und ein Gottesgericht bestehen liess und diejenigen, die nicht gleich untersanken und ertranken, als höchst strafwürdige Hexen verbrannte.

Es würde zu weit führen, wenn man alle diese abergläubischen Gebräuche, die bei kleinen Kindern beobachtet werden, aufzählen wollte, als z. B. dass man ihnen Brot und Salz zu essen giebt, des Vaters Hemde und die Bibel in die Wiege legt, missgestaltete Kinder in den wohlgewärmten Backofen schiebt und sich fest überzeugt hält, dass sie beim Herausziehen bedeutend verschönert sind, u. s. w. Höchst tadelnswerth ist aber gewöhnlich die grosse Schmutzerei, in der die Kinder aufwachsen, was namentlich von den Slawen gilt, die den Schmutz für ein Specificum gegen die Kälte halten, die das Wischen der Nase als reinen Ueberfluss betrachten und gewöhnlich erst den warmen Sommer abwarten, ehe sie die Kinder einem Bade unterziehen. Ist das Kind klein, so hält man es natürlich für eine Haupttugend, wenn es nicht schreit, giebt ihm einen mächtigen Lutschbeutel aus Brot und Honig in den Mund und lässt sich durchaus bei der Arbeit nicht stören. Dabei wird das Kind in leinene Bänder mit sammt den Händen so fest wie möglich eingewickelt, bis an die Nasenspitze in heisse Betten gepackt und, damit es nicht herausfalle, dieselben mit Schnüren festgebunden. Das Säugen der Kinder ist namentlich bei den Illyrern oft auf mehrere Jahre ausgedehnt, und es ist nichts Seltnes, Kinder, die noch so eben herumgelaufen sind, an die Brust gelegt zu sehen. Erreicht das Kind sein siebentes Jahr, so werden ihm zum ersten Male die Haare beschnitten, indem man durch diese lange Schonung das Wachsthum seines Verstandes vermehrt zu haben glaubte, und jetzt ist es schon nichts Seltnes, das Kind zu häuslichen Arbeiten und Verrichtungen angehalten zu sehen, wofür es leider aber auch schon bisweilen durch Branntwein belohnt, so ihm der Geschmack für die Fuselei bei Zeiten eingepfropft und der Wunsch darnach für das ganze Leben in ihm rege erhalten wird. Mit dem funfzehnten Jahre

spielt es den Fuhrmann, den Hirten, kurz es hat alle seine ländlichen Functionen bereits erlernt und dadurch auch die Berechtigung erlangt, sich eine Freierka zu suchen; was nach den oben erzählten Normen geschieht. Je mehr Söhne ein Bauer besitzt, die ihm bei seinen Verrichtungen helfen können, für desto reicher wird er gehalten, während man Mädchen so bald als möglich an den Mann zu bringen trachtet. Je nachdem der Branntwein nicht Einwirkung auf die Gemüther erlangt, ist das Verhältniss der Kinder zu den Eltern ausserordentlich zärtlich und die Gewalt des Familienvaters unumschränkt. Das graue Haar steht bei diesen Leuten in aller Achtung, der Schatz der Erfahrungen desselben ist das Dorforakel und diesem Uebergewicht der Alten muss es theilweise zugeschrieben werden, dass so schwer zeitgemässe Neuerungen die Oberhand gewinnen können. Das letzte Fest veranlasst im Leben des Menschen sein Tod, indem bei den Leichenbestattungen der Todtenschmaus natürlicherweise nicht ausbleiben darf und schon aus Rücksicht auf den Verstorbnen, aus Achtung wie aus Schmerz ein tüchtiger Rausch der Leidtragenden unumgänglich nöthig ist. Man begräbt ungemein schnell, oft schon nach 24 Stunden, und sollte selbst die Leiche nicht erstarrt sein, was man nur als einen Beweis ansieht, dass, wenn der Verstorbne ein Weib war, sie sich mit Hexereien und andern überirdischen Dingen abgegeben hat, so wie man den offnen Mund des Todten für den Beweis hält, dass er einst in der Kirche etwas gegessen hat. In Ermangelung der bei vornehmen Leichen gebräuchlichen Trauermusik werden bei den Slawen Klageweiber für Branntwein und gute Worte gemiethet, die mit durchdringendem Geheul und allen andern Beweisen des tiefsten Schmerzes, wobei ihnen oft ein tüchtiger Rausch zu Hülfe kommt, ihr Leidwesen an den Tag legen. Nachdem alle die einzelnen Vorzüge des Todten auf diese Art im Zimmer hinreichend herausgestrichen waren, begleitet die ganze Schaar denselben auf den Kirchhof, wo das jämmerliche Weinen und Klagen aufs neue beginnt. Hat man aber das Wohnhaus und mit diesem den Trauerschmaus erreicht, so ist natürlich allem Klagen ein Ziel gesetzt und anstatt dessen beginnt der Schmaus und der Genuss des Branntweins. So haben wir denn alle Stadien dieses Lebens durchgemacht, den Slawen

von seiner Geburt bis zur Todtenbahre begleitet, ihn in Leid und Freud' kennen gelernt, seinen Aberglauben und seine Thorheiten betrachtet, und es wird nunmehr an der Zeit sein, auch ein Wort über seine politische Stellung im ungarischen Staatenverbande hinzuzufügen.

Der slawische Völkerstamm umlagert Ungarns Grenze; während die magyarische Nation den Kern des Landes einnimmt, wohnen Croaten und Illyrier im Süden, Wenden und Slowaken im Westen, Slawen und Ruthenen im Norden und Nordosten des Reiches. Sie sind es also, die gewissermassen die Wälle, die Bastionen und Schanzen des Staates bilden, sie sind es, von deren Festigkeit es abhängt, ob der Andrang von aussen machtlos zersplittert oder ob, nachdem die Vormauern niedergeworfen sind, der triumphirende Feind in das Herz des Landes hineinzieht. Es ist desshalb nicht gleichgültig, ob man diese Vormauern in einem vertheidigungsfähigen Zustand erhält oder ob man sie vernachlässigt, und wahrlich der Slawe ist vernachlässigt worden! Man hat seine gerechtesten Anforderungen an die Gegenwart theils nicht geachtet, theils überhört, man hat ihn, statt ihn in das Interesse der Nation hineinzuziehen, durch zu grelle Sprachanforderungen in seiner Nationalität verletzt, und es ist desshalb zeitgemässes Bedürfniss geworden, seine gerechten Ansprüche zu berücksichtigen und die Amalgamation mit der ungarischen Nation dadurch ihm zu erleichtern, dass man ihm auf dem sterilen, unfruchtbaren Boden, auf den ihn die Waffen des eindringenden siegreichen Eroberers trieben, dieselben Vortheile schafft, natürlich in anderer Beziehung als wie sie die Natur dem fruchtbaren Süden bietet. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, dass eine Gefahr von aussen, die dem Reiche drohen könnte, nicht mehr von Süden, von Seiten der Türken zu erwarten sei und nur dem Norden und Nordosten der slawische Koloss Gefahr zu bringen vermag, dass dann also Slawe gegen Slawe stehen und somit der Ungar die Saat ernten wird, die er jetzt säet: Ungarn geniesst gegen Norden nicht den Schutz, nicht die Abgrenzung, die die Donau im Süden gegen die Osmanenstürme darbot, dort im hohen Norden ist nur die kurze Strecke der felsigten Tátra eine natürliche Schutzwehr, während die abgerundeten Bergketten des Marmaroser, Ungh-

varer und Sároser Comitates leicht zu übersteigen sind und durch keine Festungen geschirmt, ihre einzige Widerstandsfähigkeit in der Kraft der Bewohner haben.

Die höchst wichtige Frage würde hierbei wohl zu erläutern sein, ob ein gebildetes, durch moralische Kraft gestärktes, durch eignes Ehrgefühl gekräftigtes Volk widerstandsfähiger ist, als ein durch langdauernde Knechtschaft, durch den Druck unpolitischer, staatlicher Verordnungen wie durch eine Menge directer und indirecter Belastungen geschwächtes und verarmtes Volk. Betrachten wir in der Weltgeschichte, die bei solchen Fragen unstreitig die beste Lehrmeisterin ist, einige Beispiele, so finden wir den Untergang Roms, Griechenlands, wie den des mächtigen Aztekenreiches, endlich sogar die Besiegung der Chinesen durch die Engländer, die der seit uralten Zeiten hochgebildeten Indier, von Männern oder Völkern ausgehend, die obwohl in ihrem Wesen wie in ihrer Gesittung durchaus ganz entgegengesetzt, dennoch dem Auge des Beobachters trotz dieser Verschiedenheit überall einen leitenden Faden zeigen.

So lange Rom und Griechenland unter der Fülle des modernen Luxus nicht entnervt waren, vermochten diese Staaten der Welt Gesetze vorzuschreiben, konnten es jedoch auch dann erst thun, als ihnen selbst eine eigne moralische Macht inwohnte, ihre Besieger waren allerdings rohe Horden, Hunnen, Gothen, Vandalen, Seldschucken, die alle jedoch trotz ihrer Rohheit freie Männer waren und höchstens dem Einzelwillen ihres Kriegführers gehorchten. Man mag noch so viel die Blätter der Geschichte aufschlagen, so wird man nie finden, dass ein verdummtes und verwahrlostes Volk die Rolle der Sieger spielte, zum wenigsten mussten sie ein gewisses Freiheitsgefühl besitzen, um aus dem Kampfe siegreich hervorzugehen, sobald der Mensch nicht als militairische Maschine, sondern durch selbstwollende Kraft handelnd sich zeigte. Das kleine Völkchen der Montenegriner widerstand bis heute der Fahne Mahomeds, vor der ganz Europa zitterte, und wohl nur aus dem Grunde, weil grade das Freiheitsgefühl in ihnen flammte, stritten sie mit Aufopferung und Hingebung für den heimischen Boden, den keine Steuern, keine Zwangsmaassregeln belasteten, die ihnen aber nach der Besiegung durch die Türken sehr bald geworden wären. So lange

der ungarische Norden nicht diese Anhänglichkeit an seine heimische Scholle, an die Verhältnisse seines Vaterlandes durch die Heilighaltung seiner Menschenrechte erweckt fühlt, so lange wird er auch keinen Beweggrund zur aufopfernden Vertheidigung eben dieses Bodens vorfinden, da es ihm gleichgültig ist, ob er die Last seiner Steuern an einen ungarischen Stuhlrichter, der eine ihm unverständliche Sprache spricht, oder an einen ihm wohl verständlichen russischen Nadschalnik zahlt. Die Kraft der Schweizer lag in der Kraft des Volks, ihre Siege über die Heere der Herzoge von Burgund und der Könige von Frankreich gingen aus ihrem Selbstgefühl, aus der eisernen Faust des frei gewordnen Bauern, der seinen Boden um seiner Freiheit willen liebte, hervor. Will nun Ungarn seine Grenzen unüberwindlich machen, so ist es fürs Erste nöthig, den Bewohner dieser Grenzen in das Interesse des gemeinsamen Vaterlandes zu ziehen, was aber nur dadurch geschehen kann, dass man ihn aufhören lässt, die Melkkuh der Herren des Landes zu sein, und dass man nicht mehr den absurden Grundsatz aufstellt, es zahle in Ungarn allein der Edelmann die Steuern, weil ihm der Grund und Boden von Gottes- und Rechtswegen zugehört, er ihn dem Bauer nur zur Benutzung übergiebt und er dadurch, dass der Bauer die Steuer zahlt, nur das verliert, was endlich der Bauer ihm geben müsste, folglich er durch seine verringerte Einnahme unmittelbar die Steuer selbst zahlt. Gottlob! solche Grundsätze, die sich allerdings *anno* 1700 noch geltend machen liessen, gehören 1844 nach Bedlam und Bicêtre, und sind so einseitig, so lächerlich, so fabelhaft dumm, dass jedes weitere Wort darüber rein unnöthig ist und man höchstens sich die Bemerkung erlauben darf, dass solche Ideen am wenigsten in einem constitutionellen Lande passend erscheinen. Der Bauer, selbst der roheste Slawe macht heut zu Tage ganz andre Reflexionen und lässt es sich durchaus nicht ausreden, dass er die Steuer zahlt und es ein viel leichteres Handwerk sei, Grundherr zu spielen als Bauer zu sein und noch obenein die Steuern zu zahlen. Es ist aber auch etwas Alltägliches, den Bauer und Bürger slawischen wie deutschen Ursprungs zweitens: die Meinung aufstellen zu hören, dass, da man von ihm die Ablegung seiner Nationalität und allgemeine Amalgamation verlangt, man

ihm auch die Rechte derjenigen geben solle, die aus solcher Verschmelzung den Nutzen ziehen; er will gerne ungarisch sprechen, gerne seine Steuern zahlen, gerne die Ablegaten beim Landtage füttern, den ungarischen Comitats-Vorgesetzten Vorspann leisten, wenn er nur auch ein Wort im Lande mitzusprechen hätte, und jeder Schulmeister sagt es heut zu Tage den Bauerkindern, dass auf eine halbe Million Adliger zehn Millionen Bauern kommen, und der dummste Kerl zählt es sich an den zehn Fingern ab, dass auf vierzig kräftige Bauernfäuste zwei sammetweiche adlige Patschhändchen einen schlechten Vergleich aushalten müssen. Es kann gar keinen bessern Unterthanen und Staatsbürger geben als der Slawe im Norden Ungarns ist, er bebaut willig den unfruchtbaren, nur wenig vom Clima begünstigten Boden, leistet gern seine Abgaben und es werden ihm seine sogenannten Vorrechte so oft eingebläut, dass er zuletzt schon selbst daran glaubt, und wenn er nicht so viel Vorspann und Robott leisten müsste, so würde er sicherlich über die gesegneten Privilegien seines Standes aus der Haut fahren. Der Slawe ist ein zu guter Christ, um nicht fest an das zu glauben, wofür er betet, und er hängt mit ganzer Seele an dem Kaiser und dessen Haus, da bei jedem Kirchgange von ihm für das Wohl desselben gebetet wird, und aus den Deputationen, die von hier und dort nach Wien an die Hofburg gingen, wenn die Bauern es in ihren Streitigkeiten mit der Grundherrschaft gar nicht mehr aushalten konnten, sieht man leicht ein, wie der gemeine Mann wohl weiss, dass der König im Stande ist, seinem Grundherrn das Handwerk der Ungerechtigkeit zu legen, und dass bei einem auswärtigen Kriege der Bauer sich eher um den Kaiser von Oesterreich schlagen wird als um die Integrität der ungarischen Nation.

Leider sind alle Wünsche für die Verbesserung des Bauern, in sofern dadurch der Grundherr in seinen Rechten beeinträchtigt zu werden scheint, nur *pia desideria*, und wenn auch Hunderte von wahren Patrioten einen Theil der Steuer übernehmen möchten, so schreit der ganze Haufe dagegen und will sich nicht seiner feudalen Privilegien entäussern. Höchstens versteht sich der Adel dazu, unter dem Namen von sogenannten Geschenken etwas beizusteuern, was natürlich von seinem guten

Willen abhängig ist, aber er sträubt sich mit aller Macht dagegen, dass er zahlen muss, und alle Debatten, die hierüber geführt wurden, waren höchstens im ersten Augenblicke fruchtbar, sanken jedoch bald, so wie die berühmten zwölf Szathmarer Punkte, in das Reich der Träume zurück. Dann, wenn der Adel so gut, nach Verhältniss seines Einkommens, steuert wie der Bauer, wenn das Robottenunwesen ganz aufgehört hat, der Vorspann zu den alten wunderbaren Geschichten gerechnet werden wird, wenn unter dem Adel eben so gut wie unter den Bauern rekrutirt werden und durch die, von Jedermann zu zahlenden Strassenmauten das Land dem civilisirteren Europa näher gerückt sein wird, wenn endlich auf dem Landtage auch die Dobreranos des Nordens und Nordostens, die Wallachen des Ostens und die Illyrer des Südens ein Wort mitreden werden, dann, ja dann werden die *pia desideria* aufhören und das ganze Land kann sicher sein, dass die starke Mannesfaust des Slawen eine mächtige Waffe zur Aufrechterhaltung magyarischer Nationalität, seine Brust eine unübersteigliche Vormauer gegen den Andrang des Ostens, seine Berge aber und seine grünen Wälder die Wiege der treusten ungarischen Patrioten sein werden.

Sechstes Capitel.

Reise durch das Gömörer Comitat. Das Sájothal und seine Begrenzungen. Deutsche Kolonisten und Bergstädte. Grosses und kleines Herrenleben. Die Unruhen der Choleraepoche. Der Gebirgsbauer und seine Lebensart.

Ha, welche Lust gewährt das Reisen! Dies ist ein Wort, welches sich wohl bei schönem, heiterem, italiänischen Himmel oder in reich gepolsterter Kutsche sagen lässt, an dem heutigen Tage aber, bei durchdringendem Staubregen und ebenso nasskaltem Sturmwinde, hätte ich gern zu Hause oder im Kreise meiner Bekannten gesessen. Doch mich trieb Zeit und Neugierde vorwärts, ich suchte selbst meinen Begleiter, einen sonst lustigen, närrischen Kauz, aufzuheitern und durch kurzweilige Reden den langweiligen Weg ihn vergessen zu machen.

Das tiefe Schmöllnitzer Thal hat grade an der Strasse nach Rosenau seine höchste Begrenzung, eine Bergkuppe, die zwar keine Alpe genannt werden kann, gewiss aber ein tüchtiger Vorberg der Carpathen ist. — Den gewundenen Weg kürzten wir bestmöglichst ab und ohne uns an die vorgezeichnete Langweiligkeit zu halten, klommen wir über Stock und Stein emsig dem Ziele nach, welches der in Nebel gehüllte Kopf des Berges abgab.

Endlich standen wir oben, schweissbedeckt suchte ich eine Aussicht zu erhaschen, allein vergeblich, da ich gleich Zeus in den Wolken thronte und die irdischen Sorgen und Beschwerlichkeiten unsichtbar tief unter mir lagen. Natürlich zögerten wir nicht, nach so forcirtem Bergsteigen einige Zeit der Ruhe zu pflegen, vielleicht auch in der Hoffnung, dass der pfeifende und schrillende Wind die ersten Nebel vertreiben und uns eine Fernsicht nach Rosenau und über die drei Comitate von Abaujvar, Torna und Gömör erlauben würde. In dieser unheimli-

chen Morgeneinsamkeit tauchte plötzlich aus dem Nebel die grässliche Gestalt eines Unholds, die schaudererregende Erscheinung eines Phantoms, doch nein! der Nebel hatte mich getäuscht, es war nur ein unförmlicher Felsblock, der bisher meinen Blicken verhüllt gewesen war und an dem ich die liebliche Gestalt eines rothwangigen Landmädels bemerkte, die nach dem hier gebräuchlichen Ausdrucke Heu machte. — Die ziemlich finstern Züge meines Reisegefährten verklärten sich plötzlich, seine angeborne Galanterie trieb ihn zur Dirne, in der er eine Doris oder Charis zu finden hoffte. Doch o Jammer! es war eine Stockslawakin, fremd deutscher Zunge, die es sehr übel nahm, als der stürmische Don Juan secundo einen Kuss rauben wollte.

Dies machte meinem Reisegefährten den Aufenthalt noch unangenehmer und trieb ihn stürmisch zum Weitermarsch, worein ich auch endlich einwilligte. Trotz allen in Schmöllnitz ertheilten Warnungen, trotz einer Miniatur-Postkarte von Ungarn verfehlten wir in dem dicken Nebel dennoch den Weg und erstaunten nicht wenig, als wir nach einigen Stunden in einem elenden Dorfe von unserm Unglück benachrichtigt wurden. — Doch was half alles Klagen, umkehren und den richtigen Weg aufsuchen, war das letzte Mittel, um in Rosenau einzutreffen, und wir zögerten auch nicht, so zu handeln.

Der erste Sonnenstrahl brach durch das Gewölk, die Dünste zerflogen und vor uns lag plötzlich die imposante Burg Krásznahorka, auf steilem Kalkfelsen, mit ihren Thürmen und Blitzableitern, — ein uralter Greis mit modernem Hut, ein alter Rock mit neuen Knöpfen. Am Fusse dieses so sehenswürdigen Alterthumes liegt ein Flecken, Namens Varallya, in dessen schlechtem Gasthause Halt gemacht wurde, um von einem gefälligen Bewohner des Fleckens, einem Gerichtsbeamten begleitet, Krásznahorka in Augenschein zu nehmen.

Doch ehe ich zur Beschreibung übergehe, wird die Legende nicht uninteressant sein, die ich hier genau so wiedergebe, wie sie die Ursache der Burgerbauung auf Krásznahorka oder „dem schönen Hügel“ schildert. „Auf dem eine kleine Stunde vom Schloss entfernten Somhégy (Hagedorn-Berg) weidete in alter, ergrauter Zeit ein Schäfer seine Heerde. Gedankenlos starrte er in die weite Ferne hinaus, hingestreckt auf

dem weiten Rasen, da fesselte die Bewegung des nahen Busches seinen Blick. Hastig sprang er auf und bemerkte nun, wie eine Haselmaus in den Grenzen ihres Baues verschwand. Mehr aus Geschäftslosigkeit, als nach ihren angehäuften Schätzen lüstern, wühlte der Schäfer mit seinem Stabe den Boden auf. Und siehe! zu seiner unnennbaren Verwunderung und Freude blickte ihm statt des erwarteten Fruchtvorrathes das reinste Gold entgegen. Klug wusste er seine Gefühle zu bemeistern, damit sie nicht zum Verräther des köstlichen Fundes würden, und schwieg, zugleich die aufgewühlte Erde sorgsam wieder ebnend. Da vernahm er, es werde der König nächstens in der Gegend erwartet, um auf dem Königsberge der Jagd obzuliegen, und grosse Anstalten bereiteten ihm feierlichen Empfang. Auch er beschloss seine Vorbereitungen zu machen und verfertigte einen ungeheuern Käse, der aber nur zur Hülle des in seinem Innern verborgenen Goldes diente. Als nun der König wirklich angelangt war und von der Jagd ermüdet, sich zum Mahl gelagert hatte, erschien der glückliche Schäfer vor ihm und lieferte den Käse als Beitrag zu der Tafel, mit der Bitte, sieben Schaafhürden dort, wo es ihm gefällig sein würde, aufstellen zu dürfen. Lächelnd gewährte dies der König, doch ernster nahm es der Schäfer, denn statt der sieben Schaafhürden erbaute er sieben Schlösser, Krásznahorka, Torna, Szádvár, Tsetnek, Pelsötz, Berzéte und Solmyókö, und war der Ahnherr der gewaltigen Bebeker. Das erste wollte er zum dankbaren Andenken des ihm so unvermuthet zugestossnen Glückswechsels auf der Stelle des Fundes am Somhégy erbauen. Doch fruchtlos war jede Bemühung. Was des Tages aufgemauert ward, trugen unsichtbare Hände des Nachts auf den reizenden Hügel Krásznahorka und so musste sich endlich Bebek bei dem deutlich ausgesprochnen Widerstreben der Geister dazu bequemen, den angefangnen Bau nach jenem Ort zu verlegen."

Doch nun von der Sage zur Geschichte.

Die erste Spur von Krásznahorka reicht bis Bela IV., wo man die Verleihung dieser Schlösser an Philipp und Dietrich, Söhne des Matthaeus Bebek, findet. Es war diese erbeigenthümliche Verleihung eine Belohnung für geleistete Dienste gegen die Tataren und Friedrich den Streitbaren, Herzog von

Oesterreich, bei der Belagerung von Oedenburg, folglich zwischen den Jahren 1243 und 1246.

Der Eingang dieser Urkunde wirft die Sage scheinbar über den Haufen, da ausdrücklich erwähnt wird, dass diese Schlösser als eingezogene Besitzungen des Geschlechts Bors von der Krone, mit Zurückbehaltung des Schlosses Diösgyör den Bebekern verliehen seien.

Das Geschlecht der Bebeks zeichnete sich hinfort dauernd durch Tapferkeit und Grösse aus und widerstand oft dem königlichen Hause, ohne bezwungen zu werden. — Selbst Geld schlug ein Franz Bebek auf seinen Besitzungen, jedoch so schlecht, wie es heute nur in der Türkei gemacht werden kann. Kaiser Ferdinand musste sein Brustbild zu schlechter Münze hergeben, obgleich — man denke sich! — statt der gesetzmässigen 8 Loth Silber nur 1 Loth genommen wurde. — Wahrlich diese kaiserlichen Silberlings-Portraite müssen recht rothwangige Backen gehabt haben! — Diese grossartige Falschmünzerei erinnert lebhaft an den Ausspruch jenes griechischen Weisen, der da sagte: „die grossen Insekten zerreissen das Nest der Spinne, die kleinen bleiben darin hängen.“

Diese rechtswidrige Handlung des gewaltigen Beḫek im Jahre 1530, also in der Zeit des Königs Zapolyas, gegen den Kaiser Ferdinand fand bei einem benachbarten Herrn Boso bald Nachahmung, und als die Regierung einen solchen grossartigen Betrug nicht leiden wollte, trat Franz Bebek zu Zapolyas über und prägte nun noch so unendlich schlechter, dass selbst anstatt Kupfer, Glockenmetall und Kanonenspeise genommen wurde, wozu alle Glocken der ganzen Umgegend herhalten mussten.

Die wilde Ruchlosigkeit dieses Magnaten zeigte sich am schrecklichsten beim Tode des evangelischen Pfarrers Andreas Fischer, der aus Sachsen eingewandert, schon in Leutschau im Zipser Landstrich von Katzianer zum Ertränken verurtheilt war und nur durch schleunige Flucht sich rettete. Nachdem der unglückliche Glaubensheld 13 Jahre weiterhin sein Amt ruhig ausgeübt, gerieth er in die Hände Franz Bebeks, der ihn *sans façon* vom höchsten Wartthurme herabstürzen liess.

Und dies ist die schöne gute alte Zeit, von der noch so

viele Leute mit so vieler Wehmuth und Freude sprechen können! Gott bewahre uns ewig vor der Wiederkehr dieser Periode der Rohheit und Grausamkeit, vor diesem ehernen Zeitalter, vor dem jedes sanftere, edlere und bessere Gefühl zurück beben muss. Fand ich Jemanden, der es beklagte, dass er nicht in jener rohen und ungeschlachten Zeit existirt, so habe ich mich noch nie getäuscht gefunden, dass er einen eben so rohen Charakter besass. Allerdings mag es den Gewaltigen der Erde nicht ganz recht sein, dass der Unfug des Faustrechts und des Feudal-Systems aufgehört, dass eine übermüthige Aristokratie durch weise Regierungen in ehrenvolle und nöthige Schranken zurückgewiesen ist, dass endlich auch das Bauernvolk weiss, dass Gott es nicht zum Lastthier der Hochmögenden, sondern zum freien, denkenden Wesen erschuf.

Bei dem wilden Franz Bebek blieb die rächende Hand der Nemesis glücklicherweise nicht aus. Er starb gewaltsamen Todes und beschloss so ein Leben, das aus Unthaten und Revolutionen zusammengesetzt war.

Sein eigner Sohn war Protestant geworden, er musste nach Siebenbürgen flüchten und mit ihm starb die Hauptlinie des Geschlechts der Bebeks aus, welches 300 Jahre lang eins der ersten in Ungarn gewesen war.

Die neuen Herren dieser Burgen wurde das berühmte gräfliche Geschlecht der Andrássy's, die die Würdigsten zur Erlangung solcher ausgedehnten Macht waren. Der Ahn dieses Geschlechts ist der riesige Andoras (Andreas), der unter Stephan I. Heerführer in Siebenbürgen wurde. Man kann sich einen Begriff dieses Stammes machen, wenn man hört, dass dieser Andoras einen Feind mit einem Schlage seines Schwerdtes von Kopf bis zu Fuss in zwei Stücke spaltete, — und ein Anderer, Peter Andrássy, allein 2000 Reuter gegen Stephan Bathory ins Feld stellte. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens trieb Peter'n nach Ungarn, wo er der Besitzer von Krásznahorka wurde, nachdem er dem Kaiser Rudolph 80,000 Gulden gezahlt hatte.

Die letzten Kriege, die um das grosse Schloss tobten, waren die Tökölyschen und Rakóczyschen Unruhen, bei denen theilweise die Andrássy selbst thätig waren. Aus jener Zeit, dass

Rakóczy Krásznahorka besucht hat, sind noch manche Spuren vorhanden.

Die Lage dieser merkwürdigen Feste sowohl als die Aussicht von ihr ist entzückend schön. — Es ist selten, in Ungarn solche mächtige Burgen zu finden, die noch in einem theilweise wohnlichen Zustande erhalten sind, gewöhlich sind es Trümmerhaufen wie das hochberühmte Wisegrad oder wie die schon oben genannten Burgen Boldogkö und Regés. Je höher wir auf dem, übrigens sehr schlechten und steinichten Wege emporklommen, desto ferner und ferner dehnte sich der Horizont um uns aus, die ziemlich lange Dauer unsers Bergsteigens wurde sehr angenehm hierdurch und durch die oben angeführten geschichtlichen Notizen, die uns unser Begleiter gab, verkürzt.

Ein gewaltiges Thor verschliesst den Eingang und erst nach längerm Pochen wurde geöffnet.

Diese Zeit des Wartens benutzten wir, um die Geschütze, welche vor dem Eingange neben einer höchst friedfertigen Kapelle postirt sind, in Augenschein zu nehmen. Von den 5 Kanonen trugen einige die Bebekschen, einige die kaiserlichen Insignien und datirten sich vom Anfange des 16ten Jahrhunderts her. Während einige sehr ausgeschossen waren, zeigten andre sich im besten Zustande, so wie auch ein eisernes Kanon und ein Falkonet ohne Jahreszahl. Sobald man das Schloss betritt, welches um 1740 noch bewohnt wurde, kommt man auf einen länglichten Vorhof, dessen Wände reichlich mit Schiessscharten versehen sind und auf dem sich der Eingang zur hellen, modernisirten Kirche befindet.

Welch' ein Kontrast! Auf den Stufen des Tempels kauerte ein Mörder, — ein blühender Bauerbursche, der im Rausche unvorsätzlich seinen Gegner getödtet hatte. Man hatte den Armen zum Tode verurtheilt, doch ward die Strafe natürlich gemildert.

Der Vorhof endet in einen offenen Thorweg, welchen eine mächtige Kette gegen die andringenden Stürme verschloss. Die Kette zeigt reichliche Spuren alter Streitaxt- und Säbelhiebe und ihre grosse Schwere macht es zu keiner kleinen Aufgabe, sie in ihren Haken einzuhenken.

Das dunkle Entrée, ähnlich einem Festungsthor, ist der

Lagerplatz vieler jener Merkzeichen einer kräftigeren, bewegteren Vorzeit. Zerbrochene Laffetten, alte türkische Steinkugeln u. dgl. bedecken den Boden, in dem sich die dunkle Mündung des durch ein schweres, eisernes Gitter verschlossnen Verliesses befindet.

Welche grausige Gedankenreihe bildet unsre Phantasie, wenn die dumpfe, drückende Atmosphäre dieser Jammerhöhle uns entgegenquillt! — Noch vor kurzer Zeit diente dieser Behälter zur Aufbewahrung von Gefangenen, deren Lust zur verlornen Freiheit sie einst verleitete, sich mit Gewalt einen Ausweg zu bahnen. — Schon waren sie im Begriff, das letzte Eisengitter zu sprengen, als der Kastellan, der einzige Bewohner des Schlosses, eine gewaltige Eisenachse herbeischleppte und durch ihr Gewicht das Fallgitter niederdrückte, so dass eine Flucht unmöglich wurde.

Uebrigens befindet sich die Eisenachse noch da und es steht jedem frei, seine Kraft daran zu probiren, aber, obgleich der Kastellan schon 80 Jahre alt war, hat sich noch Niemand gefunden, der ihm sein Kraftstück nachzumachen im Stande ist. — Die Sage, die stets geschäftige, erzählt auch hier wieder, dass eine Jungfrau der Vorzeit diese kolossale Eisenmasse allein und mit Leichtigkeit den hohen Schlossberg hinaufgetragen habe.

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben, — —
Und können 5 Centner mit Leichtigkeit heben!“

Gott bewahre uns vor solchem Zeitalter! stöhnte mein Begleiter, der sich vergeblich bemühte, die Achse von der Stelle zu heben.

Aus dem dunkeln Thorweg gelangt man in den innern Hof, der auf einer erhöhten Stelle eine der heiligen Dreieinigkeit geweihte Säule mit unleserlicher Inschrift trägt, die ein lockerer Besitzer erbaute, weil auf dieser Stelle sein strafendes Gewissen ihm einen Geist erscheinen liess; hier hielt man einst die Morgen- und Abendmesse und einige Bäume, die einzigen im kleinen Schlosshofe, spenden noch jetzt einen erquicklichen Schatten. — Jedes Plätzchen ist bebaut; man könnte kaum ein Pferd tummeln, und dennoch ist ein Gärtchen vorhanden, ein Konterfey der schwebenden Gärten der Semiramis, wenngleich im kleinsten Maassstabe. Ein eisernes Gitterthor und eine schöne Treppe

führen in den ersten Stock, der gegen Süden gewendet, neu restaurirt und bewohnbar gemacht ist, — während die andern weitläuftigen Schlossgebäude nach dem letzten, durch einen Blitzstrahl herbeigeführten Brande nur mit Dächern und Blitzableitern versehen sind. — Der Hausflur des wohl eingerichteten ersten Stocks ist mit alten Inschriften und Bildern reichlich verziert.

Während auf der einen Seite dieses Gemäldes das Original sich befindet, hat man auf der Rückwand eine neure Copie hingemalt, die sich jetzt in den buntesten Farben breit macht.

Ich erwähne hier nur zuerst das Bild eines alten Paukenschlägers, der noch vor 40 Jahren in einem Alter von 115 Jahren in Gesellschaft mit einem 109jährigen Zwerg lebte, welche beide sich sehr wohl an eine kaiserliche Belagerung von 1685 erinnerten und ihrer Geschäfte dabei, indem sie steingefüllte Fässer auf die Stürmenden hinabschleuderten. Beide sind durch Gemälde verewigt. — Der erste in altungarischem Kostüm mit der Unterschrift:

Haec persona, senectute formosa, vulgo Dabos András, olim famosus Tympanista Principis Francisci Rákóczy et Comitis Nicolai Berczenyi, illo tempore ipsius tympana ita resonabant:

Jó urunkra fel támatunk
Semmit nyertünk, csak vesztertünk
Orczágunkbul ki bugdostunk
Magyar bórtúl el maratunk.

Das heisst:

Gegen unsern guten Herrn sind wir empört,
Doch ist nichts gewonnen, nur verloren,
Aus dem Vaterland hinausgetrieben,
Vermissen wir des Ungarlandes Wein!

Endlich *hic finitus est suis desertis A. d. 1747.* Die Physiognomie dieses alten Heerpaukers jenes berühmten Rakóczy ist eben so interessant wie sein Kostüm. Der greise Burgzwerg hat die abscheulichste Physiognomie, die mir je vorgekommen ist, mit der Unterschrift:

Nascendo Saxo, Tacendo Hampo, Silendo vir, nomine vivus.

Diese Sammlung alter Personen ist noch durch die Abbildung eines 172jährigen Wallachen mit seinem 164jährigen Weibe

und seinem 146jährigen Söhnchen vervollständigt. Das ehrwürdige Ehepaar lebte 147 Jahre zusammen und hinterliess Kinder von 146 bis 116 Jahre alt, ein kleines Ur-Ur-Enkelchen von 40 Jahren. Das merkwürdige Menschenalter ist authentisch von 1552 bis 1724 bestimmt; — das Rezept zu solch' langem Leben möchte wohl Niemand wünschen; — die Leute lebten nur von Milch, türkischem Weizen und — — — Branntwein. Kann es etwas Schrecklicheres geben als eine 174jährige Ehe, wenn sie unglücklich ist! — Auf dem Bilde bekommt das 146jährige Söhnchen grade Prügel, weil es Kukurutz gestohlen hat. Das nenne ich doch väterliche Gewalt! — Die benachbarten Zimmer sind gut möblirt und werden desshalb nicht gern geöffnet.

Der durch Flammen zerstörte Theil der Burg ist unstreitig der grössere. Lange Gallerien, Gänge, mächtige runde Thürme und halb zerstörte grosse Gemächer erheben sich schroff über dem Abgrunde des Schlossberges und es sind noch viele Ueberbleibsel vorhanden, die an Rakóczy und seine stürmische Zeit erinnern.

Der Saal, sein gewöhnlicher Aufenthalt, ist sehr zerstört, und es sind nur noch wenige Spuren einer altmodischen Zimmermalerei vorhanden. Noch trauriger sieht es in den langen Gemächern gegen N. aus, wo die Flammen am meisten gewüthet zu haben scheinen. Jetzt ist man so vorsichtig gewesen, eine Cisterne anzulegen, um in ähnlichen Gefahren beständig Wasser bei der Hand zu haben.

Der letzte interessante Theil der Burg ist die Schlosskirche, welche obenein den Ruf der Heiligkeit durch ein Marienbild sich erworben hat. Da man sie 1794 renovirte, so ist dies natürlich in dem miserablen Geschmack jener Zeiten geschehen, obgleich es solchen widersinnigen Klecksereien nicht gelingen konnte, den freundlichen und erhabenen Charakter dieses Gotteshauses ganz zu verbannen. Auf einem Chor sind von den vorigen Besitzern eine bedeutende Anzahl Tafeln unter Glas und Rahmen aufgehängt, mit den Worten: Glaube, Liebe, Hoffnung. — Stirbt ein Familienmitglied, so wird eine solche Tafel umgekehrt und auf der Rückseite das Wappen des Verstorbenen gemalt. Wahrlich eine sonderbare Idee, die vielleicht noch nirgends ähnlich vorgekommen ist!

Neben der Kirche befindet sich in der Sakristey der mumienartige Leichnam einer Ahnfrau des Grafen Andrássy, einer Sophie Sérédy, deren Körper vollkommen wohl erhalten ist und sich in seinem schwarzen Gewande und gläsernen Sarge gar nicht übel ausnimmt. Wie diese mumienartige Verhärtung geschehen konnte, ist ein Räthsel, da die Leichen ihrer nächsten Umgebung verwesten. Diese Dame war so galant, ihren Nachkommen nicht nur ihren Leichnam, sondern auch eine schöne Herrschaft in Siebenbürgen zu hinterlassen.

In der äussersten Ringmauer befindet sich endlich noch eine hübsche Kapelle, die der gegenwärtig regierende Graf Georg Andrássy seiner hochgeachteten Mutter errichten liess.

Gott sei Dank! stöhnte mein Begleiter, als wir nach diesen fatiguanten Excursen wieder in dem schlechten Gasthause eintrafen. Genug der Todten und der Vorzeit, rief er, — ich habe nur eine Spur jener alten Helden mitgebracht, nämlich einen ächt ritterlichen Appetit und Durst.

Da jedoch die Gasthäuser dieser Gegend mit wenigen Ausnahmen noch in einem Zustande sich befinden, der der Blüthezeit jener so eben besuchten Burg angemessen ist, so muss man schon zufrieden sein, wenn man einen mittelmässigen Wein, Brot und Speck bekommt. — Die deutsche Sprache hatte ihren alten Werth verloren, die Paar mir bekannten slowakischen Brocken waren grade hinreichend, um das Genannte zu fordern und um den Preis zu handeln. Die letzte Nachricht, in einer Stunde in Rosenau zu sein, trieb uns auf, und gestärkt durch die Hoffnung eines ordentlichen Mittagsmahls kürzte sich der Weg schnell unter unsern Füssen ab.

Wie froh waren wir, als wir endlich in dem schönen Thale von Sájo Rosenau vor uns erblickten. Die Lage dieser freundlichen und nicht unbedeutenden Stadt ist entzückend schön, man denke sich ein weites, fruchtbares Thal, auf allen Seiten von hohen Bergen begrenzt, von denen der grösste der Wolowetz oder Ochsenberg eine bedeutende Alpe ist.

Irgendwo habe ich einst gelesen, dass die nicht magyarischen Städte in Ungarn sich vor allen andern durch Strassenschmutz auszeichnen. Dem kann ich durchaus nicht beistimmen.

Allerdings sind diese Städte weniger geschlossen und mehr dorfähnlich, doch durchaus nicht schmutzreicher als jede andre deutsche oder slowakische Stadt. — Die schlechten Land- und Stadtstrassen sind weltberühmt, eine natürliche Folge der ewigen innern Uneinigkeit im Staatskörper, — wer soll hier Strassenbau entrepreniren, da keiner Zoll zahlen will, vielleicht $\frac{1}{15}$ der Landesbevölkerung Adel ist und somit schon von vorn herein keine Lasten tragen will. — Gemeingeist herrscht in Ungarn in solchen Angelegenheiten durchaus nicht. Der alte Schlendrian ist unmöglich in ein Paar Jahren auszurotten, nur Geduld und es wird sich Alles zum Besten gestalten!

Die Comitate bauen und erhalten die grossen Strassen. Aber wie? In dem gefährlichen Gebirge verwendete man die meiste Sorgfalt, das heisst, zum Bau, aber nicht zur Erhaltung. Oft liegt das beste Baumaterial an den Strassen, ohne dass die angeborne Sorglosigkeit der Anwohner überwunden werden kann und eine Verbesserung eintritt. Stehen bedeutende Gutsbesitzer an der Spitze dieser sogenannten Comitats-Strassen-Commission, so sorgen sie natürlich sehr eifrig, dass auf ihrem Territorium Haupt- und Nebenwege in Stand gesetzt werden, ohne sich viel um die andern Gegenden der Gespannschaft zu bekümmern.

Es geht mit den Strassen wie mit Kanälen und Eisenbahnen. Die Stabilität der Absoluten, die stets wachsamen und regen Privatinteressen vom Höchsten bis zum Niedrigsten sind die Todfeinde des gemeinschaftlichen Wirkens und das unglückliche Krebsgeschwür des schönen Ungarns aus Mangel an Einheit, ja sogar Selbstsucht des Einzelnen, wo es darauf ankommt, dem Allgemeinen ein Opfer zu bringen.

Obgleich der Ungar in dem Rufe steht, dass er frei und offen denkt, spricht und handelt, so ist er doch kein Freund davon, wenn Fremde sich eben so frei über seine Mängel aussprechen. Wir Deutsche haben es nicht verstanden, uns hier Liebe zu erwerben, der ächte deutsche Spiessbürgerton, von dem der deutsche Ungar sich nie lossagen konnte, brachte uns um unsern Kredit. Das Festhalten an Deutschthümelei der Eingewanderten musste eine Schranke zwischen Deutschen und Magyaren aufbauen. Wie konnte der Herr des Landes es sich gefallen lassen, dass Fremde abgeschlossne Kasten bildeten und

ihr Gefühl einer höhern Culturstufe überall zurückstossend zur Schau trugen! — Es ist lächerlich, dem Magyaren imponiren zu wollen, sein natürlicher Scharfsinn lässt sich durch den Wortschwall und Floskelreichthum deutscher Pedanterie nicht ins Bockshorn jagen! Durch freundliches Hinneigen zu seiner achtungswerthen Nationalität ist jeder Magyar leicht zu gewinnen. Man betrachte das gesellschaftliche Leben einer Stadt, wie z. B. in Pesth und Ofen oder in dem so eben genannten Rosenau, wo Deutsche, Slowaken und Magyaren gemischt sind, — alle sind Ungarn, doch seinem Interesse nach bemüht sich der Deutsche stets am meisten, sich abzuscheiden. — Und dann wundert sich der Fremde noch, wenn der Deutsche nicht beliebt ist? Ich finde es so ganz natürlich; doch nun zurück nach Rosenau.

Recht kleinstädtisch mochte der Aufzug von einem Paar Fussreisenden schon hinreichend sein, um Neugierige an das Fenster zu locken, — Fussreisen sind hier nicht *en vogue,* wie in der Schweiz, in Deutschland und in Italien. — Nur Handwerksburschen, beurlaubte Soldaten und Kleinhändler sind hier die bestimmten Tornisterträger, — natürlich macht ein bessrer Rock, ein Hut auf dem Kopf und ein zuversichtlicheres und keckres Gesicht, Folge der gefühlten Unabhängigkeit, allerlei Gedanken rege und die Leutchen deliberiren und rathen, wer der doch sein kann, der so fidel einhermarschirt, als wenn er keine Arbeit sucht, keinen Käufer begehrt oder an der Gasthofstafel zu commandiren gewohnt ist. —

Mit der deutschen Sprache wird es schon immer schwieriger. Hier ist man an der Grenze zwischen Magyaren und Slowaken. Alles, was Beamter, sei es bei der Regierung oder den Privaten, heisst, spricht natürlich perpetuell magyarisch, dies ist einmal die herrschende Sprache im vollkommensten Sinne des Worts, und wenn man auch mit der deutschen Sprache an manchen Orten eben so gut auskommen kann, so sind dies deutsche Städte und man ist dort nicht im Kerne Ungarns, eben so wenig wie man in Strassburg im eigentlichen Frankreich ist.

Nichts ist widerlicher als jene feindseligen Reisebeschwerden, die in ihrer Sucht nach kurzweiligen Anekdötchen und Floskeln oder in widernatürlicher Schmähsucht alles Edeln, stets auf Kosten der Ungarn, dem Auslande hier das Nochbestehen der Gebräuche

des 14ten und 15ten Jahrhunderts aufbürden möchten. Es giebt eine Classe von gallsüchtigen Creaturen, die mit ihrem verräucherten Stubengelehrtenherzen nie die Umgebung richtig beurtheilen können, weil sie den Maassstab stets nach ihren Ansichten und Gesinnungen anlegen.

Es giebt Leute, die da behauptet haben, dass das deutsche Princip noch einst in Ungarn die Oberhand gewinnen dürfte, — wer jedoch Ungarn näher kennt, wird diese Idee lächerlich finden und ihren Ursprung in dem Hirn eines patriotischen Deutschen entsprossen glauben.

Viel eher ist es möglich, dass das slawakische oder richtiger das allgemein slawische Princip die Oberhand erhalte, da es beinahe in allen Theilen und Comitaten Ungarns Slawaken, Rusniaken, Raizen, Serber, Wallachen und Croaten giebt. Ja einst sprach sich in einem Comitate sogar der Adel bei Versammlungen slawakisch über die Annahme der slawischen Sprache bei Geschäftsangelegenheiten ziemlich stürmisch und heftig aus, und da die slawischen Nationen beinahe der magyarischen an Stärke gleich kommen, so würde von dieser Seite ein Stoss der allgemeinen magyarischen Nationalität drohen können, wenn nicht theils die Slawen im Allgemeinen auf einer niedrigen Stufe ständen, und nicht anderntheils selbst den magyarischen Interessen sehr lebhaft huldigten. In Rosenau, einem Orte mit gleich gemischtem Slawismus und Magyarismus, giebt es die besten Magyaren trotz irgendwo, so wie im ganzen Comitat, von dessen Einwohnern sehr viele Slawaken sind. — Die guten Rosenauer haben das feurige Leben des ächten Magyaren, vermählt mit deutschem Phlegma und slawakischer Négligence.

Mit Wohlgefallen darf der Rosenauer sein Städtchen überschauen, welches, obwohl eine Landstadt im vollsten Sinne des Worts, doch als Sitz eines mächtigen Bischofs sich den Ruhm einer Residenz nicht nehmen lässt.

Man denke sich ein langes, ziemlich geschmackloses Gebäude, gelb angestrichen wie ein Paar Nankinghosen, mit schwarz eisernem Balkon und Gittern, ziemlich hell, einen Stock hoch; dies ist die bischöfliche Residenz, das Alpha und Omega der Rosenauer Conversationen. Das Wohnhaus sieht beinahe zu hell für einen Priestersitz aus, viel angemessner und düsterer sind

schon die nahen Kreuzgänge eines Klosters und einiger anderer geistlichen Institute.

Die schönste Zierde der Städte, — — Bäume und grüne Anlagen auf öffentlichen Plätzen, sind in Ungarn selten anzutreffen, dafür baut man schöne Häuser und hegt und pflegt den Strassenkoth als Diadem der Städte. — Auch Rosenau hat hieran seinen Theil, und will man von einem Punkte des grossen und freundlichen Marktplatzes zum andern kommen, so ist der grade Weg hier nicht der beste, man muss sich vielmehr längs der Häuser fortwinden und sich glücklich schätzen, wenn man nicht bei der Passage irgend einer Queerstrasse stecken bleibt.

Dies waren die natürlichen Beobachtungen, als ich in Rosenau hineinpassirte, stillschweigend meine Glossen machte und mein Auge nach einer Taverne spähen liess.

Halt! in der intimsten Nähe einiger Krähen sehe ich den Vogel Oesterreichs, den die preussischen Soldaten Kuckuk nennen, — — o Heimathsklänge! — mit Macht zog es mich hinein, und ich bedurfte auch wahrlich der Ruhe. — Umsonst war es leider, dass ich versuchte, einige Thüren zu öffnen, Alles ist verschlossen, ich sehe durch ein Glasfenster, bemerke ein Billardzimmer, aber Alles verriegelt.

Ein dienstbarer Geist erscheint. — Er betrachtet uns und unsern Tornister, so wie die bestaubten Kleider von oben bis unten, ich rede ihn an und bitte um ein Zimmer, — man antwortet ziemlich verächtlich in der unverständlichen slawakischen Sprache, und verstehe ich recht: „Hier giebt's Nichts." — Eine tröstliche Antwort.

Die Schöne lasse ich etwas verblüfft stehen und dringe in das Innere des Hôtels. — Auf mein ziemlich geräuschvolles Herannahen präsentirte sich endlich die viereckige Gestalt eines wohlhäbigen Wirthes und eines stark schmutzigen Kellners. Mit dem besten und kürzesten Tone befehle ich ein Zimmer, — — es beginnt ein Lustspiel. Erster Akt: Man macht ein breites Lächeln und schaut mich an. — Zweiter Akt: Man frägt im breiten Tone ein faules: Wie? — Dritter Akt: Bei mir zieht ein Gewitter auf. — Nur gleich! — Dies sind die Stadien, die ein Fussreisender in einem etwas besseren Gasthause in Ungarn immer zu durchlaufen hat; will man sie vermeiden, so klimpert man

mit dem Gelde in der Tasche und ist dann sicher wie ein Fuhrmann, das heisst: gut aufgenommen zu werden.

Ein Zimmer im schwarzen Adler ist eine merkwürdige Sache, grade wie im Schmöllnitzer Gasthofe; hier eine gemeinschaftliche Schilderung beider:

Man wohnt im „römischen Kaiser in Frankfurt" recht gut, bei „Mivart in London" noch besser, — aber in einem Gasthause mittlerer Städte, über die sich Miss Pardoe bei dem hohen Hause in Schemnitz ereifert, ist alles anders. „Treten Sie näher, meine Herren und Damen," rufe ich mit Glassbrenners Guckkastenmann, — „hier werden sie sehen ein Gasthauszimmer, so dunkel, dass man sein eigenes Wort nicht hören kann, — es hat zwei Betten, die weitläuftig mit denen des Grafen von Gleichen verwandt sind, — hier finden sie eine Kälte wie im August unter den Bleidächern Venedigs, — der Fussboden stammt aus der Erfindungszeit der preussischen Latten, die Vorhänge, *vulgo* Gardinen, — sind ausgerissen und durch eine hochlöbliche Polizei-Behörde noch nicht eingebracht worden, — wahrscheinlich sind sie wo aufgehängt worden!" — Man bemerkt folgende Möbel:

1) Einen Stiefelknecht.
2) Zwei mit Stroh gefüllte Betten.
3) Einen fehlenden Tisch (NB. der breite Fensterkopf an seiner Stelle).
4) Einen desgleichen halben Stuhl mit Haaren ohne Polster.
5) Ein Waschbecken, welches den Schnupfen hat, denn es läuft und tropft.
6) Mehrere Löcher in Wand und Thüren, eine blinde Aussicht.

Schon irrte mein Blick in dieser trostlosen Einöde umher, bald fiel er auf das, was da war, noch viel öfter aber auf das, was nicht da war.

Ehe ich mich noch in dieser Zerstreuung sammeln konnte, erschien mein Kaffee, der mich vielleicht mit dem Lokale versöhnt hätte, wenn die Ueberbringerin nicht dem Stalle des Augias entsprossen zu sein geschienen und nicht die Heftigkeit ihrer schwebenden Kameeltritte die Hälfte meines Imbisses verschüttet hätte.

Zum Glück steckte in meinem Portefeuille eine Empfehlung

an einen hochachtbaren oder, wie es in dieser Gegend sehr *en vogue* ist, — bestverdienten Rathsherrn der guten Stadt Rosenau, — dort eröffnete sich die glänzende Perspective eines ordentlichen Soupers, ich war geborgen, verliess mein unheimliches Gemach und liess mich von einem Jüngling der Strasse, *vulgo* Strassenbuben, hinführen.

In dem Charakter und der Gastfreundlichkeit meiner neuen Bekanntschaft hatte sich mein Magen so wenig, wie ich, getäuscht. — Die Küchenfenster, — — man wundre sich nicht über so schnelle Ueberblicke, denn mein Magen hat alle Eigenschaften eines Compasses, — — fingen immer röther und röther an zu glänzen, die Dienstboten, hier mit dem allgemeinen ehrenrührigen Worte Gesindel bezeichnet, so wie das weibliche dienende Personale gar mit dem gemeinen Worte „Mensch," — — kurz die Menscher und Kuchelbuben, in Summa Gesindel, liefen sich in geschäftiger Eile beinahe über den Haufen und ich zögerte nicht, die Einladung meines gastfreien Wirthes anzunehmen und in seinem Hause bis zur Fortsetzung meiner Reise zu verweilen.

Ein „Jausen," gut deutsch ein Vesperbrot, zähmte einstweilen den rebellischen Appetit und in Begleitung des Sohnes meines Wirthes, eines dortigen praktisirenden Arztes, trat ich meine Wanderung durch das Städtchen an, um alle Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Die verschlossnen Kirchen hinderten uns nicht, mit den Geistlichen Bekanntschaft zu machen, — wir besuchten einige junge Kaplane, deren niedliche Zimmer eben so wenig einen geistlichen Anstrich zeigten als die lustigen Strausse und Lanner, die bald darnach auf dem etwas hölzernen Instrument vorgetragen wurden. Heidi, heissa, — ist das ein Jubel! Mich packte tolle Raserei, ich ergriff einen der Kuttenträger und zog den halb Widerstrebenden im sausenden Galopp durch das kleine Zimmerchen. —

Der Wein perlte im Glase, lustige Lieder auf den Lippen und jubelnde Tonmassen durchschwellten die Stube. Ja, die Kutten emancipiren sich! — Gab es doch schon im Mittelalter tolle Jäger und noch ärgere Säufer unter den Auserwählten der christlichen Kirche, warum soll denn unser tolerantes Jahrhundert

zurückbleiben, warum soll es nicht, so gut wie Studenten- und Juristenbälle, eben so auch Kapuziner- und barmherzige Brüderbälle geben? — Der schöne, heitere Abendhimmel trieb uns aus diesen heimlichen Zellen, mit den reichen Betten, den wollüstigen Tönen und dem vorzüglichen Weine hinaus in die freie Natur, wo es so duftig und fröhlich war.

Der Bergvorsprung, auf dem Rosenau liegt, fällt plötzlich steil in das tiefe Sájothal hinab, welcher mäanderförmig die grüne Plaine durchschleicht. Jenseits steigen die Kalkfelsen steil und zerrissen empor, auf ihrem Gipfel schweigsame Tannen- und Buchenwälder tragend, von denen erstere mich an meine Heimath erinnerten. Die Lage Rosenaus ist weit und breit berühmt, während das liebliche Thal gleich einem Garten Gottes bis Miskolcz fortläuft, um sich dort mit der ungarischen Theissebene zu vereinigen. So steigt man in der entgegengesetzten Richtung immer höher, die Berge thürmen sich immer majestätischer auf einander, bis den fernen Hintergrund die Ausläufer der Königsalp schliessen und zur Seite sich die Babina, der Stromitsch, der Wolowetz und die Redovaer Alpen anreihen. In behaglicher Anschauung genoss ich diesen Ueberblick, schweigsam deutete mein höchst liebenswürdiger Begleiter nun auf einzelne schöne Punkte und antwortete höchst zuvorkommend auf meine Fragen, die ich zur Bestimmung meiner fernern Reise an ihn that. Die sinkende Sonne verschaffte ein schönes Finale des ganzen Genusses und vollkommen befriedigt begaben wir uns auf den Rückweg, ohne den Einbruch der Nacht abzuwarten, besonders da wir noch vorübergehend das Casino besuchen wollten. —

Neben einer Kirche stieg ich eine ziemlich mittelaltrige Treppe in ein kleines, aber freundliches Häuschen empor und nachdem ich mein Gesicht in bestmöglichste Ehrbarkeitsfalten zusammengelegt hatte, öffnete ich die Thür und trat in das tabacksgefüllte Versammlungszimmer der Rosenauer Bürger-Elite.

Es ist so gemüthlich auf solcher Junggesellenwanderung, man ist so ungenirt, sobald die Umgebung vernünftig genug ist, Rangunterschied zu übersehen, selbst die Zusammengedrängtheit der wenigen Comforts macht sie befriedigender, als in einem

weitläuftigen, halb todten und öden Lokale grösserer Städte, besonders in Residenzen.

Da sassen nun die Herren Gevattern, die Herren Comitatenser (Comitatsbeamte), die Herren von dem Gefolge Merkurs und spielten Tarrok und Préférence. Ein Billard stand unbenutzt und die Zeitungen, welche in einem Nebenzimmer auf einem Tische ausgebreitet lagen, hatten nur wenige Leser.

Mein Gruss wurde mit zuvorkommender Gemüthlichkeit erwiedert, man stellte mich vor und ich war so heimisch, als hätte ich 10 Jahre lang den Beitrag eines Mitgliedes gezahlt. Ein Pack Zeitungen fesselte mich. Da gab es nun beinahe alle ungarische und einige deutsche. Natürlich präsidirte, wie beinahe überall im ganzen österreichischen Staate, die Augsburger allgemeine Zeitung, aus welchen Gründen, — kann jeder denken. Nächstdem gab es die Ofener und Pesther Zeitung, ein grau löschpapiernes Ding, welches ziemlichen Druck, Folioformat hat, — — — dann endlich der österreichische Beobachter des Herrn v. Pilatus, bei dessen Neuigkeiten es mir so vorkommt, als wäre ich von Pontius zu Pilatus geschickt. Ausserdem fehlten aber auch nicht die besten Tagblätter Ungarns.

Das ungarische Nationalcasino in Pesth ist der erste Anfang der Casinoverbreitung im ganzen Lande. Auch dort finden Fremden durch Empfehlung leicht Zutritt und werden sich gewiss keinen nobleren Ruhepunkt bei ihrem rastlosen Durchsuchen der Donaustädte wünschen können. Doch die magyarische Gastfreiheit ist mit der Nationalehre verschmolzen und Eine so gediegen, wie die Andre, Eine so allgemein, wie die Andre.

Das Beispiel der *haute volée* in Pesth gab dem ganzen Lande einen Aufruf zur Gründung ähnlicher Etablissements und jetzt findet man angenehmer Weise beinahe in jeder mittelmässigen Stadt eines oder mehrere solcher Lokale. Hier im Kreise einer vergnügten Männergesellschaft, tapfer bei Schüssel und Wein, *tout sans gêne*, mundet das Nachtmahl, mit luxuriösem Ueberfluss aufgetischt, dem Magen und Munde vortrefflich, man wird bald so vertraut, dass die steifen Compliments bei Seite geworfen werden und der Pokal ächten Ungers, kräftig schäumend und perlend, kreist tüchtig herum, bis das Horn des Wächters zur Ruhe mahnt und man in die Arme eines Morpheus

sich streckt, der durchaus nichts Idyllisches, sondern die Kräfte eines Cyclopen hat, indem er mit Mohnhügeln bedeckt, aus denen des andern Morgens kaum der Ausweg zu finden ist.

Die Bäche brausen und stürzen sich wild romantisch aus ihrem felsigen Bette in die tiefgefurchten Thäler, bis sie endlich ruhig und besonnen, gesammelter und mächtiger ihrem Ende zueilen. Ist das nicht das Leben des Menschen?

Auch er stürmt toll und rasend kopfüber in das Leben hinein, reisst alles, was ihm widersteht, mit sich fort, bricht und vergeudet tausendmal umsonst seine Kraft, bis endlich die ruhige Besonnenheit eintritt und im Gefühl seiner Würde er ruhig, sich selbst bewusst seinem Ziele zuwandelt.

Der Sájo gab zu solchen Gedanken einen Anlass, ein Flüsschen, welches, so unbedeutend wie es sein mag, den Werth von vielen Millionen hat, da es das belebende Princip eines lang gedehnten Thals ist. — Beinahe alle tausend Schritt treibt er Werke, die in der angenehmsten Mannichfaltigkeit stets wechseln, bald Kupfer- oder Eisenhämmer, bald Papiermühlen, bald Frischfeuer und Hochöfen; kurz sein ganzes Thal ist ein grosses Hüttenwerk und hat hierin nur in dem benachbarten Gran-Thale seines Gleichen.

Einer jener herrlichen Gebirgsmorgen, die nach einer regnichten Nacht die Fülle alles Duftes und der reinsten Bergluft ausathmen, überraschte mich, als ich Rosenau verliess, um meine Wanderung fortzusetzen.

Von Rosenau aus ist einer der besuchtesten und interessantesten Punkte die grosse Höhle in dem Kalkgebirge bei Aggtelek, genannt Baradla, und jeder Fremde, der auf seiner Tour Rosenau berührt, seine weitere Reise aber zum Norden fortsetzt, wird wohl kaum versäumen, diesen Ausflug zu unternehmen und nicht das geringe Geldopfer scheuen, welches ihm die Besichtigung der Höhle verursacht; derjenige aber, der ohnehin über Pleissnitz, Putnok nach Miskolcz reist, lässt den sehenswerthen Punkt nur eine Stunde seitwärts liegen und kann also um so leichter diesen kleinen Abstecher machen. Von Rosenau aus ist ein Tag zur Hinreise, Besichtigung und Rückkehr hinreichend und ein für diese Dauer gemietheter Wagen wird höchstens mit 1 Thl. bezahlt, der allerdings dann auch nur ein

ganz einfacher Korbwagen ist, bei dem von Federn keine Rede sein kann, die man aber auch bei gutem Wege im schönen Sommer leicht zu entbehren vermag.

Wohl wenige Städte mag es in Ungarns üppigen Gauen geben, deren Umgebung von der Natur so mit aller Fülle geschmückt wäre wie Rosenau. Während im Norden das Sájothal, auf beiden Seiten durch bewaldete Berge begrenzt, an Breite abnimmt und sich endlich durch einen Wall mächtiger Gebirgsmassen schliesst, dehnt sich im Süden eine kleine, fruchtbare Ebene aus, angenehm geschmückt durch zerstreut liegende Herrschaftssitze, deren grosse Gebäude und äussre Pracht Wohlstand verkünden, bis auch hier eine beinahe senkrechte Umfassung kahler Felsmassen, deren Gipfel Gebüsch und Wald bedeckt, den Gesichtskreis schliesst. Im Osten erhebt sich majestätisch das besprochne Schloss Krásznahorka und hinter ihm die Gebirgskette des Wolowetz mit ihrem kahlen Scheitel, von dem sich waldbedeckte Hügelreihen nach allen Seiten in die Flussebene herniederziehen.

Eine so schöne Gegend, wo es dem Auge unmöglich ist, einen sterilen Punkt aufzufinden, wo überall heiterer, blühender Wohlstand und gediegnes Leben uns entgegentreten, erfreut sich ausserdem noch eines höchst milden Climas in Folge der gegen den Norden schützenden Gebirge, welche dem kalten Carpathenwinde den Zutritt abschneiden und dadurch einen so bedeutenden Temperaturunterschied hervorbringen, dass, während um Rosenau noch die delikatesten Melonen im Freien fortkommen und wenige Stunden davon die Rebe einen köstlichen Wein liefert, auf dem nur wenige Meilen entfernten Nordabhange des Quellgebietes des Sájo kaum Getreide fortkommt und die nordischen Fichtenwälder zu dominiren anfangen.

Verlassen wir Rosenau, um unsre Tour zur Höhle Baradla anzutreten, so folgen wir dem Ufer des Flusses durch eine reichgeschmückte Gegend, die einem grossen Garten ähnlich sieht und die durch die barocken Kalkmassen der Berge zu beiden Seiten um so mehr Reiz erhält, bis wir endlich die Comitatsstadt Pleissnitz erreichen und in ihr die Hauptstrasse verlassen, um links ab in das Kalkgebirge hineinzubiegen und auf weniger gutem Wege das Dorf Aggtelek zu erreichen, vor dem sich der

Eingang zur Höhle befindet. Ich rathe jedem Reisenden, gar nicht in das Dorf hineinzufahren, sich von Rosenau aus gleich mit den nöthigen Lebensmitteln für diesen Tag zu versehen oder auf der Hinreise in dem guten Gasthause zu Pleissnitz ein Mittagsmahl zu bestellen, welches man auf der Rückreise einnimmt, wobei man 3 Stunden auf die Hin- und Herfahrt und 4 Stunden auf den Besuch der Höhle rechnen muss, so dass man am Besten thäte, die vierte Nachmittagsstunde in Pleissnitz zum Mittagsmahl anzuberaumen. Die Bewohner Aggteleks geniessen den unangenehmen Ruf, bedeutende Kenntnisse in der Kunst der Langfingerei, Prellerei und andern freien Künsten zu besitzen, so dass sie, wenn man auch gleich Alles vom Wagen herunternimmt, doch wenigstens die Radnägel und andres mobiles Eisenwerk vom Wagen stehlen. Der Rosenauer Kutscher nimmt sich ohnehin das nöthige Futter mit oder lässt seine Pferde frei herumweiden, während er selbst bei dem Wagen und dem Gepäck zur Aufsicht bleibt.

Die Botschaft, um den nothwendigen Führer in das Dorf geschickt, kehrt, während man ein kleines Frühstück einnimmt, mit jenem in der Person des Schullehrers zurück, jedoch ist es nöthig, sich in Rosenau mit den nöthigen Fackeln zu versehen, da der wahre Genuss im Anschauen der tausend glänzenden Stalaktiten von der vollen Beleuchtung der Höhle abhängt, und es also empfehlungswerth ist, die Unkosten lieber nicht zu scheuen und von den ohnehin nur 5 Silbgr. kostenden Fackeln wenigstens 6 bis 10 mitzunehmen, doch erst in den Glanzpunkten der Höhle sie alle auf einmal in Brand zu setzen und sich vorher lieber mit einer dürftigeren Beleuchtung zu behelfen. Das ganze Kalkgebirge dieser Gegend ist reich an Löchern und Höhlen, jedoch von allen diesen erreicht keine eine so hohe Bedeutung als die Höhle Baradla, die allerdings noch nicht ganz durchforscht worden ist, aber schon selbst in den bekanntesten Theilen hinreichend Gelegenheit darbietet, einen Marsch von 12 Stunden machen zu können. Der Comitats-Ingénieur der Gömörer Gespannschaft, Herr Christian Raisz, hat sich das Verdienst erworben, diesen Wohnsitz der Fledermäuse und Gnomen genauer zu durchforschen und auszumessen, wozu er eines Zeitraumes von mehreren Monaten bedurfte, dann aber hat

er auch eine sehr gute Karte herausgegeben, die leider äusserst schwer zu erhalten ist. Die Höhle verzweigt sich so ungemein, dass, sobald nicht jeder einzelne Gang genau untersucht ist, man auch nicht mit Bestimmtheit das Ende und die Ausdehnung derselben angeben kann, und es kommt noch hierzu, dass zu einer solchen Erforschung eine ausdauernde Anstrengung nöthig ist, die eine Masse kostspieliger Hülfsmittel bedingt, die namentlich dem Reisenden dieser noch so wenig dem Auslande bekannten Gegenden selten zu Diensten sehen, und man muss, bis sich einst eine Privatperson dazu entschliesst, die Kosten im Interesse der Wissenschaft zu tragen oder bis der Zufall einen neugierigen und reichen Engländer herbringt, sich mit dem begnügen, was man bereits weiss, was allerdings hinreichend genug ist, um voraussetzen zu können, dass die Höhle, die ganze Breite des Gebirges durchstreichend, jenseits einen Ausgang besitzt oder wenigstens nur durch eine so unbedeutende Felsenmasse von der Aussenwelt geschieden ist, dass ein Durchbruch sehr leicht möglich wäre. Die Gewissheit des Gesagten geht aus einem eigenthümlichen Umstand hervor, indem der Bach der Höhle, der plötzlich verschwindet, ein Geräusch vernehmen lässt, wie das einer entfernten, klappernden Mühle, und auch wirklich treibt dieses Flüsschen bei seinem Heraustritt an die Oberwelt eine Mühle.

Als alle unsere Vorbereitungen beendet, rüsteten wir uns muthig zur Einfahrt. Die Fackeln wurden gleichmässig vertheilt, der Kompass zum Abnehmen unserer Richtung hervorgesucht und so näherten wir uns der Felsenwand, die senkrecht uns gegenüberstand und in der abschüssig und ungeebnet der Weg zu einer Felsenspalte führte, welche mehr breit, als hoch ist, nur ein gebücktes Hineinkriechen erlaubt. Der Temperaturunterschied ist gleich sehr auffallend, der Uebergang von der warmen Sommerwärme in die Eiseskälte der Höhle erheischt einige Vorsicht und zum wenigsten thut man wohl daran sich nicht unnütz dem Zuge auszusetzen, der um so gefährlicher ist, je erhitzter von der bisherigen Reise man sich in den Bauch der Erde begiebt. — Hat man den Eingang passirt, so erweitert sich die Höhle beträchtlich und unser Weg führte uns steil abwärts auf einem ausgetretenen Fusspfade, während auf beiden

Seiten grosse lose Felsenmassen, die von der Decke herabgestürzt zu sein schienen, den unebenen Boden bedeckten.

So erreicht man endlich ein gleicheres Niveau der Höhle, welche, nach Herrn Chr. Raisz, 16 Klafter vom Eingange aus beginnt, nachdem der Weg früher sich in einem Winkel von 22° abwärts neigte. — Die bessre und gleichförmigere Bodenbeschaffenheit kündet sich durch eine angesammelte Wassermasse an, die durch eine Felsenritze hervortretend, unmittelbar aus der Oberwelt durch den Felsen sich einen Zugang in die Höhle bilden soll, und die dem Wanderer einen willkommenen und erfrischenden Trunk spendet. Die Dimensionen der Höhle beginnen von hier an immer grossartiger zu werden uud oft hängt die Decke so hoch, dass man selbst bei glänzender Fackelbeleuchtung sie nicht zu sehen bekommt. —

Von der ersten Haupthöhle, die so erreicht worden ist, führen mehrere Gänge nach verschiedenen Richtungen ab. Durch Einen derselben kommt man nach einem beschwerlichen Wege in die Fuchshöhle, so genannt wegen vorgefundener Fuchsgerippe, jedoch ist die Hauptsache, dass hier die Tropfsteingebilde sich in grosser Schönheit zeigen, und wahrscheinlich noch um so mehr überraschen würden, wenn die vielen Fackeln sie nicht bereits so beräuchert und muthwillige Hände, die bei dem gänzlichen Mangel an Aufsicht hier ganz ungebunden sind, sie zertrümmert und zerstückelt hätten, da jeder sich mehr oder minder mit einem Vorrath Stalaktiten zum Andenken an den Höhlenbesuch belastet und natürlich dabei sich den nächsten Vorrath bei der Beendigung seiner Wanderung aussucht. Ein anderer Gang führt aus der ersten Haupthöhle in das Fledermausloch, wo tausende und abertausende dieser unholden Thiere in dunkeln schwarzen Massen an der Decke hängen und wenn man unter sie wirft, in ganzen Klumpen auf die Erde, geblendet von dem ungewohnten Fackellicht herabstürzen, zugleich ein durchdringendes Pfeifen und Zirpen erheben und bei längerem Aufenthalte des Lichts in der Höhle, nachdem sie erst munter geworden sind, in grossen Schwärmen die Häupter der neugierigen Menschen umkreisen. Man verlässt gerne diesen, aus mehreren einzelnen Theilen bestehenden Raum, da der angehäufte Mist der Fledermäuse einen penetranten, kaum erträglichen Gestank

verbreitet und man gewöhnlich beschmutzte Kleider hinausträgt. Durch enge Ritzen in dem Felsen stehen diese Höhlenbewohner mit der Oberwelt in Verbindung, sie verlassen des Nachts in grossen Schwärmen ihr Quartier und suchen im Freien ihre Nahrung, die sie sehr reichlich finden müssen, da sie sehr fett sind, kehren aber bei anbrechender Morgendämmerung zurück, um sich in dicken Klumpen an die Decke anzuhängen, wo sie auch während ihres Winterschlafes leblos und erstarrt, jedoch ohne hinabzufallen, hängen bleiben. Wählt man zum Besuch der Baradla seine Zeit so, dass man Nachmittags hineinwandert und in der Nacht zurückkehrt und besucht dann jedesmal das Fledermausloch, so kann man sich von dem Vorhergehenden überzeugen, man wird bei dem ersten Besuch das Loch bevölkert und belebt, hingegen in der Nacht leer und stille finden.

Kehrt man von diesen beiden Abwegen in die 1ste Haupthöhle zurück, so erfährt man gewöhnlich von dem Führer, dass besonders früher zahlreiche Knochenmengen von Menschen und Thieren gefunden sind. Alle Muthmassungen, wie diese Knochen hergekommen, sind natürlich sehr unsicher, Einige glauben, dass es von den Tataren eingemauerte Flüchtlinge sind, Andre halten es für Ermordete von einer, hier einst hausenden Räuberbande, deren Geist noch in den Bewohnern Aggteleks augenscheinlich fortlebt, mir scheint es jedoch wohl unzweifelhaft, dass hier wie anderswo die Höhle als Begräbnissort gedient haben mag und dass in vielen Gegenden der Erde, sowohl in Kentukky in Nordamerika, als in Höhlen Englands, diese als Katakomben gedient haben, ist bekannt, somit also auch unnöthig, dieser Ansammlung von Gerippen einen historischen oder gar romantisch-tragischen Grund unterlegen zu wollen. —

Interessanter möchte es sein, die Thiergerippe, welche gewöhnlich mit einer verwitterten Lage von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk überdeckt sind, zu untersuchen. Die dekkende Lage ist also nichts weiter, als andere bereits in Staub verwitterte Gerippe, die durch ihre schützende Einhüllung die darunterliegenden gegen den Einfluss des Sauerstoffs der Atmosphäre geschützt haben. — Es sind diese Lagen von Gerippen aber auch nicht selten stratenförmig mit einer Decke von humusreicher Erde überlagert und man könnte somit daraus schliessen,

dass sie von aussen hineingeschwemmt wären, was um so wahrscheinlicher ist, da die Höhle tiefer als die Oberfläche liegt, — oder endlich die Thiere hatten sich in die Höhle geflüchtet, wurden vom einströmenden Wasser getödtet und als dieses eintrocknete, durch den unterirdischen Abfluss des Baches sich verlief, mit einer Schlammdecke überlagert. — Da ich keinen Schädel finden konnte, so konnte es auch von mir nicht ganz bestimmt entschieden werden, welcher Species die fossilen Knochen angehören, doch glaube ich auf Höhlenbären und Hyänen sicher schliessen zu können, um so mehr, da die Excrementballen der Hyänen ziemlich häufig in der Höhle sich neben den Gerippen vorfinden lassen.

Das Bächlein, auf welches man bald nach dem Eindringen in die Höhle stösst und dem man die Ehre erwiesen hat, es den ersten Fluss zu nennen, verliert sich unterirdisch und man folgt dem Führer durch eine Reihe von Gängen, Grotten und Domen, oft mit den wundervollsten Stalaktiten geziert, zu einem zweiten Bach, von dem auf die beschwerlichste Art und Weise ein zusammengedrückter Gang zu einer der wenig besuchten Grotten gelangen lässt. — Da wegen der Beschwerlichkeit des Weges nur wenige Besucher sich hierher verirren, so sind die Tropfsteingebilde noch blendend weiss, wenig durch die Vandalenhand roher Besucher zerstört und wenn man sich an den barocken und bizarren Gestalten gelabt hat, so verschafft der Führer noch einen besondern Genuss, indem er in diesem Zion auf die sogenannte Orgel steigt, — riesenmässige kristallklare Pfeiler, die zu hunderten vom unebenen Fussboden zur himmelhohen Decke, mit tausend blumenartigen, gleich Guirlanden durchwachsenen und durchflochtenen Steinknäufen hinaufwachsen, — und dort wohl verborgen vor dem Auge des Neugierigen mit einem Steine an die hohlen Säulen schlägt, die dann ähnlich dem Harmonikon erklingen, und in diesen in ewige Nacht verborgenen Räumen, indem sie melodisch die Luft bewegen, einen tiefen, ich möchte beinahe sagen, schauerlichen Ton hervorbringen. Der geübte Führer weiss, durch Uebung dahin gelangt, je nach der verschiednen Dicke der Säulen, die von der Mächtigkeit eines Daumens bis zur Stärke von mehreren Fuss anwachsen, und durch dünne Steinflächen, ähnlich malerischen

Drapperien verbunden sind, — auch verschiedene Töne hervorzulocken, hat sich so eine Art Skala gebildet, die er, als Mann von Fach, da er Organist und Schullehrer in Aggtelek ist, zu einer feierlichen Psalmmelodie benutzt. Dabei vertheilt er geschickt, — um den Eindruck zu erhöhen, die zahlreichen Fackeln in den Nischen der Wände und der Orgel, oder verbirgt sie hinter den durchsichtigen Steindrapperien, wodurch das Licht gebrochen, wie aus einer Ampel von milchweissem Glase hervorstrahlt. —

Ich rathe Jedem, der die Baradla besucht, sich diesen hohen Genuss zu guter Letzt vorzubehalten, da es das Beste und Schönste ist, was die Höhle bietet, und die eigenthümliche Lieblichkeit dieser Orgel, im sogenannten Paradiese, mehr befriedigt und dauerndere Erinnerungen zurücklässt, als die Grossartigkeit und imposante Majestät der andern Punkte dieses unterirdischen Feenreiches. —

Von der Grossartigkeit empfängt man den besten Begriff in der von uns verlassenen Haupthöhle, in die wir wieder zurückkehren und längs deren rechter Seite der ziemlich starke Bach mit feierlichem Gemurmel fortläuft, um in noch unbekannte innere Regionen dieses Kalkgebirges sich zu begraben. — Die Haupthöhle von 1000 Schuh Länge, 100 Schuh Höhe und 90 Schuh Breite führt den Namen Blumengarten, weil die Stalaktitenbildung auf dem Fussboden Aehnlichkeit mit hervorspriessenden Blättern und Blumen hat. — Jeder Tropfen, der rastlos von der hohen Decke herabfällt, versteinert sich, es wächst von unten hinauf, wie von oben herab, so dass, wenn kein störender Menschenfuss der Thätigkeit der Natur in den Weg träte, alle diese Höhlen bald voll der schönsten Tropfsteingebilde wären, hier aber bei einer Höhe von 100 Fuss und darüber ist ein Zusammenwachsen, bei dem starken Besuche, wohl nicht sobald mehr zu erwarten. — Um den Blumengarten ganz zu übersehen, ist es nöthig, eine grosse Anzahl Fackeln an den Wänden zu vertheilen, oder aus dem Dorfe einige Bunde Stroh zu kaufen und diese in der Mitte auf einen Haufen zu werfen und schnell anzuzünden. — Der Anblick war für mich höchst überraschend, die schwarze Nacht über uns wich und plötzlich zeigte sich hoch über uns statt einer erwarteten runden Decke ein ganzer Wald dunkler Zapfen,

die bald länger, bald kürzer in den abentheuerlichsten Figuren herunterhingen und da sie bisweilen hinabstürzen sollen, mich um meinen Kopf bange machten.

Dieser Blumengarten ist oft der Tummelplatz der fröhlichen Landjugend, die bisweilen in heissen Sommern bei dem Feuer von Holz, Spänen und Stroh einen ländlichen Ball abhalten, sich an den mitgebrachten Speisen und Getränken erlaben und ihren Landschönen in der stillen Verborgenheit ihre Liebe zuschwören. Da die Höhle ausserordentlich günstig für die Akustik ist, so giebt die Musik einen überraschend lauten Schall und die von uns abgefeuerten Pistolen und Gewehre machten die Erde durch ihren Donner erbeben, so dass uns anfänglich etwas bange wurde, und die Schwachnervigen schon unsere Schüsse als grosses Wagniss bedauerten, da sie zum wenigsten das Zusammenstürzen der Baradla und unsern Tod durch lebendig Begrabenwerden befürchteten. — Ein tüchtiger Kanonenschuss hier unten oder eine vollständig besetzte Janitscharenmusik muss eine Art Erdbeben hervorbringen, und es möchte sich der Mühe verlohnen, hier die Festigkeit des Erdgerippes der Kalkberge zu erproben, die Spontinische Oper „Alcidor“ aufzuführen. — Die Namen, welche zu Tausenden die Wände bedecken, beweisen, dass hierher sich schon genug Neugierige verstiegen haben und es fehlt auch nicht die prunkhafte Aufzählung von einem Dutzend Titel und Würden, die sich überall, also auch unter der Erde etwas breit und üppig machen, — grösstentheils sind es aber nur die Namen der Umwohner und es ist merkwürdig, einer solchen, in Europa an Grösse und Bedeutung einzig dastehenden, Naturmerkwürdigkeit so wenig Aufmerksamkeit von aussen geschenkt zu sehen, da in ihren Räumen ein halbes Dutzend Baumanns- und Bielshöhlen in viel grösserem Maassstabe vorhanden sind.

Hinter dem Blumengarten beginnt das eigentliche Interesse des Ganzen, doch ist die Fortsetzung der Tour mit so vielen Beschwerden verbunden, dass die meisten Besuchenden Kehrt machen und befriedigt von dem, was sie bereits gesehen haben, die Oberwelt aufsuchen. Die linke Felsenwand drängt sich gegen das steile Ufer des Baches, der in einem Abgrund unter uns fliesst, und man klettert über riesige Felsenblöcke vielleicht

an 20 Klafter bergauf, bis endlich der Weg ganz versperrt erscheint und nur ein enges Loch, der Rauchfang, ein mühseliges Durchkriechen gestattet. So kann man noch Stunden lang den Gang der Höhlen, in welchem bald der Bach hervortritt, bald verschwindet, verfolgen, und gelangt aus engen Gängen in grossartige Säulenhallen und kirchenähnliche Weitungen, jedoch selten auf gebahnten Wegen, sondern grösstentheils unter und über steilen Abstürzen und Precipissen, häufig mit Lebensgefahr und stets in Besorgniss, in den tausend labyrinthisch verworrenen Nebengängen und seltsam verknüpften Verzweigungen den Ausweg zu verlieren und nie wieder das Licht des Tages zu sehen. —

Solche Befürchtungen sind leider schon bestätigt und namentlich sollen vor einer Reihe von Jahren mehrere Fremde, die sich ohne Führer auf gut Glück in die Höhle begeben haben, spurlos verschwunden sein, obwohl sie reichlich mit allen Hilfsmitteln versehen waren, und man fand unter andern in einem Winkel dieses Labyrinths ein Knochengerippe, welches allerdings die grossen Verehrer der Wissenschaft gleich für einen Anthropolithen ausgeben wollten. — Jedenfalls ist Vorsicht immer zu empfehlen und wenn man den Führer erklären hört, dass er selbst nicht weiter weiss, so soll man ihn nicht drängen für Geld und gute Worte sich weiter zu wagen, denn was hätte man davon, wenn auch der Führer mit bei dem Herumirren und möglichen Verhungern Gesellschaft leistet. — Am weitesten ist bisher der schon mehrere Male genannte Ingenieur Hr. Raisz vorgedrungen, der allerdings als Mann von Fach, mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet, seinem guten Sterne vertrauen konnte, — nach ihm hat aber noch kein Mensch sich die Mühe gegeben und es sich des Geldes nicht verdriessen lassen, um das Ende aller tausend Verzweigungen zu ergründen, sondern sich begnügt, nachdem ein Marsch von 4—6 Stunden im Bauch der Höhle gemacht ist, umzukehren und die zwischenein nöthig gewordenen Ruhepunkte zum Einnehmen der Erfrischungen zu benutzen. — Es war meine Absicht so weit wie möglich vorzudringen, doch auch mich trieb, nachdem vielleicht $\frac{1}{3}$ der ganzen Höhle besucht und erforscht worden war, die Erklärung des Führers zurück, dass es nicht weiter ginge, und als ich ihm

aus der Raisz'schen Karte bewiess, dass es allerdings noch bedeutend weiter gehe und er sich nur auf mich und meinen Compass verlassen sollte, so weigerte er sich, wie die Träger aufs Bestimmteste, meinen und meiner Freunde Bitten zu willfahren, indem sie gestanden, selbst noch nie über diesen Punkt hinaus vorgedrungen und mit den einzelnen Gängen bekannt zu sein. —

So gelangten wir denn über den Berg Horeb, Moria und andre diverse Berge, neben der Kanzel, dem Altar, der Speckkammer und andern sonderbar benannten Stalaktitengruppen vorüber, durch den Schornstein, grossen und kleinen Blumengarten, mehrere Kirchen, kurz nachdem uns noch eine ganze Litanei Namen eingeprägt war, — zur ersten Quelle zurück, wo unserer Ermüdung durch einen Trunk des besten Wassers begegnet wurde. —

Nach fünfstündigem mühseligen Klettern und Kriechen, mit zerrissenen und beschmutzten Kleidern, mit beräucherten Gesichtern und Händen, voll des Geruchs der Pechfackeln und Fledermäuse, belastet mit Knochen- und Excremententrümmern, mit Stücken Stalaktiten und leeren Speisekörben und Flaschenkellern betraten wir glücklich wieder die wie ein Backofen heisse Oberwelt, bei der uns, nachdem wir die reine, etwas scharfe Zugluft der Höhle, in einer Temperatur von 7,6 Grad Reaumur, so lange eingeathmet hatten, die von Dünsten geschwängerte Atmosphäre besonders auffiel, und der eigenthümliche vegetabilische Geruch sich gleich bemerkbar machte. — Der Temperaturunterschied zwischen der Höhlenluft und der äussern Wärme im Sonnenschein betrug 17,4 Grad, im Schatten 13 Grad Reaumur.

Allmählig verlässt man übrigens die kältere Höhle und der Temperaturwechsel ist, wenn man nicht gleich in die Sonne tritt, auch nicht so scharf. — Ich rathe jedoch Jedem, besonders schwächern Personen, die Uebergänge beim Hineingehen, wie bei dem Hinausgehen allmählig zu veranstalten und sich zu diesem Zwecke im Schatten der steilen Felsenwand neben dem Mundloch längere Zeit zu verweilen, welche übrigens der Kutscher zum Einfangen seiner grasenden Pferde, zum Anspannen und Zurichten des Wagens benutzt. — Nachdem wir die hier übliche Taxe von 2 Fl. Conv. Münze, i. e. 1 Thlr. 10 Sgr. dem

als Führer dienenden Schulmeister entrichtet hatten, machten wir uns auf den Weg und erreichten um 4 Uhr unserer Verabredung gemäss das Städtchen Pleissnitz im Sájothale, denn da unsre Pferde merken mochten, dass der Heimweg eingeschlagen war, so liessen sie sich nicht erst lange bitten, sondern beschleunigten selbst ihre etwas struppirten Fussbewegungen. Die Zeit dieser anderthalbstündigen Fahrt benutzte Einer meiner Begleiter, um uns seinen Besuch der Höhle von Szilicze, die nicht sehr weit davon gelegen ist, zu erzählen. Die Höhle von Szilicze im Tornaer Comitate hat einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch, dass sie mit Eis während des heissen Sommers gefüllt ist und einen unterirdischen Gletscher von grosser Mächtigkeit bildet, wie Humboldt sie auf Teneriffe, auf dem Pic Teyde vorfand. —

Wir müssen bei dieser Höhle besonders 2 Eigenthümlichkeiten näher ins Auge fassen, einmal die schnelle Eisbildung an und für sich und andermals das interessante Vorkommen, dass die äussere Wärme den Grad der Eisbildung begünstigt. Die Eisbildung in dem von aussen abgeschlossenen Raum kann nur durch eine schnelle Verdünstung der Wasserdämpfe auf der Berührungsfläche der Höhlenrände erfolgen, oder es ist in dem Gebirge selbst die Erde mit Salpeter geschwängert, so dass sich die grosse Kälte durch den, schon als gewöhnlicher Versuch bekannten, künstlich erzeugten Frost erklären liesse. Die Ausscheidung von der äussern Atmosphäre ist bei dieser Höhle durchaus nicht begünstigt, indem die gegen Süden befindliche Zugangsöffnung von circa 150 Klaftern Quadratmaass sowohl das Hinausströmen der Kälte, als das Hineindringen der erwärmten äussern Luft erleichtert. — Hält man aber den Grundsatz fest, dass, da die Höhle tiefer als die Erdoberfläche liegt, die Wärme der höher gelegenen Erdoberfläche nicht hinuntersteigen kann, so würde das grosse Mundloch dadurch ohne Einfluss auf die Temperaturbeschaffenheit sein. — Uebrigens ist die Tiefe der Höhle im Verhältniss zur Erdrinde immer noch so unbedeutend, dass von einer terrestrischen Wärmezunahme kaum die Rede sein kann, und es bedarf wohl noch genauerer Untersuchungen, ehe man die Ursachen der auffallenden Temperaturdifferenz zu bestimmen vermag.

Der auffallende Temperaturwechsel zwischen Sommer und Winter lässt sich eher erklären. — Die äussere Atmosphäre sinkt im Winter so tief unter den Gefrierpunkt, dass die Höhlentemperatur relativ sich für die Eisbildung ungünstig gestaltet und demgemäss ein Auflösen der im Sommer gebildeten Eismassen möglich wird; dennoch muss ich aber selbst zugeben, dass diese Erklärung, aus dem gegenseitigen relativen Temperaturverhältniss hergeleitet, mir selbst nicht bestimmt genug erscheint und es bedarf unstreitig localer Einflüsse, um so merkwürdige Thatsachen zu erzeugen.

Die Höhle liegt im Kalkgebirge, welches dasselbe ist, das die Thalränder des Sájoflusses bildet, und dem auch die Höhle von Aggtelek angehört; nur die Decke kann stellenweise untersucht werden, da der Fussboden mit Eis überzogen ist und die Vertiefungen desselben im Sommer mit derselben Masse, im Winter aber mit Wasser ausgefüllt sind, das, natürlich nur wenn man von aussen hineinkommt, so wie die Luft selbst, lau erscheint. — Die innere Ansicht der Höhle ist im Sommer besonders prachtvoll, da dann riesige Eiszapfen überall von der Decke gleich Stalaktiten herabhängen, die Wände aber bei dem Fackelschimmer gleich tausend Diamanten flimmern und das Ganze einem wunderbaren feenhaften Zauberpalaste gleicht, dem nur die milden Lüfte zum längern Aufenthalt und Genuss fehlen, ohne welche man leider nun gezwungen ist, Kehrt zu machen, wenn man nicht etwa an Polarexpeditionen und grönländischem Klima gewöhnt ist, um so eine Kälte zu ertragen, die Mark und Bein, — besonders in der leichten Sommerkleidung erstarren macht. —

Obgleich die bisherigen Forscher und Neugierigen auf dem, jedem Besuch durch das Glatteis und die stark geneigte Fläche hinderlich werdenden Fussboden nur höchstens ein paar hundert Schritt vorgedrungen sind, so lehrt doch in den Abgrund hinabgeworfenes brennendes Stroh, sowie das anhaltende Echo eines Schusses, die grosse Ausdehnung dieser unerforschten Räume und es ist eben so auf einen unterirdischen Kanal mit dem Fusse des Gebirges zu schliessen, da sonst die im Winter geschmolzenen Eismassen, welche im Sommer wieder gefrieren, mit der Zeit längst alle Löcher und Abgründe ausgefüllt hätten

und das Eisniveau der Höhle schon mit dem Eingange gleich hoch sein und ein Bach Wasser sich hinaus ergiessen müsste, da, — was die Eisbildung, die grossen stets neuwachsenden Eiszapfen an der Decke beweisen, — der Wasserzutritt regelmässig durch das Höhlengewölbe von aussen geschieht. — Sollten sich Neugierige oder Naturforscher einst finden, die die Geldopfer nicht scheuen dieses interessante Naturwunder genauer zu betrachten, so müssen sie vor allem sich mit Eisbeilen, scharfen Steigeisen, sehr warmem, womöglich wasserdichten Fusszeug und Kleidern versehen, — Strick- und andre Leitern, Fackeln, erwärmende Lebensmittel etc. etc. in hinreichender Menge mitnehmen und vor allem selbst recht thätig Stufen aushauen und arbeiten, um nicht zu frieren oder gar zu erfrieren. —

Mit der Erzählung und Besprechung dieser einzelnen Daten der Sziliczer Höhle hatten wir gemächlich Pleissnitz erreicht und in den Hof des Gasthofs abgebogen, wo das trefflich zugerichtete Mittagsmahl, die delikaten Melonen und Trauben der Umgebung und der gute Wein, den man in günstig gelegenen Hügeln unweit Putnok bereits feuer- und kraftvoll erzeugt, — trefflich mundete. —

Pleissnitz an und für sich bietet den Reisenden gewöhnlich wenig Interessantes, es macht sich am vortheilhaftesten, wenn in ihm als Comitatsstadt die Restaurationen abgehalten werden, welche abwechselnd hier und in Rimaszombath stattfinden, welches die Comitatsstadt der mit dem Gömörer Comitat vereinten Kis-Honther Gespannschaft ist. Das Comitatsgebäude, die Kirche und einige andere öffentliche Häuser sind die fesselndsten Punkte Pleissnitzens, welches man verlässt, um auf der Reise nach Miskolcz dem Sájothal zu folgen und bald die rauhere Gebirgsgegend ganz hinter sich zu haben, die schon bei Tornalya und Putnok ein reizendes, reichbewaldetes Hügelland wird, mit den breiten Flussthälern des Sájo und Rima, in denen eine gediegene Landwirthschaft, vom Klima und Boden begünstigt, mit vielem Vortheil getrieben wird, so dass Gömör in seinem südlichen Theil eben so produktiv an Früchten, Wein und herrlichem Viehstand, als im Norden in den übereinander gethürmten Gebirgsknoten der Königsalpe mit den Bergen des Sájoquellgebietes an Metallen und andern Produkten des Mineral-

reichs ist. — Die Reise durch das Sájothal, bis zu dessen Ausmündung in die unterungarische Ebene, bietet dem Auge nur freundliche Landschaftsgemälde, wie wir sie schon von Rosenau's himmlischer Umgebung her gewöhnt sind; es wechseln mit den fruchtbeladenen Feldern wohlhäbige Dörfer ab und man sieht es dem Bewohner des Sájo- und Rimathales an, dass er sich wohl auf seiner Scholle befindet. —

Wünscht man von Rosenau seinen Weg zur Donau zu nehmen, so kann man 2 Strassen einschlagen, entweder über Tornalya, Putnok, St. Peter, — beiläufig gesagt, dem grössten Spitzbubennest des ganzen Königreiches Ungarn und aller seiner Nebenländer, wo kein Koffer auf dem Wagen, kein Nagel im Rade und kein Geschirr auf den Pferden sicher ist, wo man noch obenein, wenn man Lärm über solche Dieberei macht, sich den schönsten Prügeln aussetzt, — also über dieses St. Peter, wo ich jedesmal, wenn ich dort still hielt, entweder einen abgeschnittenen Sack oder Koffer zu betrauern hatte, — nach Miskolcz, von wo wir die Tour nach Pesth bereits kennen. Eine andre Tour geht westlich vom Sájothal ab über Rimaszombath nach Losonoz, Ballassa Gyarmath, Waitzen, von wo die Dampfschifffahrt und später die Pesth-Presburger Eisenbahn nach Pesth und Wien expediren. — Die letztere Tour ist nach Wien zu die kürzere und, vielleicht einzelne schlimme Wegstellen, zwischen Sájo-Gömör und Rimaszombath abgerechnet, empfehlenswerth, besonders da die gleich schöne Gebirgsnatur uns begleitet und die, durch einen Aktienverein, namentlich durch Einfluss des Grafen Forgats gestiftete, in Ungarn bereits vortheilhaft renommirte Gáczer Tuchfabrik nicht vom Wege weit abliegt und wohl des Sehens werth ist. — Für den Oekonomen bieten die Gräflich Forgats'schen Güter gut eingerichtete Musterwirthschaften und des Grafen Haus selbst ist als eins der gastfreiesten und geschätztesten Ungarns bekannt, welches schon der Franzose Beudant nicht genug zu rühmen weiss. —

Das Flüsschen Sájo, für diese blühenden Auen Ungarns ein gar werthvolles Wasser, entspringt in vielen einzelnen Quellen, deren erste Wassermassen lange in beinahe paralleler Richtung fliessen, ehe sie sich mit einander vereinigen und das ganze

Comitat ist eigentlich nur das Flussgebiet des Sájo, dessen 4 Aeste auch die 4 Hauptthäler, nämlich das Muráner, Tsetneker, Slanaer und Dobschauer bilden, von denen jedes sein besonderes industrielles Interesse hat, alle aber gleich schön von der Natur geschmückt sind, und so wie das vereinigte Slana- und Dobschauthal des Sájo in seinem Gebiete die bereits beschriebene Feste von Krásznahorka, so hat das Muranerthal sein Felsenschloss Muran. — Die Rima, des Sájos Nebenfluss, bildet das eisenproduzirende Thal von Theissholz, das Käseparadies von Klénócz und das glaserzeugende Thal von Kokava.

Von Rosenau aus, wo wir spät Abends ankamen, setzte ich nun vorerst meinen Reisestab gegen Norden, um den Königsberg zu erreichen.

Das Thal bergauf, auf ziemlich wohl erhaltener Strasse, der schon die frühe Morgensonne das zurückgebliebene Nass der Nacht abgetrocknet hatte, wanderte ich zwischen Saatfeldern, die der grüne, belebte Wald begrenzte. Hier und da zeigt sich ein übergestürzter Erdhaufen an den Bergabhängen, es sind dies die Halden der Gruben, die sich von Jahr zu Jahr vergrössern und endlich förmliche Terrassen und Vorberge bilden, in deren Hintergrund sich das dunkle Mundloch des Stollens öffnet.

Man merkte es an der Strasse des Gömörer Comitats, dass dort einst der so patriotische als thätige Graf und Schriftsteller Karl A...... die Erbauung und Instandsetzung der Hauptwege leitete. — Die zahlreichen Eisenhämmer lieferten die Schlacke als bestes Strassenmaterial und die faulen Slawaken wurden ernstlich angehalten, endlich einmal etwas für das allgemeine Beste zu thun. — Jedoch auch hier zeigt sich leider jener Fehler, dessen ich schon oben erwähnte.

Nachdem der hochherzige Graf die mühevolle Sorge von sich hatte abwälzen müssen, rührte man kaum mehr eine Hand an und es entstehen nach und nach Löcher, die den Weg hier mit der Zeit eben so impraktikabel machen können, als im Pesther und andern Comitaten.

Das Gömörer Comitat ist vielleicht in der Eisenproduktion in ganz Ungarn am bedeutendsten, überall stösst man auf alte oder noch im Bau begriffne Werke und schon eine gute Viertel-

stunde von Rosenau ist das grosse Eisenwerk Béthlar, das noch mehr durch seinen Director bekannt ist, der weit und breit den Ruf als einer der besten und praktischsten Eisenhüttenmänner besitzt. Seine Mineraliensammlung ist berühmt und der gefällige und hochgebildete Besitzer ist äusserst zuvorkommend und bereitwillig im Zeigen seiner Merkwürdigkeiten.

Endlich trennt sich die Strasse und während ich thalaufwärts meiner Route folgte, zieht sich rechts die Hauptstrasse nach der Zips ab, indem sie durch waldige und gebirgige Thäler fortschreitet, bis sie den Hauptgebirgsstock übersteigt und bei Neudorf oder Jgló in die Zipser Ebene tritt. — Es macht einen überraschenden Eindruck, wenn man aus dem überfruchtbaren und wenig bevölkerten Herzen Ungarns kommt, dort weite herrliche Flächen beinahe unbebaut und hier nun die steilsten Gebirgsabhänge bebaut und sorgsam gepflegt sieht. Die unwirthliche Natur zwingt hier zu grössrer Anstrengung, der Bauer darf nur wenige Tage im Jahre die Hände in den Schooss legen, und die kalte und rauhe Erde lässt sich hier sehr schwer ihre Erzeugnisse abgewinnen. — Von Weizen wird schon immer seltener die Rede, eben so wenig von den halbsüdlichen Früchten des gesegneten Südungarns und des Banats, nur Korn, Hafer und Gerste. Desto mehr aber Flachs und Hanf, von denen ersterer mit seinen blauen Blüthen weite Felder bedeckt.

Die Erdäpfel, gemeinhin Grumbirnen genannt, fangen hier, wie in Preussen, an, die Oberhand zu spielen und der Slawake hat sich an ihren Genuss eben so gut gewöhnt, wie der Brandenburger und der Pommer. Die Viehzucht dieser Gegenden ist berühmt, besonders Schaafe sieht man in grossen Heerden, die auf den höchsten Matten weiden, und den bekannten Brimsenkäse geben, welcher an Lieblichkeit und Milde des Geschmakkes, sowohl den Limburger- als den Schweizer-Süssmilch- oder Sahnenkäse übertrifft. Den besten Käse erzeugt man im Spätherbst, indem dann die Milch am fettesten ist. Die widerlichen Schweine sieht man, — Gott sei Dank! — seltener als in Südungarn und dafür viel, durch Schweizer und Tyroler Blut veredeltes Rindvieh in schönen dunklen Farben und mit mächtigen Hörnern. —

Die Dörfer tragen durchschnittlich den Stempel der Armuth;

dies kann nur an dem unseligen Robottsysteme liegen, da Dörfer, die von solchem Zwange frei sind, ein wohlhäbigeres Aeussre und Innre haben. Die Bewohner dieser Dörfer, die Slawaken, haben einen, allen slawischen Völkern eignen kriechenden und unterthänigen Charakter. Kaum lässt sich der Grundherr von Weitem sehen, so fliegen schon die gewaltigen runden Hüte herunter und die niedergeschlagnen, bittend demüthigen Blicke sind kein fröhliches Zeichen der Zeit. —

Der Protestantismus ist durchschnittlich vorherrschend und dafür wird der Katholicismus um so bigotter als in andern Gegenden des Landes. — Während der Ungar bei der Reformation durchschnittlich den Calvinismus wählte, sind die Slawaken Lutheraner geworden und zwischen beiden Völkern herrscht leider eine grössere Spannung als zwischen Katholiken und Protestanten. Wann wird endlich die Zeit der Versöhnung eintreten, wann werden sich endlich einmal alle Menschen als Brüder betrachten, sich von dem unheilverjährten Vorurtheile losmachen und in ihrem religiösen Rituale einen Beweggrund zur Vereinigung Aller und nicht zur Trennung Einzelner finden!

Schrecklich und unvergesslich bleibt allen Einwohnern dieser Distrikte das Jahr 1820, indem auch hier die Cholera stark grassirte. Der Aberglaube des Volks oder vielleicht auch die Boshaftigkeit einzelner Nichtswürdiger brachte auf, dass der Adel, die Regierung, die Doctoren und die Apotheker sich vereinigt hätten zur Ausrottung der Slawen. Man beschuldigte sie, die Brunnen vergiftet zu haben. — Ueberall rotteten sich Haufen zusammen und es fielen Excesse vor, wie sie kaum in der Epoche des deutschen Bauernkrieges erhört waren.

Ein junger Fähnrich ritt in der Zipser Gespannschaft in Begleitung eines Comitats-Heiducken in dieser Epoche in Geschäften über Land. In einem der unruhigen Dörfer angekommen, machten sie es sich bequem und labten sich an Speise und Trank. Die Bauern erkundigten sich indessen bei dem halbtrunknen Heiducken nach dem Zweck ihrer Reise und als er nicht antworten wollte und die schon rebellisch gestimmten Slawaken immer heftiger und drohender in ihn drangen, beging er den thörichten Scherz, sie zu necken, indem er ihnen entgegnete: „Wir gehen Pulver auszustreuen," — d. h. die Brunnen zu vergiften.

Kaum war diese thörichte Aeusserung seinen Lippen entflohen, als man über ihn herfiel und ihn tödtete. — Dann wollte man den armen Fähnrich zur Auslieferung des Pulvers zwingen, und da dieser natürlich kaum den Willen der Bauern verstand, auch nicht einmal ihrer Sprache mächtig, mit Stillschweigen antwortete, so schleppte man ihn vor die Dorfschmiede, entkleidete ihn, schloss ihn gleich einem wilden Pferde an und zwickte ihn mit teuflischer, grässlicher Grausamkeit mit glühenden Zangen und Eisenstangen.

Der rasende Haufe labte sich ausgelassen jubelnd, an den unglaublichen Leiden ihres Schlachtopfers und bohrte immer tiefer und tiefer die rothglühenden Eisenspitzen in sein Fleisch, bis er endlich nach unsäglichen Qualen, mit männlichem Stillschweigen sein Leben ausathmete. —

Doch nicht genug des Abscheulichen! —

In der Nähe von Terebes, einem Marktflecken des Zempliner Comitats, stürmte der berauschte Haufe der Rebellen die Wohnung eines Adligen, dessen Stolz ein reizend schönes Töchterchen von 16 Jahren war. Während die Wüthriche die Eltern und Geschwister dieses Mädchens tödteten, hatte sie sich versteckt, doch bald zog man sie, vor Schrecken schon ganz erstarrt, hervor, und alle denkbare Scheusslichkeit, viehische Grausamkeit und kaum geahnete Nichtswürdigkeit concentrirten sich nun über dies unglückliche Wesen, das durch Schönheit, Grazie, jugendliche Unschuld und Bildung früher die ganze Umgegend bezaubert hatte. —

Man höre, schaudre, wie ich noch schaudre; indem ich es niederschreibe, bitte ich Damen, diesen Satz zu überschlagen, und den Leser um Entschuldigung der getreuen Wiedererzählung. Nachdem die Unglückliche entkleidet und gefesselt war, fröhnte ein grosser Theil der satanischen Quäler an ihrem blendend weissen, unschuldigen Körper ihre scheusslichen Lüste, und als sie endlich unter der Last der grässlichen, ächt viehischen Beschimpfung und Qual ihr Leben auszuhauchen drohte, so — — — — man bebe vor dem Scheusal der entfesselten menschlichen Leidenschaften zurück, — — so bohrte man einen hölzernen, stumpfen Pfahl, ich sage, einen hölzernen, stumpfen Pfahl in ihren Körper und stiess so oft mit ihm hinein, drehte ihn so

sorgsam herum, dass endlich die Teufel ihre Beute verliessen, da die heraus- und zerrissnen Eingeweide und das fliessende Blut ihnen zuwider wurden und sie vertrieben.

Dem Allmächtigen sei Dank, dass diese Scheusale die gerechte Strafe traf, man henkte sie zu Dutzenden und die grossen, dreieckigen Galgen sahen aus, wie gesegnete Fruchtbäume in den glücklichsten Jahrgängen. Und das neunzehnte Jahrhundert will die Todesstrafe abschaffen? Eine Thorheit und Unbekanntschaft mit dem Grässlichen in seinen kaum geahneten Formen! — Vielleicht hätte man diese Höllenbrut noch 20 Jahre in elegantem Gefängniss, mit frischer Luft, guten Betten und nahrhafter Kost versehen, beherbergen sollen. — Wäre jenes unglückliche Mädchen oder jener gemisshandelte Fähnrich der Sohn des Vertheidigers der Abschaffung der Todesstrafe gewesen, sicherlich hätte er seine Eingabe sofort zurückgenommen und aus eignen Kosten dem Henker das Schwert schleifen lassen. —

Die ausdauernde Thätigkeit des Slawaken, die mühselige Lebensfristung desselben erscheint dem Magyaren gar merkwürdig, er staunt zu dem bebauten Bergrücken hinauf und denkt an sein bequemes Nomadenleben. — Daher sind hier auch viel weniger Ungarn als Slawaken und nur die Herren und Befehlenden, so wie einzelne Geschäftszweige, gehören diesen Nationen.

Die Tracht der Slawaken ist ein weisser, grober Tuchmantel von halb orientalischem, unzweckmässigem Schnitt, mit bunten, wollenen Stickereien und eben so bunter Pelzjacke ohne Aermel. — Ein Paar enge weisse Tuchhosen, ein mächtiger Hut mit einer 4′ im Durchmesser habenden, aufwärts stehenden Krämpe, endlich ein Paar Sandalen von Baumrinde oder Leder, machen den Beschluss seiner Toilette, denen der Wohlhabende im Winter noch eine Bunda oder einen Schaafpelz hinzufügt, die jedoch schon eine den Ungarn entnommne Tracht ist.

Ich begegnete bei meinem Marsche ganzen Trupps solcher Bauern, die zu den herrschaftlichen Arbeiten wallten, und eben so artig wie sie gegen ihre Vorgesetzten sind, eben so grob und zudringlich sind sie gegen Fremde. — Da sie dem Trunk ergeben sind, so hat man nicht selten unangenehme Auftritte zu befürchten, die weit entfernt von der lustigen Trunkenheit des

Wein geniessenden Magyaren sind. — Man sieht es ihnen bei der Arbeit an, dass sie etwas rein Ge- und Erzwungenes verrichten, jeder Schritt ist langsam und bedächtig, kaum sind sie unbeobachtet, so thun sie gar nichts und ehe sie einem Fremden Hülfe leisten, lassen sie ihn lieber umkommen. — Der Zauber, um ihre Kräfte zu wecken, ist der Branntwein, den sie Palinka nennen, ein jämmerlicher Kartoffelfusel, Geist und Körper entmarkend. Selbst Geld übt nicht eine so magische Kraft aus als der Branntwein und mit dem Glase in der Hand kann man sie zu jeglichem Zweck verwenden. —

Natürlich ist die Herrschaft bei solchem Charakter ihrer Unterthanen in eine eigenthümliche Lage versetzt. Auf jedem Edelhof steht eine Bank mit eisernen Zwingen für Hände, Leib und Füsse zum Befestigen des Delinquenten, man nennt dieses Instrument oder rüstige Gerechtigkeitsmöbel Derres, und wohl nicht selten, sondern sehr fleissig wird es frequentirt. — Der Delinquent muss sich den Derres zurecht schieben, sich hinauflegen und nachdem der Pandur oder Heiduck, eine Art herrschaftlicher Polizeidiener, die Zwingen befestigt hat, bekommt er die ihm zuerkannte Prügelsuppe in ruhig angemessnen Portionen. — Während die Männer unter dem Stocke stehen, haben die Weiber die Vergünstigung einer Karbatsche, die mit ihren zwei Spitzen Aehnlichkeit mit der berüchtigten englischen neunschwänzigen Marinekatze hat, jedoch auch einer zweizüngigen, zischelnden Natter gleicht.

Trotz dieser sorgfältigen Schilderung der slawischen Bestrafungsart glaube man ja nicht, dass sie überall so häufig angewendet wird, sie ist in manchen Gegenden zum Phantom herabgesunken und dient nur in exemplarischen Fällen.

Eine andere Bestrafungsart ist der Bock, in den die Füsse auf einige Stunden eingespannt werden und den die Dorfrichter als Insignie ihrer Würde gewöhnlich vor ihren Häusern zu stehen haben. Wem fällt hier nicht König Lear ein, dessen Bote schon einst dasselbe Schicksal bei des Königs tugendsamen Töchtern hatte? Auf dem Pesther Theater fiel es natürlich nicht schwer, einen solchen Bock aufzutreiben, und der Schauspieler mochte schon viele Vorgänger in dem Bestrafungsmöbel gehabt haben.

Beinahe Dorf auf Dorf folgt in dem lebendigen Sájothale und der Weg bietet ausserordentlich viel Unterhaltung dar. Ich hatte meinem Franz den mir zugehörigen Tornister überantwortet und schlenderte sorgenlos langsam, meinen Gedanken nachhängend, einher, als meine Blicke von ungefähr sich auf eine vor mir herschreitende Gesellschaft hefteten.

Fünf Personen wandelten trotz der starken vormittägigen Sommerhitze in Mänteln einher, die höchst auffallend von ihrem übrigen Costüm abstachen. — Bunte, abgeschabte Husarenjacken, langhaarige, umgekehrte Pelzjacken oder schmutzige Hemdsärmel kamen unter dem Mäntelchen zum Vorschein und nackte Füsse standen mit alten, abgetragnen, fettglänzenden Hüten in vollkommenster Uebereinstimmung. — Doch was war jener auffallende Höcker, der bei allen sich an der hintern Seite ihrer Gestalt zeigte, sollten dies kameel- oder dromedarartige Wesen sein, eine Art Cretins, deren Zuwachs nicht unter dem Halse, sondern an der Rückseite sass?? — — — — Meine Neugierde trieb mich vorwärts und ich stellte meine Beobachtungen mit einer Aufmerksamkeit an, als wäre ich Herschel und sähe langgehörnte Menschen im Vollmonde!! —

Endlich war ich näher gekommen, der Teint dieser Wunderthiere war dunkelbraun, — da sah ich plötzlich auch die Ursache der Erhöhungen, es war eine wandernde Kapelle, eine musikmachende Zigeunerhorde mit Bässen und Violinen, Trompeten und Flöten, die unter ihren Mänteln, um gegen etwanigen Regen geschützt zu sein, hinausstanden.

Man bemerkte mich plötzlich, und war es himmlische Eingebung oder Geldspeculation, man mochte mich, da ich ohne Tornister einherschlenderte, vielleicht für einen Spaziergänger oder Einen, der seiner Equipage vorausgeeilt war, halten, kurz, man machte Halt und spielte, noch ehe ich es abwehren konnte, einen ächt Ungarischen auf. Natürlich machte ich gute Miene zum bösen Spiel, zog die Börse und theilte eine kleine Gabe aus, die man trotz ihres geringen Betrages für etwas Ausserordentliches zu halten schien.

Mein Aufzug fing jetzt an, komisch zu werden.

Voran ich im langsamen Spazierschritt, dann die abentheuerliche Bande spielender Zigeuner und hinten nach, mein

Diener, als ehrlicher Packesel mit doppelten Tornistern beladen. —

So marschirte ich in das nächste Dorf ein und hatte alle mögliche Mühe, die dankbaren Jünger Apollo's zum Schweigen zu bringen, um nicht ein Gelächter der Bauern zu sein, die unter dem Drucke ihrer steten Arbeit, keinen Sinn für harmlose Freudigkeit, sondern nur für rasenden, tollen Tanz und einen tüchtigen Rausch zu haben scheinen. Franz lachte hierauf aus allen Kräften über meine Sprache, die ich aus allen bekannten Brocken zusammenflickte, um mich den, in Zug gerathenen Fiedlern begreiflich zu machen, — die in einen förmlichen Enthusiasmus gerathen waren. — Zum Enthusiasmus gehört aber sehr rasches, warmes Blut, und darin suche ich eben die Ursache, dass die Südländer sich mehr zum Enthusiasmus als die Nordländer neigen, dass der Italiäner, der Ungar leichter aufflammt und aufbraust als sein kälterer, besonnener Nachbar, der Deutsche. — In dem Süddeutschen steckt schon etwas von dieser verborgenen Gluth, es ist ein Fünkchen, welches herüberflog und verborgen fortschweelt, bis es endlich zur hellen auflodernden Flamme sich gestaltet.

Ungarn ist ein solches Land des Enthusiasmus. — Mit offnen Armen ergreift der Magyar die Exaltation, wie Lohe eines Vulcans steigt sein innres Feuer, seine Seelengluth empor, reisst Alles mit sich fort; — dieser Enthusiasmus ist eine ansteckende Krankheit, er erfasst Alles, was in seine Sphäre kommt, er wirft uns fieberartig von einem Extrem in das andere, wir gefallen uns gewissermassen in diesen excentrischen Kreisen des Ungewöhnlichen, und katzenjammerartig kehrt die kalte Prosa wieder, die Exaltation war ein krankhafter Schwindel; genesen wir davon, so bleibt die unangenehme Empfindung, zu rasch, zu feurig, vielleicht auch zu unüberlegt gehandelt zu haben. Glücklicher ist das Temperament des Ungarn eigner Art gestaltet, er extravagirt leicht, jedoch, so sonderbar es klingen mag, mit ruhiger Vernunft und Besonnenheit stösst er das Alte nicht von sich, wenn er das Neue glühend erfasst, der Ungar ist ein geborner Enthusiast, kann ungeachtet dessen aber sehr denkend und zögernd sein. — Am edelsten zeigt sich der magyarische Enthusiasmus in seinem Patriotismus, auch hierin geht er aber

zu weit, es entsteht bisweilen eine Einseitigkeit, die ich nicht beleuchten mag, da sie nicht nur in den niedern Kreisen, sondern auch in höhern Sphären sich dem aufmerksamen Beobachter handgreiflich kenntlich macht. — Der Ungar entwickelt die edlen Seiten seines Charakters eben so rasch, schlagend schnell wie die unedlen und schwachen. Seine Theilnahme, sein Mitgefühl, seine Bewunderung ist exaltirt, nervös, es kann Einem angst und bange werden, wenn es wie ein brausender Bergstrom niagaraartig hervorrollt, wenn es orkanartig losstürmt. — Eine edle Seite des Ungarn, die leidenschaftliche Vorliebe für die schönen Harmonieen der Musik, hat oft Gelegenheit gegeben, alles vorher Angeführte zu bestätigen. Man darf nur an Liszt denken! — Und dennoch gab es genug Männer, die, eben so entzückt und begeistert, zur rechten Zeit einhielten, und sich so einem tadelnden Criterium entzogen.

Aber auch bei edleren, höheren Zwecken ist der Magyar Enthusiast. Hierzu ist der Landtag der beste Beweis. In welchem Lande fanden die Emancipation der Juden, das Gesetz der Gewerbefreiheit, die tolerante Motion für Protestanten etc. etc. solch' feurigen, begeisterten Anhang wie hier? In blühender Rede malten die edlen Männer, in welchen so herrliche, die Zeitforderungen würdigende Grundsätze lebten, den hohen Ruhm, der dem ganzen magyarischen Stamme erblühen müsse, wenn in seinem Lande solche tolerante Institutionen festen Fuss fassten. — Gebe der Himmel, dass die wirklichen Vertheidiger der wirklichen Ehre des Landes im Stande seien, einst einen würdigen Lohn für ihre Bemühungen einzuernten! — —

Obgleich ich weit davon entfernt bin, ein gewaltiger Nimrod zu sein und meine Jagdwissenschaft sich nicht weit herdatirt, so versäumte ich dennoch keine Gelegenheit, die weiten Wälder dieser Gegend zu durchstreifen und von Morgen bis Abend zu pirschen.

Vor meinem Fenster thürmten sich die Berge immer höher und höher, bis endlich die Alpe Stromitoch, vielleicht nahe an 4000 Fuss hoch, den Horizont begrenzte und nur eine kleine Spitze der noch höhern Babina sehen liess. Eine meiner ersten Excursionen ging nun auf diesen Bergriesen und es wurde ein köstlicher, heiterer Sommertag hierzu gewählt.

In ziemlich zahlreicher Gesellschaft brachen wir am frühen Morgen auf und mit Speise und Trank versehen ging es bergauf. Die bunte Gesellschaft hatte sich bald gepaart und unter Spässen und munterer Unterhaltung erreichten wir nach einigen Stunden den Gipfel. Welche entzückende Aussicht bot sich jetzt dar? — Nach Norden vor allem ein unordentliches Chaos von Bergen, bis endlich in der grössten Ferne die mächtigen Carpathen mit ihren schneeigen Gipfeln sich zeigten. Näher als sie lag die Königsalpe, vor ihr die Redovaer Alpen und endlich der barockgeformte Kalkfelsen Ráczin, dessen Scheitel noch Tannenwälder bekränzten, während die andern Genannten nur mit kahlem, nacktem Felsenhaupte emporstarrten und ihr Gepräge als Alpen am besten durch ihren Mangel an jeder Vegetation ausdrückten.

Alle diese Berge kommen an absoluter Höhe der Schneekoppe des Reisengebirges ziemlich nahe, doch da sie weit südlicher liegen, folglich noch weit ausser der Schneegrenze, so erscheinen sie niedriger, besonders da die ganze Gegend rings herum mit beinahe eben so hohen Gebirgsmassen gefüllt ist. — Uebrigens sind sie alle leicht zu besteigen, ohne Gefahr und höchstens nur etwas ermüdend. Der Lohn einer solchen fatiguanten Arbeit ist die unermessliche Aussicht über fern und nah und der Anblick der noch ziemlich 15 Meilen entfernten Carpathen, — denn obgleich dieser Name allen jenen Gebirgen zukommt, die ich seit vielen Tagen überstiegen hatte, so lässt man ihn doch eigentlich nur dem höchsten Theile, der sogenannten Tatra.

Unter die eigenthümlichen Ansichten dieser Gegend gehören die ziemlich häufigen Galgenhölzer, welche zur Warnung gewöhnlich auf recht ins Auge fallenden Bergvorsprüngen hingebaut sind, wo ungefähr das Mittelalter seine Burgen gegründet hatte. Betrachtet man den Unfug des Mittelalters, so ist es einem sehr zeitgemässen Untergange anheimgefallen und wohl manchem der übermüthigen Raubritter hätte man auf der Ruine seiner Höhle einen Galgen erbauen sollen, um ihn daran zu hängen.

Die tiefen dicken Wälder, die unwirthsamen und wenig besuchten Gebirge, waren stets die besten Schlupfwinkel für

Räuber, an denen es in dieser Gegend früher niemals, so wenig wie im Bakonyer Walde, fehlte. Jetzt ist es jedoch anders geworden. Die Erscheinung eines Räubers, gewöhnlich eines Deserteurs, ist ziemlich selten, die Polizei dagegen so gut, dass er bald eingefangen und bestraft werden kann.

Vor einigen Jahren trieb sich ein solcher Räuber hier herum, der schon manchen blutigen Streich vollführt hatte und stets der Aufmerksamkeit seiner Verfolger zu entgehen gewusst hatte. Doch der Winter erschien und somit wurde sein Aufenthalt in den dicken Wäldern unmöglich, jetzt glaubte man ihn sicher zu erhaschen, da die hier schon sehr bedeutende Winterkälte ihn in die Nähe menschlicher Wohnungen treiben musste. — Eines Morgens endlich beschloss eine Frau aus dem Dorfe Kobbelar, nach Rosenau zum Markte zu gehen und wünschte ein andres Mädchen, ihre Freundin, mit sich zu nehmen. In der Dunkelheit nähert sie sich der Hütte der Letzteren und als sie schon Licht in dem Zimmer bemerkt, lugt sie durch die Ladenritzen und erstaunt nicht wenig, die reiche Kleidung eines sonntägig geputzten Bauern, besonders einen silberbeschlagnen Gürtel auf den Geräthen des Stübchens herumliegen zu sehen. Die Kleidung kam ihr so verdächtig vor, dass sie nach Hause eilte und es ihrem Manne mittheilte, der da wohl wusste, dass dies nur der gefürchtete Räuber sein konnte. Man umstellte schleunigst das Haus und fing endlich den Vogel, der in dem warmen Nest in den Armen seiner Dulcinea durchaus nicht eines solchen Ausganges gewärtig war. Mademoiselle, die Räuberbraut, machte sich allerdings sehr wenig daraus und nahm es nun sehr übel, als man sie als Hehlerin einsteckte. Der Räuber hatte sich Tags über in einem Erdloche, eigentlich für Frucht bestimmt, aufgehalten und sich beständig des Nachts in dem Bette seiner Angebetenen wieder aufgewärmt.

Nach wenigen Tagen wurde Standgericht gehalten und der Bösewicht unfern eines Crucifixes neben der Landstrasse aufgehängt. Hier fehlte nun noch dem Heilande ein Schächer und es war für den armen Sünder ominös, dass man ihn glücklicherweise zur Rechten des Crucifixes gehängt hatte.

Von einem andern berüchtigten Räuber, der in einer gräflichen Mühle unweit des Städtchens Dobschau sein Asyl auf-

geschlagen hatte, und den man grade *vis-à-vis* auf einer freundlichen Bergesmatte hängte, — besitzt der Grundherr der Gegend den Schädel, den er nach Gall's System sich eingetheilt hat, wobei lächerlicherweise jedoch Herr Gall mit seiner Cranologie in die Tinte gerathen ist, da, nach dem Schädel zu urtheilen, dieser Spitzbube die ehrlichste, dummste Seele von der Welt sein musste.

Man machte oben auf dem Gipfel des Stromitsch mich auf eine wilde Felsenparthie aufmerksam, die unter dem Namen *bela scala* oder Weissenstein in dem Munde des Volks sich einen grossen Namen erworben hat.

Wie das Riesengebirge seinen Rübezahl, so hat der Stromitsch ebenfalls seinen Berggeist, natürlich nicht wie jene schlesischer, sondern ächt slawakischer Abkunft, was ihn jedoch nicht hindert, über eben so grosse Gewalten und Schätze zu gebieten, als Jener. Es giebt eine Beschwörungsformel, die mir allerdings unbekannt geblieben ist, welche den Geist zu bannen vermag. Nur einzelne alte Leute sollen sie wissen, und damit sehr geheim thun, aus welchem Grunde, weiss Gott. Doch der Geist erscheint auch ohne Beschwörungsformel, oft ungerufen.

Bei einer grossen Bärenjagd in dieser Gegend hatte sich ein Treiber verirrt, und von Müdigkeit und den mittäglichen Sonnenstrahlen gelockt, lagerte er sich bei dem weissen Steine und entschlief selig und sanft. Plötzlich weckt ihn ein gewaltiges Schnauben und Grunzen, er richtet sich auf und bemerkt einen Bären, der im schärfsten Trabe ankommt und grade zu auf den Felsen eilt. O Wunder! dieser öffnet sich und der Bär ist verschwunden. Das Lärmen und Jubeln des Bauern, der nun den Bären sicher zu fangen glaubte, lockte die Jäger herbei, doch von der Spalte und dem Bären war keine Spur. — Die Jäger mussten nun glauben, dass der Bauer ihnen einen Bären aufgebunden hatte.

Ein ander Mal ist ein armer Handwerksbursch vorübergewandert und hat sich mit einem Bauerburschen ins Gespräch eingelassen, da er an dem Steine Schaafe weiden sah. Der Bursche hat gar wundersam ausgesehen und so vernünftig gesprochen, wie es sonst bei den Slawaken kaum möglich ist. Dann hat er dem Handwerksburschen ein Brot gegeben, welches

dieser in seinen Tornister steckte und fürbass wanderte. Aber der Tornister wurde immer schwerer, und als er es endlich nicht mehr aushalten konnte, öffnete er und fand anstatt des Brotes — — — — nun — — man denke sich — — — einen Dukaten? — — nein, — — einen Silberklumpen? — — nein, sondern einen ganz ordinären Stein. Grimmig schleuderte der Handwerksbursche ihn fort und hörte ihn in die Tiefe des Abgrundes rollen, da vernahm er eine Stimme: „Thor, du hattest den Stein der Weisen, der Alles in Gold verwandelt.“ — Damit Punktum. Damit ist der Stein der Weisen verloren gegangen und wer ihn finden will, darf nur im wilden, walddunkeln Sulowaer Thale nachsuchen.

In unsrer aufgeklärten Zeit, wo man weiss, dass der Stein der Weisen Arbeitsamkeit und Fleiss ist, hat der Geist sich nicht mehr sehen lassen, obgleich ich selbst nicht versäumte, die kräftigsten Beschwörungsformeln anzuwenden, welche ich in dem Lustspiel „der reisende Student“ von Mauser gehört hatte und worunter obenan das gefürchtete:

Panis, piscis, crinis, finis,
Ignis, lapis, pulvis, cinis etc. etc.

der Zumpt'schen lateinischen Grammatik steht. —

Sogar geschimpft habe ich auf den Geist, doch er muss ein Grosser sein, da er sich wenig daran gekehrt hat.

Bei dem Herniedersteigen von dem kahlen Gipfel des Stromitsch, wurde auf den Matten bei den Schaafhürden Halt gemacht, deren Schäfer, Juhácz genannt, hier ungefähr das sind, was die Senner der Schweiz. Als angenehme Stärkung empfängt man allemal eine saure Milch, deren Säure ausnehmend scharf ist und sehr kühlend und durststillend wirkt. Die vielen Schaafheerden werden in dieser Gegend hauptsächlich ihrer Milch, weniger ihrer Wolle wegen gehalten, indem man aus ersterer den bekannten Liptaner oder Brimser Käse macht, der, in kleine runde Fässchen eingeschlagen, durch ganz Ungarn verhandelt wird, ja sogar in das Ausland geht und in Wien als eine grosse Delikatesse verzehrt wird. — Wer jedoch der Bereitung dieses Produkts beiwohnt, verliert sicherlich auf einige Zeit den Appetit, denn schon nachdem ihn die fettglänzenden und mit Zöpfen gezierten Juhácz frisch gewonnen haben, erbar-

men sich seiner die alten Dorf-Vetteln, die ihn in ihrer ächt slawakischen Unreinlichkeit stundenlang bis zu den Ellenbogen durchkneten, ihn dann salzen, mit Kümmel und etwas frischer Milch versetzen und endlich in die Fässer hineinpressen.

Ein solches Weib mit langen, flatternden Haaren, bald sich kratzend, bald sich schnäuzend, — — und alle rufen pfui! — nur die nicht, die den Käse essen, ohne ihn machen gesehen zu haben. Doch am Ende ist das Auskeltern des Weins durch ungewaschne Winzerfüsse eben so ekelhaft und doch schmeckt das Getränk Vater Noah's vortrefflich und zwar zieht man noch stets das Auskeltern von ungeschlachten Bauerburschen dem maschinenmässigen Auspressen, wo freilich auch Hunderte von Schnecken, Raupen und Spinnen mit durchgehen, weit vor.

Der Mensch ist einmal ein Gewohnheitsthier. — Ich rief selbst pfui über pfui, sowohl bei dem einen als bei dem andern, und jetzt hier im Gebirge ist ein guter Wein und ein frischer Käse mein liebstes Frühstück, — *ergo bibamus.*

Als ich unter Türken lebte, schauderte mir die Haut, wenn man anfänglich bei gemeinsamen Mittagsmahlen mit den Fingern in meinen Pilau langte, sie ableckt und hernach die Prozedur erneuerte. — Selbst Papa Milosch hatte sich noch nicht recht an Messer und Gabel gewöhnen können, trotz Fürstenhut und Thron. — Auf Reisen sass er auf der Erde wie ein ächter Türke und angelte geradezu die besten Bissen mit den dicken Patschhänden aus der Schüssel, die ihm die de- und wehmüthigen Wirthe mit ihren ersten Delikatessen offerirten.

Als ich einem Albanesen, meinem Burschen, einst mein Messer, Gabel und Löffel auf der Reise zum Gebrauch gab, steckte er es in die Tasche und ass nach wie vor.

Hier im Slawakenlande, welches viele Aehnlichkeit mit Serbien und der Türkei hat, muss man doch nicht Aehnliches erwarten, dafür aber wieder jenes Ungeziefer, welches dem Türken fremd ist und wofür er die lustigen Springer und Pflegbefohlnen Bertolotto's vorzieht. — Die Slawen müssen mit den Braminen von gleicher Abstammung sein, denn die berühmten Ungeziefer-Spitäler finden sich hier auf jedem Körper, man schmiert die Nähte der Kleidung mit Speck ein, ob, um die Besatzung zu tödten oder sie z. B. zu füttern, ist mir unbe-

kannt, ich glaube eher Letzteres, da sie stets wächst und nie abnimmt.

Ob die Leute hier Recht haben, die da behaupten, dass Ungeziefer ein Zeichen von Gesundheit sei, will ich nicht entscheiden, doch wäre es eine traurige Zugabe, vor der der Himmel mich auf meiner fernern Reise, wie bisher, bewahren möge.

Die Jagden dieser weiten Wälder haben sich mit den Wäldern selbst stets vermindert und der Preis des Holzes steigt mit jedem Jahre, eine natürliche Folge der stets zunehmenden Eisenproduktion. Während man vor 50 Jahren dem Holze hier noch beinahe keinen Werth beilegte, ist es jetzt schon auf den Durchschnittspreis von 4 — 5 Fl. Conv. M. gestiegen und die reichen Grundbesitzer brauchen so genau den Ertrag ihrer Wälder zu ihren eigenen Hüttenwerken, dass beinahe gar kein Verkauf Statt findet, und selbst in Rosenau, inmitten der waldreichsten Gegend, nicht selten ein Holzmangel eintritt.

Bären sind hier schon eine ziemliche Seltenheit, desto häufiger aber Wölfe und Rehe. Hirsche und wilde Schweine sind längst ausgerottet und noch seltner als Bären. Die Jagden dieses gewaltigen Thiers gehören zu den allgemeinen Lustbarkeiten der ganzen Gegend, obgleich es dabei nicht selten zu schlimmen Auftritten kommt. Obgleich der Bär keinen Menschen angreift, so lange man ihn ruhig gehen lässt, so ist er doch ein schlimmer Feind, sobald er den ersten Schuss empfangen hat. — Aufgerichtet sucht er dann seinen Gegner zu umklammern, um ihm den Garaus zu machen.

Ein gewaltiger Bär macht wohl bisweilen eine Ausnahme und attaquirt die ihm verhassten Menschen. — Vor Kurzem geschah dies einem Bauern, den das grimmige Thier so lange ohrfeigte, bis er ohnmächtig zusammensank, worauf es ihn mit altem Laub und Reisig verscharrte. Endlich kommt er etwas zur Besinnung, richtet sich empor und bemerkt zu seinem Schrekken den Bären, der noch immer bei ihm Wache hält und seinerseits, als er die Bewegung des Todtgeglaubten sieht, diesen von neuem embrassirt und ohrfeigt, bis der Arme beinahe todt und an vielen Gliedern zerbrochen zusammenstürzt. — Zum Glück war diese Begebenheit an der Strasse geschehen, einige Holz-

hauer fanden endlich den Halbtodten und trugen ihn nach Hause und jetzt ist er nach langer Zeit kaum erst hergestellt. —

Drei Männer und zwar Brüder, unter denen einer Müller war, hatten hier einen Bären aufgespürt, der durch seine aussergewöhnliche Grösse die ganze Gegend in Furcht setzte. — Sie spürten nämlich die Bärenhöhle auf und während zwei sich schussfertig hinstellten, ging der muthige Müller mit einem Strohbündel näher und warf es in das Loch. — Einem dunkeln Brummen folgte darauf der Körper eines Bären, der sich langsam und schwerfällig hervorbewegte. Man schoss sogleich auf ihn und er stürzte zusammen, doch siehe da! es erscheint ein zweiter und zwar der gefürchtete grosse. — Die feigen Männer liefen davon und liessen den Müller zurück, der dem Angriff des Bären mit seiner Axt begegnete. Es kam zu einem schrecklichen Kampfe auf Leben und Tod, der schwer verwundete Bär umfasste endlich den Müller, stürzte jedoch dabei glücklicherweise mit ihm in den Abgrund. Der Himmel fügte es so günstig, dass der Bär nach unten fiel und sich zerschmetterte, während der muthige Müller auf das Beste und Weichste fiel und unbeschädigt, ausser höchstens etwas zerkratzt, seiner Wege gehen konnte. —

Noch eine Bärengeschichte und dann genug, doch vorher die Versicherung, dass es nicht meine Fabrikwaare, sondern authentische Begebenheiten sind. —

Während eines Treibens hatte ein kleiner, 11jähriger Försterbube auch eine Stelle in dem Triebe eingenommen und sein kleines Gewehr, welches ihm sein Vater Nimrod als Spielzeug geschenkt hatte, vorher sorgfältig und zwar in Ermangelung einer Kugel, mit einem Kieselsteine geladen. — Unter seinen Kleidern trug der Bursche dieses Gewehr, wohl nur aus kindischer Spielerei mit sich auf dem Treiben, und als er sich allein sah, zog er es hervor und richtete den Hahn. — Plötzlich lässt sich ein Rascheln und Durchbrechen der Zweige von fern hören, das eingeschüchterte Kind verkriecht sich unter einen Baumstamm, über welchen kurz darauf höchst phlegmatisch der Bär fortschreitet. Der kleine Held gewinnt hier augenblicklich die Geistesgegenwart und als Herr Petz seine Nähe merkt und die Nase und das Maul unter den Baumstamm stecken will, drückt der

Knabe das Gewehr in seiner Rache ab und Petz liegt ohne Zucken und Murren todt auf dem Platze. — Der Schuss zog die Jäger herbei, die den Kleinen, vor seinem eigenen Schuss erschrocken, ebenfalls halb todt vorfanden und alle Mühe hatten, ihn zu beschwichtigen, da er nur Strafe befürchtete, weil er als Treiber geschossen hatte.

Ob hier nur Zufall oder auch Geistesgegenwart in Spiele war, bleibt die Frage.

Die Wolfsjagden sind hier durchaus noth, denn sobald der Winter eintritt, nahen sie sich beständig und es vergeht auch kein Jahr, wo nicht jedes Dorf einige schiesst. Ich selbst habe einem mächtigen Kerl das Lebenslicht ausgeblasen, der bei meinem Anblick sofort das Weite suchte, was sie so lange thun, bis der Hunger sie zum Angriffe zwingt. —

Doch kehren wir von den Wölfen zu den Menschen zurück. Die Alles bildende Zeit wirkt auch hier schon mächtig auf die Bewohner ein, da der Sinn für Geistesnahrung bei den Leuten noch nicht erwacht ist, so kann natürlich von der Belehrung selbst noch wenig die Rede sein.

Der rohe Mann ist dabei durchschnittlich ehrlich, es fallen selten Spitzbübereien vor, und wenn dies geschieht, so sind es gewöhnlich fremde Deserteure oder die überall einheimischen Zigeuner, welche bei keinem Dorfe fehlen, wo sie am Anfang und Ende ihre Hütten aufgeschlagen haben und in einem mehr viehischen, als menschenähnlichen Zustande leben. — Ihre Unreinlichkeit und Spitzbüberei ist sprichwörtlich. Dabei sind alle Zigeuner musikalisch wie die Böhmen, zugleich die Kleinschmiede eines Bezirks und die Verrichter aller Funktionen eines Abdeckers. — Sie gehen halb nackt, sowohl Männer als Weiber, die Kinder bis zum 10ten Jahre vollens ganz nackt und in ihren finstern, thür- und fensterlosen Höhlen liegen sie beinahe erstickt im Kothe, wie Kraut und Rüben zusammen. Es wäre hoch am Tage, dass die Regierung etwas zu Gunsten dieser verwahrlosten Mitmenschen thäte! — In einer Kirche sieht man sie niemals und ich zweifle auch, ob sie immer gesetzmässige Ehen und Taufen begehen. Schönheiten sind unter ihnen sehr selten, eine Esmeralda und Preciosa habe ich in Ungarn niemals gefunden, wohl aber ächte Schmutzfinken, die kleben geblieben wären,

wenn man sie an die Wand geworfen hätte. — Nichts wäre leichter als sie zu portraitiren, die Gesichtszüge sind bei Einem wie bei Allen, die ächte Hinduphysiognomie, und sollte man gar unerfahren im Portraitiren sein, so dürfte man nur den Bogen weisses Papier an ihr Antlitz drücken, um das gelungenste Ebenbild, grau in grau, — oder vielmehr Schmutz in Schmutz zu besitzen. Ich hoffe, diese meine Erfindung, die ich als sehr praktisch anrühmen kann, wird mindestens den Ruhm eines Daguerreotyps streitig machen und unstreitig steht meine Zigeunerabdrucksmethode höher als der neue Oelgemäldeabdruck. Zu meinem Bedauern zwang mich meine Zeit, eine Gegend zu verlassen, in der mir die liebenswürdige Gastfreundschaft des Grafen K. A..... jeden Tag zum heitersten und unterhaltendsten gestaltet hatte. Ich verliess den Pair mit der höchsten Meinung von der Gediegenheit ungarischer Gastfreundschaft und schied aus einer Gegend, die ich mit unter die gebildetsten und schönsten des ungarischen Staates rechnen darf und deren Bewohner aufmerksam den Schritten des Zeitgeistes folgen.

Um etwas rascher fortzukommen und meinen neuen Begleitern zur Liebe, hatte ich es vorgezogen, mich wieder in einen Wagen einpferchen zu lassen, der obenein noch nicht einmal auf Federn ruhte, sondern unbeholfen wie ein Slowake sich hin und her schütterte.

Man denke sich die unförmlichste Gestalt einer abgestumpften Pyramide, mit der Spitze nach unten, darin einige Brosamen Heu, einen Sopha ähnlichen Sitz, mit auf einander geschichteten Decken, hier K o t z e n genannt, endlich an den vier Ecken des Wagens eben so viele Pfähle, auf denen ein enormes Dach von Schilf ruhte.

In diesem abentheuerlichen Kasten, der wenigstens 5 Kubikklafter Inhalt hatte und durch Korbgeflecht von der ingeniösen Hand eines slawakischen mathematischen Genies gebildet war, sassen vier Personen, obwohl bei bessrer Construktion zwölf Personen vollkommen Platz gehabt hätten, sehr enge bei einander.

Der Kutscher, einer dieser vier lebendigen Insassen der Wagenkarrikatur, wurde endlich auf ein Pferd spedirt, um so den Füssen Raum zu schaffen. Nein, das war noch ärger als eine Eilwagenfahrt. — Wir merkten nicht allein an den Strassen

des Weges, sondern auch eben so gut an den dadurch erzeugten Schmerzensgrimassen, dass wir uns dem Städtchen Dobschau näherten. — Das Dach wackelte über unsern Häuptern, bald sank der Wagen auf die rechte, bald auf die linke Seite in ein bodenloses Loch, welches mir der Eingang in ein Bergwerk schien, — kein Wunder! — denn die Dobschauer sind Bergleute und mehr unter als über der Erde.

Doch ich will der Geschichte nicht vorgreifen, sondern *peu-à-peu* meine Leser in die Schreckensgeschichte dieses Tages einführen.

Unzählbar sind die Ach's und Weh's! welche die revolutionairen Zuckungen unsers Wagens mir und meinen Gefährten entlockte; die Hölle, allwo es Heulen und Zähnklappen giebt, kann nicht besser arrangirt sein, denkt man sich dort den Teufel als Kutscher, Dobschauer Strassenpflaster und ächt Dobschauer Strassenschmutz, so kann kein Gott in seinem Zorn einen schrecklicheren Tartarus schaffen.

Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei ganz entgegengesetzten Charakteren. Der eine, ein Wiener, ein Freund von Back-Händeln, ein *Garçon* mit roher Laune, langem Zahnstocher, moderner Toilette, viel haltend auf seine Kaiserstadt, mit gut sitzenden Pantalons, machte sich wenig aus Politik, desto mehr aber aus Essen und Trinken, — der andre, ein Ungar, ein Magyar im ganzen Wesen, langer Bart und weites Herz, sehr bequem und starker Esser, ein guter, offner Kopf und schlecht im Geldbeutel, dann und wann ein *ebbatta* und *teremtete,* — dazu ein Pelz wie im Monat Januar, und beide einen gewaltigen Vorrath von modernen Kleidern, als ginge es zur Soirée nach Paris, und nicht auf die Karpathen und die Lomnitzer Spitze, den höchsten Punkt Ungarns.

Dort wo das Sájothal beginnt, zwischen himmelhohen Bergen, im Grunde einer reizenden Wieseneinfurchung, an dem jungen, sprudelnden, murmelnden Flüsschen liegt lang gedehnt ein freundliches, einladendes Städtchen. Die schön gruppirten Gebirge rings umher sind dick bewaldet und aus der Nacht der dunkeln Buch- und Tannenhaine schaut dann und wann eine kühne Felsenspitze, eine rauhe, altersgraue Steinmasse.

Wenn noch dicker Schnee die umgrenzenden Alpen bedeckt,

lacht unten im Grunde das idyllische Thal, der junge Lenz in aller Schöne, das Flüsschen treibt rastlos seine Werke und die milde, Leben ausströmende Sonne spiegelt sich glänzend gleich Myriaden Diademen auf den nahen, schneegefüllten Kuppen der rund umfangenden Alpen.

Es giebt wenig Thäler, die so herrlich und romantisch liegen, vielleicht wenig Städte, die einen so feierlich friedlichen und idyllischen Garten haben als Dobschau, wenn es nur aber nicht Dobschau wäre! — Die Bewohner dieses unvergleichlichen Gartens Gottes, die sich bei jedem Morgen- und Abendspaziergange an der nahen Eiseswelt der Karpathen laben können, die aus jedem Fenster die gelungensten Gruppirungen und gerundetsten Reliefs in der Sculptur des Meisters Herr-Gott bewundern können, sind ächte Sachsen, Eingewanderte, wie Viele in Oberungarn, Stammgenossen der Zipser.

Die Sprache ist ganz die des Erzgebirges. Eben so glatt, breit und undeutsch, leider noch mehr verhunzt, so dass es jetzt kaum verständlich ist, z. B. *bemdera, bem der harren?* d. h. auf wen werden wir harren (warten)? — Wer kennt von meinen deutschen Landsleuten dieses Idiom? Wem klingen diese Töne befreundet? — und dies ist dobschauerisch-Deutsch. Was mögen da die Magyaren für einen Begriff von deutscher Zunge bekommen? die so mit Recht jener Italiäner mit dem Gerassel eines Karrens auf einem Knütteldamm, ich möchte sagen, auf dem Dobschauer Markt, vergleicht.

Ein Herr, den ich kennen lernte, ein geborner Berliner, wurde durch gewisse Geschäfte in dem Bergstädtchen festgehalten. Er hatte sich zur Vorsicht mit einem Dollmetscher versehen, da er in Ungarn nur die magyarische Sprache zu finden wähnte. Nachdem er sich in Dobschau einige Wochen aufgehalten hatte, erkennt er einige Worte und natürlich sie unmöglich für Deutsch haltend, schreibt er nach Berlin: „Brüderchen, ich staune über meinen Fortschritt im Magyarischen, schon kann ich einzelne Redensarten und finde die Sprache mit der deutschen verwandt." Wer sollte z. B. nicht *„batta! bu gäs du hen mit da Knjätcha,"* für „halt, wo gehst du hin mit den Knödeln" erkennen? — „Ich vermuthe und glaube, dass beide Sprachen aus dem Sanskrit herkommen und werde nächstens ein

gutes vergleichendes Wörterbuch anlegen. — — Dein Freund"
etc. etc. —

Ja wohl die Sprache hat viel Sonderbares, Schleppel heisst die Mütze, Tschisme die Stiefel, ist aus dem Ungarischen entlehnt, Holderbear ist ein unerklärbares Schimpfwort u. s. w.

Drei Viertel der Einwohner Dobschau's sind Bergleute, die andern Ackerbauer, obgleich alle beim Bergbau betheiligt. — Das Stadtwappen ist ein gewaltiger Topf mit darauf liegendem Löffel und den Namen Dobschauer haben die Einwohner, weil sie immer in den Topf schauen. — Essen können sie noch besser als arbeiten und Wohlgenährtheit sieht jedem Einwohner aus den Augen. — In der evangelischen Kirche Dobschau's sieht man unter andern verzweifelte Malereien, auch diese Wappendarstellung zur Decoration des Innern verwendet. —

Am ersten Ostertage lässt ein hochlöblicher Magistrat zur Bildung der Bewohner und zum Vergnügen der Jugend, so wie zur moralischen Veredlung des weiblichen Geschlechts 5 bis 6 kräftige Stiere, *vulgo* Bullen, mit einander kämpfen. Diese spanische Sitte hat den Zweck, den kräftigsten der Combattanten zu erkennen, um ihn dann den gefühlvollen Kühen als Gatte und Vater beizugeben, indem man richtig schliesst, dass dieser ochsige Achilles oder Hector auch die edlen Kräfte Jupiter's besitzt und so zum Wohlstande des löblichen Gemeinwesens beiträgt. —

Noch interessanter und vielleicht reicher an *vis comica* sind die sogenannten Schöpsenhochzeiten. — Der Himmel bewahre, dass ich hierdurch ausdrücken wolle, dass die Schöpsen Hochzeit machen, mit Priestersegen und Ehebett, — es ist dies vielmehr die Gewohnheit, Hochzeit im Monat November zu machen, wenn die Schöpse am fettesten sind und man sie dann für den Winter einschlachtet. — Die Oekonomie leitet dann die Leute, die Hochzeit so zu arrangiren, dass man sich nach dem Schlachttage verehelicht, um mehr Fleisch für alle hungrigen Hochzeitsgäste zu haben. Dies sind die berühmten Schöpsenhochzeiten, die auch eben so gut in den benachbarten deutschen Städtchen gefeiert werden. — Dann sieht man vierspännige Ochsenfuhren mit bunten Bändern verziert und reich mit lustigen Männern und Weibern besetzt, durch die unpraktikabeln Strassen sich

den Weg bahnen, die Betten der Braut werden unter Halloh und Jubel aufgeladen und in das Haus des Bräutigams gefahren. —

Mächtig runde Hüte krönen die Häupter der Dobschauer, ähnlich denen der Andalusier und vollkommne Schirmdächer gegen Regen und Ungewittter. — Ihre engen Hosen stecken in ponceau-rothen Juchtenstiefeln, deren Parfüm schon von weitem ohnmächtig zu machen im Stande ist. — Jedoch grade dieses übelriechende Juchtenzeug ist bei den schmutzigen, bodenlosen Wegen durchaus nöthig und das einzige Mittel gegen Katarrh und Rheuma. — Die blaue Farbe ist die einzige, die man zu sehen bekommt und mir fiel immer unwillkührlich das preussische Militair ein. — Diese deutsche Colonie mitten unter lauter Slawaken hat ihren ehrenhaften deutschen Biedersinn und Einfalt beibehalten, einfach und still verfliesst dort das Leben ohne alle Störung, man geht ohne Geräusch seinen Geschäften nach und macht sich nichts daraus, wenn man auch ein Paar Jahrhunderte in der Cultur zurückbleibt, dadurch sich aber auch glücklicherweise von dem Schwindel der Neuzeit entfernt hält. Doch wusste der Schnaps und alle Getränke, die damit zusammenhängen, auch in diese abgelegne Gegend sich den Weg zu bahnen und die traurigsten Folgen zu äussern.

Ehe wir jedoch diese Gegend verlassen, und die Berge übersteigen, um die Königsalpe zu erklettern, ist es nothwendig, um die Wallung der Menschheit dieses Comitates richtig zu würdigen, ihren Hauptnahrungszweig, Ackerbau und Eisenindustrie, zu beleuchten.

Wie wir schon oben sahen, müssen wir das Gömörer Comitat in 2 ganz verschiedene Regionen zertheilen, das Land des Wein-, Tabacks- und Ackerbaues, und das Land des Berg- und Hüttenwesens. Der Süden des Comitats mit den breiten Flussthälern der Rima und Sájo, von Ungarn bevölkert, ist so von der Natur begünstigt, dass die beschwerlichere Industrie, der wenig gewinnreiche Ackerbau keinen festen Fuss gefasst haben, diesen finden wir in den erzreichen Quellgebieten der Flüsse, und dort klappern die Hämmer und ächzen die Gebläse.

In den Quellthälern der Rima ist besonders das Theissholzer Thal jenes, welches, als ein königliches Hüttenwerk,

bedeutende Massen Eisen und auch Stahl producirt, der Verwaltung der königlichen Hütte von Rhonitz im Sohler Comitate untergeordnet ist, und das uns, bei unsrer fortgesetzten Reise nach Niederungarn, fesseln wird. Die Erze werden in Theissholz durch Eisenerze von Dobschau verbessert und namentlich bei der Stahlerzeugung nur die Letztern angewendet. — Im Muraner Thal ist der Grundbesitzer, der Herzog von Sachsen-Coburg-Cohàry, der erste Industrielle Ungarns, das beweisen die vielen Hüttenwerke in diesem Thal und in dem Granthal. — Im Tsetneker Thal finden wir wieder Eisenwerke, die Aktiengesellschaften zugehören, jedoch auch Papierfabrikation im grossartigen Maassstab und einen blühenden Ackerbau, vorherrschend ist aber der gartenartige Anbau des berühmten Tsetneker Tabacks eines in einigen Gegenden, weit und breit bekannten und gesuchten Tabacks. — Endlich im Sájothale selbst haben wir einer ganzen Reihefolge von Hüttenwerken begegnet, der Banquier Stamos hat Anlagen der Art bei Pleissnitz, Graf Andrássy Gyärgy in Dernö, Graf Andrássy Károly in Oláhpatak, Graf Andrássy Emerich ein seit langen Jahren berühmtes Werk, das den ersten ungarischen Hochofen besass in Bétlar, und in den Dobschauer Thälern finden wir aufs Neue 3 Hochöfen nebst Hämmern, die entweder durch den Herzog Coburg-Cohàry oder durch Privatspeculanten betrieben werden. — So geht nun von diesem Knotenpunkte in weiten Strahlen die Eisenproduktion bis ins Sohler und Zipser Comitat, bis in das ferne Diosgyör bei Miskolcz hin, und Dobschau ist es, welches mit seinen unerschöpflichen Eisensteinlagern, alle diese Werke mehr oder minder versorgt. —

Die wichtigste Frage ist aber, wie gestaltet sich das Leben der Menschen dabei? wie befindet sich der Producent, der im Schweisse seines Angesichts um die Erhaltung des Lebens kämpft und da zeigt sich nun die einfachere, monotonere Lebensart des südlichern Ackerbauers heilsamer für seinen Geist; die Menschen sind bei dem Genusse ihres Glases Wein unverdorbener und lebensfroher, als der, durch die Härte seiner Beschäftigung bisweilen zum Schnaps sogar genöthigte, leider aber auch schon daran gewöhnte Berg- und Hüttenmann. — Es ist durch mannigfache Versuche, namentlich auf Schiffen erwiesen worden, dass

der Branntwein, ohne übele Folgen hervorzubringen, ganz vermieden werden kann, und dass die Entschuldigung „wir müssen bei der schweren Arbeit Branntwein trinken“ — durchaus nicht stichhaltig ist. Bei einem so geldarmen und produktenreichen Lande, wie Ungarn, wird derjenige Producent am besten fortkommen, dessen Produkte unmittelbar zu seiner leiblichen Pflege dienen, also der Ackerbauer, Viehzüchter, weniger schon der Weinbauer. — Der Berg- und Hüttenmann, dessen Produkt aber immer erst verwerthet werden muss, unterliegt so schon eines umständlichen Nahrungserwerbes und er muss schon den Profit zahlen, den die verschiedenen Hände verlangen, durch welche seine Lebensbedürfnisse an ihn gelangen. — Dabei ist für den geistigen Fortschritt nichts gethan, nothdürftig lernt der gemeine Deutsche lesen und schreiben, der slawische Bauer kaum dieses, dafür den Rituale und Ceremoniendienst seiner Kirche und Letztere den tiefsten Respect gegen Vornehmere, Grundherren und Geistlichkeit. Bei der gegen Norden zunehmenden Sterilität des Bodens und der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des Gebirgsslawen, nehmen die übrigen Söhne, denen nicht der Acker des Vaters zufällt, Dienste bei Bauern, Herrschaften oder werden Köhler, Holzschläger, Bergleute und Hüttenmänner.

Als Berg- und Hüttenmann bringt es der Slawe, da es ihm an weiterer Bildung fehlt, selten über die Stelle eines gewöhnlichen Arbeiters, er heirathet aus Gewohnheit und Bedürfniss, so wie er 2 Thaler wöchentlich verdienen kann, oft aber auch bei halb so viel; — seine Familie vergrössert sich schnell, er selbst bleibt dem von Jugend an gewohnten Branntwein treu und betrachtet die Zeit der geistigen Ausbildung seiner Kinder als nutzlos verloren, steckt sie deshalb mit dem 10ten oder 12ten Jahre schon als Scheidejungen, Kohlenmesser etc. in die Arbeit, um sie eben so thierisch, wie sich selbst, heirathen, arbeiten und schnapsen zu lassen. —

Während so der Gemeine lebt, besucht der Vornehme nur im Sommer sein Gut, dann geht es lustig zu, die Vorspanne sind in bestem Zuspruch, die Bauern müssen zur Treibjagd, man unterhält sich, lässt die hübschen Mädchen und Weiber der Umgegend die Revue spatzieren, lebt etwas *à la Sardanapal,* und hat man die Geschichte überdrüssig, rückt der Winter heran, so

entflieht das Heer der Herrschaften, um sich in der Residenz bei Theater und Bällen, Conzerten und Diners für die idyllische Langeweile des Sommers zu entschädigen. Man sieht also, dass die Aristokratie sich überall gleich ist und alle ihre Theilnahme für Zweige der Agrikultur oder Viehzucht, Industrie und Kunst, sind doch gerade nichts weiter als noble Passionen, die so lange *en vogue* sind, bis Etwas anderes convenirt. —

Doch der Bauer und Arbeiter bleibt mit seinem bösen Feind, dem Winter, in den Bergen zurück, saugt oft am Hungertuche, besonders wenn bei strengem Frost die Hüttenwerke einfrieren, wenn wegen schlechter Strassen und schwieriger Erzabfuhr die Erzeugung desselben verringert wird, oder gar wenn durch die überhandnehmende Concurrenz dieses oder jenes Eisenwerk eingehen muss, oder die Besitzer in Geldmangel gerathen. — Für die eisenproducirenden, wie für die bergbautreibenden Comitate sind desshalb die Eisenconjunkturen, so wie der Stand der kohlenliefernden Waldungen durchaus nicht gleichgültig, damit aber der Leser selbst im Stande sei über die Zukunft ein Urtheil zu fällen, ist es nöthig die Conjuncturen der Eisenindustrie im Innern dieser Comitate selbst zu betrachten. —

Die Produktion dieses unentbehrlichen Metalls steigt von Jahr zu Jahr und es fängt an ein neuer lebenswarmer Hauch durch die, bisher im alten Schlendrian verknöcherten Schmelzereien zu ziehen, die, wenn auch gerade nicht sehr eilig, so doch wenigstens hübsch langsam einer dringendst gefühlten Verbesserung und Vervollkommnung entgegengehen. Während in der Mitte des vorigen Decenniums die Erzeugung von Roheisen in Ungarn nach sechsjährigem Durchschnitte 201,677 Ctr. 83 Pfd. und die des Stabeisens 26,981 Ctr. 58 Pfd. betrug, wovon auf Ober-Ungarn mehr als $\frac{4}{5}$ kommen, ist gegenwärtig diese Summe um mehr als die Hälfte gestiegen und wächst fortdauernd von Jahr zu Jahr. Betrachten wir vorzüglich die Hauptmasse, den *Foyer* der Eisenfabrikation, vom Fusse der riesigen T a t r a bis zu den weitesten Ausläufern jener Gebirgszüge gelegen, deren Knoten die Königsalpe ist. Der mit jedem Jahre steigende Holzmangel in Ungarn, dessen Durchschnittspreis derzeit auf dem Stamme schon 5 Gulden Conv. Münze für die Kubikklafter beträgt, scheint ein grosses Hinderniss für die Ver-

mehrung der Produktion werden zu wollen, wenn man aber dagegen die durch die Noth erzwungne Brennmaterialsersparniss und die beginnende bessere Forstkultur sieht, so kann man der freudigen Hoffnung Raum geben, dass Ober-Ungarn seine ungeheuren Spatheisensteinlager nie als ein todtes Capital wird betrachten dürfen.

Die reichsten Waldungen birgt der Nordosten Ungarns, noch heute die Heimath des Bären und andrer schlimmerer Raubthiere. In der eigentlichen Tatra hingegen ist es ganz anders, dort in einer Höhe von circa 2—3000 Fuss über der Meeresfläche fehlt es so an der Möglichkeit der Holzabfuhr, dass das wenige durch die jämmerlichste Holzwirthschaft und Windbrüche gelichtete, beinahe unzugängliche Nadelholz nur einen nominellen Werth besitzt, den nur der Verbrauch des Holzes an Ort und Stelle verwirklicht, wodurch sich nur die dortigen Eisenwerke halten, da der Eisenstein viele Meilen weit hingeführt werden muss, was kein kleines Unternehmen ist, wenn man die unter aller Critik schlechten Strassen, das dürftige Zugvieh der höhern Alpenregion, selten 4 Fuss überwachsend, und den Mangel an Menschenhänden bedenkt. —

Das Hauptleben der Hüttenwerke ist in den Alpenthälern und dem, schon zu Galizien gehörigen Thale von Koczielisko, in welchem Ersteren ich im Monat Juni einschneite, und regelmässige Schneegestöber allnächtlich die niedern Gebirgsausläufer bedeckten, welche sich von dem Eisthalerthurme, über 8400 Fuss hoch, von der Lomnitzer Spitze um 40 Fuss niedriger hinabziehen, dort in ziemlich gleicher Höhe von 7—8000 Fuss das Thal umlagern und durch ihre ewigen Schneefelder gleichmässig die romantischen Seen und durch diese die vielen Hammer- und Walzwerke mit Wasser speisen, die Magura in wüthendem Toben durcheilen und die Alpenwelt verlassen, um sich zwischen den tief eingeschnittnen Thälern der Bieskiden dem südlichen Ufer der Weichsel zuzugesellen. In dieser herrlichen, leider noch zu wenig bekannten Alpenwelt klappern nun rastlos die Hammer der Frisch- und Streckfeuer, deren Produkt grösstentheils in das eisenarme Galizien ausgeführt wird.

Die Verkohlung geschieht ganz nach der alten Manier in kleinen stehenden Meilern im Holzschlage selbst, deren Grösse

um so unbedeutender ist, je steiler die Abhänge sind, und man ist schon zufrieden, wenn man von einer Kubikklafter Holz 14—16 Maass Kohlen *à* 8 Kubikfuss gewinnt, wovon noch nachher an 6—10 Procent bei dem schwierigen Transport in Einrieb verloren gehen. Windbrüche, die viele tausend Bäume niederwerfen, sind aber in rauhen Gegenden so wenig merkbar, dass man keinen Mangel in Jahrhunderten, selbst bei der unsolidesten Holzwirthschaft, zu fürchten hat und jene Riesenbäume stehen wie mächtige Säulenhallen in dem Waldes-Dome. So denke ich mir die Urwälder Amerika's von dem Ursprunge des Missisippi und so sah ich die Urwälder des nördlichen Balkan in Serbien und Bosnien.

Gewaltig ändert sich dieses günstige Verhältniss, wenn man in das Plateau der Zips hinaustritt, einem an 3000 Fuss hoch gelegnen, wellenförmigen Hügellande, das sich halbmondförmig um den Süd-Abhang der Tatra herumlagert und ganz holzarm ist, erst jenseit desselben, mit dem Höhenzuge der Königsalpe und deren östlichen Ausläufern treten wieder reichbewaldetere Strecken ein, die jedoch um so mehr ausgehauen sind, je mehr man sich dem Süden, der niederungarischen Ebene nähert, im Verhältniss des Reichthums aber mit der Annäherung von der Bukowina und Galizien wachsend, so dass z. B. die Marmarosch, die Grenzprovinz des Ostens, ferner grösstentheils das Zempliner Comitat undurchdringlichen Urwald bilden, undurchdringlich bisher der Axt des Holzschlägers, wie dem geistigen Funken der Cultur und Aufklärung. Je mehr der Wald zunimmt, desto mangelhafter wird natürlich die Verkohlung uud die Unwirthschaftlichkeit in jeder Beziehung, daher in den holzärmeren Gegenden des Sájo-, Gran- und Göllnitzthales es nicht an Versuchen und allmähligen Verbesserungen in diesem Zweige der Cultur fehlt. Leider sind keine Aussichten auf gute Steinkohlen vorhanden, man puddelt mit Holz und die Menge Hochöfen, hier sonderbarerweise Mast genannt, bedingen ein ungeheures Consumo an harten und weichen Holzkohlen. An Braunkohlen sind bedeutende Lager in dem Sájothale aufgeschlossen, die unter der guten Leitung eines frühern Freiberger Akademikers, hinreichend Ausbeute geben, um alle Ansprüche und Nachfrage zu befriedigen, aber leider sind diese so gering, dass

ein Paar Bergleute hinreichend sind, um ihnen Genüge zu leisten. Die Actionaire dieses Flötzes, bei Warkon gelegen, sind selbst Besitzer grosser Eisenwerke, und auch nur sie allein machen bis jetzt davon Gebrauch für die Glühfeuer der Blechwalzen. Da es bis jetzt noch nicht gelingen will, diese Kohle wegen Mangels an Bitumen zu verkoaken, so hat man ihrem Gebrauche für Hohöfen und Frischfeuer entsagt, für andre industrielle Zwecke ist der Holzpreis jedoch noch zu gering, um den Braunkohlen einen guten Absatz für baldige Zeiten versprechen zu können.

Der Centner der hiesigen Eisenerze, grösstentheils Spatheisenstein, wird im Hohofen mit $\frac{3}{4}$—1 Maass Holzkohlen, zu 8 Kubikfuss das Maass, durchgesetzt, im Frischfeuer werden $1\frac{3}{4}$—$2\frac{1}{4}$ Maass Kohle *per* Ctr. mit 25$\frac{0}{0}$ Eisencallo als Durchschnitt betrachtet und der Unterschied in diesen numerischen Angaben beruht auf der an einigen Hütten eingeführten Vorwärmung des Roheisens und der Anwendung der erhitzten Gebläseluft für Frischfeuer. — Bei den steigenden Holzpreisen machte natürlich Fabre du Faur's Gichtgasanwendung in der ganzen Gegend grosses Aufsehen und nicht allein die königlichen Eisenwerke, sondern auch die herzoglich sachsen-coburg-gothaischen, die gräflich Georg Andrássy'schen und die Actiengesellschaft „Qualition" waren die ersten Käufer dieses Geheimnisses und gegenwärtig arbeitet man in den beiden letzten Hüttenwerken bereits mit den Gasen, jedoch noch nicht mit dem gewünschten Erfolge, woran wohl grösstentheils überspannte Erwartungen und Mangel an Erfahrungen die Ursachen sind. Am meisten klagt man über zeitweiliges Ausbleiben der Gase und den dadurch entstehenden Nachtheil der Unterbrechung des Puddlingsprozesses. Um alles dies zu vermeiden, haben die königlichen Eisenwerke einen tüchtigen, praktischen Eisenhüttenmann nach Wasseralfingen abgeschickt, um unter Fabre du Faur's eigener Anleitung sich zu der Einführung seiner Erfindung in Ungarn vorzubereiten. —

Gehen wir jetzt nach diesem kurzen Abrisse der Brennmaterialverhältnisse zu den Eisenerzen selbst über, die in der grössten Fülle mit dem Holze in keinem richtigen Verhältnisse stehen.

Spatheisensteine, Brauneisenerze und das rhomboedrische Eisenerz werden am häufigsten durchgesetzt, namentlich das erste, das in unerschöpflichen Lagern sich am Ursprunge des Sájothales in dem Gebiete der Bergstadt Dobschau vorfindet. Dieses Städtchen versorgt ganz Ober-Ungarn mit seinen Eisensteinen, von denen derzeit der Centner mit 3½ Krz. Münze geliefert wird, ist er jedoch von den reichhaltigeren Lagern bei dem Dorfe Oberslano gebrochen, so wird er wegen seines besseren Haltes mit 4½ Krz. gezahlt. — Vor vielleicht 25 Jahren benutzte man die Spatheisensteinlager sehr wenig und begnügte sich nur mit der Ausbeute der allerreichsten, damals kaufte man ein Grubenfeld des schönsten Spatheisensteins mit ein Paar Gulden, während gegenwärtig bedeutende Geschäfte mit diesem Artikel gemacht und einzelne Grubenfelder von den herzoglich coburgischen Eisenwerken mit 8—12000 Gulden gekauft worden sind. — Eisenstein ist hier das Echo jedes Gesprächs, jeder Speculation; in jedem unverritzten Gebirgswinkelchen wird geschürft, gewöhnlich mit günstigem Erfolge, Prozesse geführt und lang aussehende Contrakte abgeschlossen. — Dass der Prozesse sehr viele sind, kann nicht anders sein, denn man verleiht von Gerichts wegen nur oberungarische Felder, die nur dem Gangsysteme entsprechend sind, da sie dem Streichen und Verflächen des Ganges nach in die ewige Teufe belehnt werden, unberücksichtigt der Mächtigkeit des Ganges, die immer in die Belehnung hineinfällt; da nun aber hier überall der Spatheisenstein in ausgedehnten Lagern auftritt, so ist die Gangbelehnung ein Unding, wie es sich auch bei jeder Gelegenheit bethätigt, ein rechtes Eldorado für Prozesssüchtige und Mesopotamien für gerichtliche Diurnenzahlungen. Der Abbau wird grösstentheils von Tag aus betrieben, ist so leicht, dass ein Bergmann bequem monatlich 500 Centner machen kann, zu dem festen Preise von 2 Krz. Münze für den Centner, wodurch dem Eigenthümer noch jeder Centner 1½ Krz. reinen Nutzen einbringt, was bei der grossen Masse des gewonnenen Erzes keine Kleinigkeit ist, um so mehr, da Wetter und Wasser selten hindernd auftreten und der Tagbau die Zimmerung erspart.

Das ganze Gebirge weit und breit ist eisenschüssig, und der Vorgänger des Spathes ist Ankeryt, dem dann jedes Mal

regelmässig der Eisenstein folgt, oft hübsch crystallisirt und selten nur durch Schwerspath und Schwefelkies verunreinigt, er bricht ein in Talkschiefer, bisweilen abwechselnd mit Thonschiefer, Chlorit und Glimmerschiefer, während die Gangausfüllungen in demselben Gebirge durchschnittlich Spatheisenstein und Quarz sind. Mehr vertheuert wird das Erz durch den weiten Transport, obgleich es der beste Beweis ist, dass dennoch die Verschmelzung desselben sich rentirt, denn bis Diosgyör, einige Stunden von Miskolcz, zahlt der Centner schon 18 Krz. Münze Transport. —

Die hier gebräuchliche Art des Transports ist miserabel und ungefähr auf der Stufe, wie uns Vater Homer in seiner Odyssee die Königstochter der Phäaken ihre Wäsche in die Stadt ihres Vaters transportiren lässt. — Die Pferde gleichen ausgehungerten, grossen Hunden, die Wagen haben selten ein Paar Pfund Eisen an sich und das Geschirr, — ein elendes Machwerk eines bäuerischen Sattlers, ein Conglomerat von halbverfaultem Hanfe und ganz verfaultem Leder. Ladet ein Fuhrmann mit 4 Ochsen 12—15 Ctr., so glaubt er etwas über alle Maassen gethan zu haben, doch die grösste Hemmung sind die ächt ungarischen Strassen, worin man nach einem mehrtägigen Regen bis an die Achseln versinkt. — Es ist eine Schande für das Land, solche Strassen zu besitzen, wo das Material zum Bau derselben zu beiden Seiten liegt, aber die unglückliche Ursache davon liegt in der veralteten Constitution, die der bedauernswürdigen *plebs contribuens* alles aufbürdet, während der Edelmann frei hinausgeht und keine Mauth für sich gelten lässt. Nur dann ist eine Verbesserung dieses Uebelstandes denkbar, wenn man das Uebel bei der Wurzel ausrottet; wann dies aber geschehen wird, weiss nur Gott. —

Man verspricht sich von diesem Landtage sehr viel Gutes, ausgezeichnete Patrioten am Ruder berechtigen dazu, gebe der Himmel, dass auch in diesem Punkte etwas geschieht und wir endlich einmal aus dem bodenlosen Schlamme auf trocknen Fuss kommen, dann erst wird sich wieder das Eisenwesen heben und diese Hauptquelle der Nahrung so vieler armen Leute einen lebenskräftigen Impuls bekommen.

Keinen englischen, keinen schlesischen oder belgischen

Maassstab darf man unsern Eisenwerken anlegen, von Pracht und Eleganz ist beinahe nirgends, das neue Etablissement des Herzogs von Coburg im Granthale ausgenommen, die Rede, — nothdürftig sind die Hüttenwerke aus Holz zusammengeschlagen, und die Hochöfen haben gewöhnlich gemauerte Umfassungen, während die nach dem Gefälle der Bäche angelegten Streckhämmer und Frischfeuer schwarze niedrige Schuppen sind, mit armseligen Schwanzhämmern und einfachen, schmucklosen Feuern. Eine sogenannte Eisenhandlung besteht gewöhnlich nur aus einem Hochofen, 20—26 Fuss hoch, der wöchentlich 4—600 Ctr. Roheisen erzeugt, ferner aus so vielen Frischfeuern und Streckhämmern, um ein Paar tausend Centner Stabeisen jährlich zu erzeugen. Die Manipulation ist eben so leicht, begünstigt durch vorzügliches Erz und gute Holzkohlen. Die Gusswaaren ohne Bedeutung, unzierlich und grösstentheils nur aus ordinären Artikeln bestehend. Rühmliche Ausnahmen in diesen Artikeln machen die allerliebsten Sachen der Munkacz'schen Giesserei, auch die Coburg'sche, Pohoreller, königl. Rhonitzer und die Dernöer Hütte liefern bessre Gusswaaren, obwohl dieselben eben so wenig den obengenannten Maassstab aushalten. — Die Feingiesserei beschränkt sich auf Maschinentheile, von Luxusartikeln ist wenig die Rede, dagegen ist das Stabeisen sehr gut und giebt dem weitgerühmten Steyerschen wenig nach. Ein Frischfeuer erzeugt selten mehr als 50—60 Ctr. wöchentlich, welche Quantität auch ein Streckhammer ungefähr in derselben Zeit auszuarbeiten im Stande ist, während ein einfaches Walzwerk bis 300 Ctr. wöchentlich producirt und diese Werke kaum allen Bestellungen, besonders in feinen Sorten, Genüge zu leisten im Stande sind.

Die Hochöfen stellen mit Glimmerschiefer, Talkschiefer und einer Art Grauwacke zu, doch dauert eine Campagne nur durchschnittlich ein Jahr, bei dem Schlendrian der meisten kleinen Hütten aber auch kaum diese Zeit, worauf wieder viele Wochen vergehen, ehe der Ofen aufs neue angelassen werden kann. Sie blasen gewöhnlich nur mit einer Form, höchstens mit zwei, bei mittelmässiger Pressung und zwar wird durchschnittlich nur heisse Luft von 150—210° angewendet, die über der Gicht in liegenden, durch Krümmlinge verbundenen Röhrensystemen geheizt wird. Das Roheisen wird in langen Tafeln, von 2, 3 bis

4 Ctr. im Sand der Hüttensohle oder im Schaalenguss abgestochen und kommt unter dem Namen „Gänze" in dem Handel auf den Preis von 2 Fl. bis 2¼ Fl. Conv. Münze, während das Stabeisen, nach der Feinheit und der im Streckfeuer bedingten Anzahl der Heizen, von 7 Fl. bis 10 Fl. Conv. Münze gezahlt wird, wobei der Ctr. bis Pesth, also ungefähr 24 Meilen, noch einen Gulden Fracht kostet. Die Puddlingsöfen in Rhönitz, Pohorella, Dernö u. s. w. sind nur in geringer Anzahl vorhanden, arbeiten mit Holz und mit wenigen Ausnahmen mit den Gasen nach Fabre du Faur's Methode. — Das in Rhönitz gepuddelte Eisen ist sehr zähe, jedoch äusserst weich und deshalb nicht für alle Zwecke entsprechend. Die meisten Klagen hört man über den Mangel eines guten Gestellsteins, die Feuerbrücke wird sehr schnell angegriffen und eben so werden auch die feinschiefrigen Steine im Gestell des Hochofens leicht versplittert und verzehrt. — Diesen Klagen durch ein Massengestell abzuhelfen, ist noch keinem eingefallen, Versuche sind wenig beliebt und bei der Kleinlichkeit der Etablissements erlauben auch die pecuniären Verhältnisse es eben so wenig, als der eben so kleinliche Krämergeist, der sich des erworbnen Pfennigs um so unlieber entäussert, als er selbst keinen sichern Erfolg von seinen, von mittelmässigen Köpfen geleiteten Versuchen heraussieht. — „Der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dache" ist der Wahlspruch dieser geistigen Kleinhändler, die mit ihren traurigen Hochöfen, ihren höhlenartigen Schmelzereien und Frischfeuern, den günstigen Augenblick allein zu schätzen wissen und wohl fühlen, dass eine grossartige Zukunft ihren engherzigen Arbeiten Schranken setzen wird. — Ein Dorfschmied ist der Mechanikus, ein alter Bauer, der die Kunst seinem Grossvater bei dem Morakischen oder Wolfsofen abgelernt hat, ist der Oberschmelzer, die Beamten — selten mit absolvirten Studien einer Akademie — reine Empiriker, die vor jeder Neuerung zurückschrecken, wie die Chinesen vor englischen Dampfschiffen.

Die jüngere Generation hat aber auch ihre tüchtigen Hüttenmänner, namentlich die königlichen, des Herzog Coburg's Werke, und an der Spitze des Krompacher Eisenwerks steht ein Direktor, der unbezweifelt schon jetzt den Namen unsers ersten

Hüttenmannes verdient und der sich mit aller Kraft gegen gebräuchliche Verdummung sträubt, und dem der Himmel nur Muth verleihen möge, um seinen edlen Kreuzzug gegen systematische Nullität durchzukämpfen. Wie schade ist es aber, dass nur ein so kleiner Schritt von selbstständiger Tüchtigkeit zu arroganter Ueberhebung ist.

Sehr wenige Eisenwerke geben ihren Beamten einen entsprechenden Gehalt und ausser dem Könige, dem Herzoge Coburg und dem Grafen Schönborn ist nirgends die Aussicht auf Pension eröffnet. Der Beamte und Arbeiter hört mit der Stunde, in der er Krüppel oder untauglich wird, auf, versorgt zu sein, sinkt in Elend und verflucht ein Dasein, das nach langen Mühen ihm in seinem Alter kaum das trockne Brot und ein warmes Zimmer verschaffte.

Im Allgemeinen hat ein Beamter hier ein trauriges Loos, bei einem Hammerwerke ist ein Schaffer mit 80 bis 100 Fl. Münze und einem Paar Säcke Korn und etwas Speck und Salz, — bei einem Hochofenwerke mit so viel ein Verwalter, Schichtmeister oder Verweser angestellt, — eben so steht ein Rechnungsführer, Controlleur u. s. w. — ist das nicht bettelmässig? Welcher Mensch, der sich zu etwas Besserm fähig fühlt, wird sich zu einem solchen Knechtsdienste hergeben, indem ihm der Gedanke Schweiss austreibt, wenn er ein Paar neue Hosen sich kaufen soll.

Ausnahmen rühmlicher Art machen hiervon die königlichen, coburgischen und gräflich-schönbornschen Dienste, so wie einige Actiengesellschaften, wo ein Avancement möglich ist und man den unschätzbaren Vortheil hat, nur mit der Stelle, nicht aber mit der launenhaften und oft wort- und creditlosen Person des Gebieters zu thun zu haben, schmerzhafter aber ist diese Werthlosigkeit des geistigen Princips in ihren Folgen, denn sie erzeugt unredliche Männer und Defraudationen, die nie vorgekommen wären, wenn der arme Beamte ein hinreichendes Auskommen und nicht den fürchterlichen Anblick hätte, seine Kinder darben zu sehen. — Darum drängt sich auch Alles in den königlichen Dienst, der mit Candidaten übervölkert ist, mit alten Praktikanten, die Jahre lang von 10 Silbgr. täglich leben, weil die Masse die Auswahl erlaubt und Protectionskindlein und tüchtige Köpfe sich

hervorarbeiten. — Schon der Akademiker in Schemnitz gilt kaum für voll, wenn er nicht den althergebrachten vierjährigen Schneckencours durchläuft, um so für den Staatsdienst brauchbar zu werden; ist er gezwungen durch Fleiss in der Hälfte oder dem Viertel der Zeit die Akademie zu absolviren, so verliert er das Recht auf einen Staatsdienst, wozu ihn grade seine Thätigkeit berechtigte, er ist und bleibt ein „Ausserordentlicher," seine Zuflucht einer der oben bezeichneten Tagelöhner Privatdienste, und seinem Fleisse wird die Anerkennung, dass das Chor der königlichen Beamten ihn über den Kopf ansieht, weil er zu einem Regimente geschworen hat, in dem invalide Wachtmeister, abgewirthschaftete Banquerotteurs, herrschaftliche Büchsenspanner die ersten Würdenträger sind, es giebt nur ein Wort für solche Missformen und Unformen, nur einen Schrei über solche Verkehrtheit, es ist unnachahmbar dieses Wort und heisst „Schlendrian."

So habe ich denn Schattenseiten gemalt, ich sage selbst, Nachtbilder gewählt, denn die Lichtseiten finden immer ihre Heroen, jene Reisenden, die im Fluge ihre Touren machen, vom gastfreundlichen Ungarn herrlich bewirthet, mit vollem Magen weiter kutschiren, — nur der kann treu schildern, der selbst Jahre lang sieht, der selbst litt und dann auf die taube Vergangenheit in einer heitern Gegenwart zurückschauend beides, Lust und Schmerz, das Gute und Böse zu würdigen weiss. — Eltern, lasst eure Kinder Schuster werden, denn die verdienen in Amerika täglich ihren Thaler, der Beamte aber hier, mit wenigen Ausnahmen, kaum die Hälfte. — Hart wie das Eisen, ist der Dienst unter seiner Fahne. Gebe Gott, dass es besser werde, ich rufe dazu „Glück auf."

Auf welchem Punkte der weiten Gebirgsmassen, die Dobschau umlagern, man sich befinden mag, sieht man die immerwährende Thätigkeit der Eisenfabrikation, die der ganzen Gegend ein eigenthümliches Leben giebt und ihr den Stempel des Gewerbfleisses aufdrückt. Es thut endlich trotzdem wohl, sich wieder in die stille Waldeinsamkeit zu tauchen und in gemüthlicher Naturanschauung den Geist und das Gemüth zu laben. Und wo könnte man das besser als hier? wo die Natur so verschwenderisch mit aller ihrer Pracht war, wo die Abwech-

selung von Berg und Thal mit jedem Augenblicke ein neues Bild bietet.

So wie man Dobschau verlässt, um entweder das Zipser Comitat im Norden oder Niederungarn im Westen zu besuchen, steigt man über das Quellgebiet des Sájo hinaus, um die Thäler der Göllnitz, des Hernath oder der Gran aufzusuchen. Mühsam quält man sich Stunden lang bergauf und wenn auch gleich auf ziemlich wohlgebahnten Wegen, so ist man dennoch herzlich froh, den Rücken des Gebirges erreicht zu haben, besonders da von demselben die Zacken und Hörner der schneebedeckten Tatra sich dem Auge des Wanderers zeigen. Zu den Füssen liegt uns, im engen Thale zusammengedrängt, das kleine deutsche Städtchen, weiterhin gegen Süden dehnt sich das Sájothal aus und zeigt uns die freundlichen Dörfer, den fleissig angebauten Boden und im Hintergrunde Rosenau, zu beiden Seiten des Thales aber das abgerundete Gebirge, aus dessen Walddunkel sich östlich die runden Kuppen des Wolowetz, der Babina, des Stromitsch mit ihren Alpenmatten zeigen, während westwärts des Thales einzelne zerrissne und barocke Formen des Kalkgebirges emporsteigen und namentlich in der sargähnlichen Form des Hráczim dem Auge einen erquicklichen Ruhepunkt bieten. Während der Westen ganz durch den Kreis der Redovaer Alpen geschlossen ist, tritt im Norden wieder die Kalkformation hervor und bildet dort ein solches Durcheinander der seltsamsten Steinformen, dass man die Ruinen alter Städte und Burgen allerdings im riesigen Maassstabe ausgeführt zu sehen glaubt, und namentlich macht sich ein hoher Felsenzacken bemerkbar, der, senkrecht aus seiner Umgebung hervortretend, einem schief hängenden, abgebrochenen Thurme gleicht und auf dessen schwer zu ersteigendem Gipfel sich eine periodische Quelle befindet, die im höchsten Grade interessant ist. Dieser Berg heisst nach seinen zahlreichen Bewohnern der Adlerfelsen. Nur von guten Führern geleitet, ist man im Stande, den Gipfel zu erklimmen, um dort die genannte Quelle in Augenschein zu nehmen. Ohne mich auf weitere Ergründung der Thatsachen einzulassen, bemerke ich nur, dass sie während zwölf Stunden kaltes Wasser giebt und nach einem heftigen Aufbrausen die übrige Zeit des Tages ganz ruht. Der Wiederbeginn der Quellen-

thätigkeit ist mit demselben Aufsprudeln und Kochen verbunden und der Wechsel durchaus regelmässig. Während das Wasser im Sommer ausserordentlich kalt ist, besitzt es im Winter, unbeschadet seiner periodischen Thätigkeit, einen bedeutenden Wärmegrad.

Sowie wir in das Göllnitz Thal herabsteigen und diesem entlang wandern, um zum Fusse der Königsalpe zu gelangen, von der wir die weiteste Uebersicht auf Ungarns Gauen geniessen, und dabei durch das Hüttenwerk Straczéna kommen, treten die Kalkfelsen uns auf beiden Seiten näher und verengen endlich so das Flussbett, dass der Weg in dem Felsen gesprengt werden musste.

Von Straczena aus gehen zwei Wege nach der Zips, der eine über Telgarth und der andre über Kapsdorf. Da der erstere erst neuerdings entstanden ist und wegen seiner vielen romantischen Schönheiten einen grossen Ruf besitzt, so versäumte ich nicht, ihn am frühen anbrechenden Morgen zu besuchen und ihn mit allen seinen Merkwürdigkeiten zu besichtigen.

Der Erbauer dieses Weges, der, durch die schroffste und zerrissenste Alpengegend sich bahnend, unendliche Schwierigkeiten überwindet, ist der Eisenwerks-Director Herr Heysl, in dem Dienste des Prinzen Coburg-Coháry. — Obgleich es neuerdings sehr Mode ist, bei der Ausführung aller solcher Riesenplane nicht denjenigen zu nennen, dessen Riesengeist, dessen Talente und durch hohe Kenntniss unterstütztes Studium sie zu Tage förderte, sondern vielmehr den Miether aller dieser edlen Vollkommenheiten, — oder auch kürzer, den, der das Geld dazu hergab, — — so mache ich dennoch eine Ausnahme und nenne nicht bloss den um jedes industrielle Aufstreben in ganz Ungarn rühmlichst bekannten Prinzen Coburg, sondern auch jenen weniger bekannten Mann, der Felsen sprengte, Berge auf einander thürmte, schwindelnde Brücken schlug, — kurz die kühnste und gelungenste Strasse baute, ohne dabei, — was meiner Ansicht nach am merkwürdigsten, — Meister dieses Faches zu sein, sondern als Dilettant vollendeter und mehr schuf als hundert und tausend Baumeister zu schaffen im Stande sind.

In Ungarn kann ich nur einzig und allein die Strasse in den Donau-Kataraktent von Orsowa über Kasan nach Drenkowa

mit diesem Wege vergleichen. — Graf Széhény, der diese Strasse bauen liess, heisst seit dieser Zeit der Felsensprenger, — Herr Director Heysl heisst nach wie vor Director und ich schlage vor, ihn, da unser Zeitalter doch einmal in Titeln vernarrt ist, — „Bestverdienter ungarischer geheimer Wildbachsbrücker, — Bergaufthürmender, — Steinerzsplitternder, — Tunneldurchbrechender, — Wegbeschotterungs-Rath“ zu nennen, mit der Aussicht, noch nach zwei Jahren und drei Monaten nicht total vergessen zu sein.

Wahrlich, wer in Ungarn Strassen baut, thut besser als wenn er Bücher schreibt und sie drucken lässt. —

Die engen Kalkfelsen, welche das Thal der Göllnitz bilden, drängen sich immer mehr und mehr zusammen, so dass endlich sie sich brausend und schäumend von einem Felsen zum andern stürzt, von einem Katarakt zum andern eilt. Der rauhe, unwirthliche Charakter der ganzen Gegend steigert sich immer mehr bis zum Dorfe Straczena, welches in langer Reihe sich an dem linken Ufer des Flüsschens lagert und mit seinen wohleingerichteten und meisterhaft geleiteten Eisenwerken zu der Herrschaft Kapsdorf gehört.

Hinter diesem Dorfe, welches durch den infamsten Weg, der selbst in der besten Jahreszeit kaum zerstörbar ist, lagert sich queer hinüber, beinahe bis zum andern Ufer der Göllnitz, ein riesiger Damm, mit zerklüftetem Kamme, auf dem einzelne Tannen und Buchen ihre Wurzeln eingeschlagen haben. Von diesem mächtigen Hindernisse an, begann Hr. Heysl seinen kühnen und später so gelungenen Plan, er bahnte sich mittelst eines Tunnels einen unterirdischen Weg, und das Ganze mit seinen natürlichen, sonderbaren Gestaltungen gleicht auf das überraschendste einem mittelaltrigen Burgthor, von den riesigsten Formen. —

Indem man mühselig dem Felsen Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen musste, legte man die Strasse in den möglichst gelindesten Neigungen längs dem Laufe des Wildbaches an, — bald rauscht er in dunkeln, bodenlosen Tiefen, bald dehnt er sich breiter und ruhiger aus, nachdem er sich ein tiefes Bette ausgewählt hat. —

Die Krümmungen der Strasse, welche so allmählich bergauf steigt, dass man es kaum zu bemerken im Stande ist, erlauben

anfänglich keine weite Aussicht und der Blick irrt nur beengt zwischen den rauhesten Felsmassen umher, deren Unwirthlichkeit angenehm durch die grüne Waldung auf ihrem Scheitel gemildert wird, — bis endlich die Fernsicht sich öffnet und man auf einem mächtigen Felsenzacken ein hohes, weisses Kreuz gewahr wird, — die Strasse läuft in schwindelnder Höhe an jener Klippe vorüber, die sich aus dem Bette des Flusses senkrecht erhebt und zu deren Füssen das wilde Bergwasser schäumt, tobt und wirbelt.

Für ein kleines Geschenk wagte es ein kühner Bergmann diese Nadel zu erklettern und das Kreuz darauf zu befestigen; ich zweifle, ob irgend ein Matrose, die doch das Klettern gewohnt sind, ein solches Wagestück unternehmen würde. —

Mit jedem Schritt wird jetzt die Gegend freier und dadurch angenehmer, — die Felsen drängen sich nicht mehr so chaotisch zusammen und man erreicht endlich eine kleine Bergwiese, von der sich die überraschendste und reichste Fernsicht darbietet. —

Während die hohen Gebirge ganz schweizerartig dieses Thal nach drei Seiten einschliessen, bleibt nach der vierten ein freier Punkt, der erst in weiter Ferne durch die majestätische, in Schnee gehüllte Königsalpe geschlossen wird. — Ein einzelner mächtiger Kalkberg (spitziger Stein genannt) mit grünem Gewande verdeckte sie anfangs noch unserm Auge, bis nach einer Krümmung des Weges die nahe Alpenwelt plötzlich in aller Schönheit vor uns lag. — Das Grossartige und Imposante dieses Gemäldes ist kaum zu schildern, man muss solche Schönheiten selbst schauen und empfinden, denn die Feder ist zur Darstellung zu schwach, nur vielleicht der Pinsel vermag es, ein ähnliches Bild auf die Leinwand zu zaubern. —

Bald verlässt man nun das Thal der Göllnitz, die zum kleinen Bächlein zusammengeschrumpft ist, und steigt, nachdem man die grosse Zipser Landstrasse erreicht hat, allmählich zu den Scheidegebirgen empor, um von ihnen allmählig in die Zips hinabzusteigen. —

Hier machten wir Kehrt, nachdem wir unsre Fahrt wider Willen, angelockt durch die herrliche Natur, ansgedehnt hatten, und kehrten in unsre Herberge nach Straczena zurück, um von dort auf andrem Wege unsre Reise nach der Zips und dem Badeorte Schmöks mit der benachbarten Lomnitzer Spitze auszu-

dehnen. — Hätten wir jedoch gewusst, welche kaum denkbare Schlechtigkeit der nun eingeschlagne Weg hat, so würden wir wahrlich nicht umgekehrt sein, sondern auf der einmal eingeschlagnen, wenn gleich etwas weiteren, neuen Strasse unsre Reise fortgesetzt haben. —

Es ist ein bittres Gefühl, kurz vorher auf so bequemer und dann bald nachher auf so miserabler Landstrasse zu fahren. Man kommt aus dem Himmel in die Hölle, und empfindet es in Ungarn um so unangenehmer, da die guten Strassen nur so selten sind.

Ich kann nur jeden Reisenden darauf aufmerksam machen, künftig die beschriebne neue Strasse zu befahren, indem ich im Voraus versichere, dass man höchst befriedigt sein wird durch die Vorzüglichkeit des Weges wie durch die überall aufgehäufte Naturschönheit, sowohl vom wildesten und verworrensten als vom imposantesten und grossartigsten Charakter. — Auch der Prinz Coburg kann sich gratuliren, dass der Ruhm einer so schönen Bergstrasse gewissermassen von dem Erbauer auf ihn übergeht, er kann wahrlich jetzt nicht nur eines tüchtigen Eisenwerks-Directors, sondern auch eines eben so geschickten Ingenieurs sich rühmen, wie es Anlage und Ausführung der ganzen Strasse hinreichend beweist. — Uebrigens versicherte man mir, dass im folgenden Jahre die ganze Strasse noch erweitert und mehr geebnet werden sollte, wodurch jeder Fehler, der etwa noch vorhanden sein sollte, ganz entfernt wird und Ungarn hier in dem wilden, einsamen Gebirge ein Werk aufzuweisen hat, welches zu seinen grössten Seltenheiten gehört. Auf diesem Wege lässt sich auch das Städtchen Telgarth leicht erreichen, welches zur Ersteigung der Königsalpe den geschicktesten Punkt darbietet. —

Siebentes Capitel.

Nieder-Ungarn und sein Bergbau. Kreuz- und Querzüge in Nieder-Ungarn und unter seinen Bewohnern. Der Bergmann und das Volk in seinen Ansprüchen an die Zukunft. Die niederungarischen Bäder und Gesundbrunnen.

Von dem Gipfel der Königsalpe sehen wir im weiten Horizonte die heterogensten Bestandtheile Ungarns. Während im Süden sich der Blick in die weiten Puszten Unter-Ungarns verliert, begrenzt ihn im Norden die zackige Riesenwand der Tatra. Zu den Füssen ist ein Chaos von Berg und Thal, die erstern mit grünen Nadel- und Laubwaldungen, die letztern mit grünen Wiesen und fleissig angebautem Ackerlande bekleidet. — Wie die Arme eines Polypen dehnen sich von der hohen Königsalpe ihre felsigen Zweige in alle benachbarten Comitate hinaus, einschliessend die Stromgebiete der Gran, Sájo, Göllnitz und Hernath, — die gleich blauen und silbernen Bändern hier und da aus dem Tannendunkel hervorleuchten, deren spritzender Gescht bei den kleinen Kataraktengleich einem Nebel das stille Gebüsch überdeckt und die endlich im ruhigeren Bette die weiten Ackerfelder und Wiesenmatten durchfurchen, die im weiten Kranze um den Gebirgsriesen sich die Hände reichen. Aus dem tiefen Granthale im Westen dampfen am Fusse der Sohler Gebirgskette, die das Nordufer der Gran einfasst, die Hochöfen und Frischfeuer der grossen Eisenwerke, gegen Süden tauchen bis in weite Fernen zahlreiche Burgen auf den Felsengipfeln, rothschimmernde Dächer der Städte und Dörfer des Sájothales bis Miskolcz auf, im Osten ermüdet das Auge an der ununterbrochenen Gebirgsreihe, die in ihren barocken Kalkbildungen an alte Ritterfesten, an grossartige Ruinen erinnert und bis in die weiteste Entfernung des Sároser und Abaujvárer Comitats sieht man kein ebenes Land, nichts als Gebirge mittlerer Grösse,

alles durch die Wälder mit grünen Tinten übergossen, und nur das Lublauer und Zipser Schloss, ziehen das Auge auf sich. Am schönsten und reichsten ist das Bild der nördlichen Landschaft, dort liegt die lachende Zips, eingerahmt in das Sculpturmeisterwerk der Hochalpen, ein gelbes, sonniges Gemälde, reich staffirt durch die unzählbaren Städte und Dörfer, die in ihrem mittelaltrigen Ernst, mit den hohen Zinnen ihrer Stadtmauern, den schlanken Kirchthürmen, an den Rheingau erinnern und ungetrübt den Typus des deutschen Mittelalters bewahrt haben. — Graue Streifen deuten die regelmässigen Züge der staubigen Strassen an, ein breiter blauer Gürtel ist das Wasser des Hernath, in dessen Quelle wir vielleicht noch soeben mit dem Fusse traten und der dort am Ende des Gesichtskreises, nachdem er ihn radienförmig durchbrach, sich in die Gebirgsgruppen von Krompach verliert. Weiter gegen Norden ist der zweite Wasserspiegel dieser Landschaft, die Papper, mehr gedeckt und nur auf wenigen seiner Punkte sichtbar. Aber hier und da aus dem Schnee der Karpathen, der gleich tausend Brillanten im Morgenschimmer des anbrechenden Tages, zuerst von dem Frühstrahl der Sonne geküsst, blendend unserm Auge erscheint, schaut ein anderes dunkelblaues Auge uns lockend an, es ist die Fläche eines der vielen Alpenseen, hoch über der Wohnung der Menschen. —

Der Abhang der Königsalpe bietet durchaus kein todtes Gemälde. — Unmittelbar neben uns liegen barocke Steinmassen, denen der Volksaberglaube allerlei dämonische Bedeutungen von Hexenaltären und Teufelssteinen beilegt, denn hier auf der Kralova holla tummeln sich in der Waldpurgisnacht die Hexlein und gefeiten Weibleins slawischen und ungrischen Idioms, hier, wo einst König Matthias, glorreichen Andenkens pürschte und becherte, hat Monsignore Satano derzeit sein Regiment und feiert seinen Hexensabath, seinen Höllenschmaus so gut wie anderswo. Der Blocksberg bei Ofen, auf dem die Licht suchende Astronomie, das Wesen der Integralen und unendlichen Reihen, thront, ist für den Teufel und seiner unzertrennlichen Grossmutter zu gelehrt, zu sehr *à la* 19ten Jahrhundert geworden, da fühlt er sich nicht heimisch, er hat seinen treuen Salamandern und Feuergeistern das Innere des alten Kalkfelsens, das

schon der Name ihm weihte, überlassen und die tolle Wirthschaft derselben treibt zum Heile der Menschheit kochende Quellen und die Schwefeldünste ihres Höllenpfuhles hervor. — Nur dann und wann amüsirt sich Beelzebub auch auf dem Blocksberge, namentlich, wenn das Volksfest am 2ten Osterfeiertage die untergebenen Teufelchen aus Pesth und Ofen herauflockt, wenn dann die Pesther Hexlein mit dem Feuerauge Männerherzen ketten und brechen, der Fuselteufel und Würfelsatan ihr polizeiliches Spiel treiben und Fernrohr und Sextant im dicken Bauch des astronomischen Thurms mit der Messing-Mütze zugedeckt sind. Ja, dann spaziert Beelzebub in anständiger *façon*, entweder als Champagner-Reisender oder Sportsman unter seinen Gläubigen *incognito* umher, zwickelt unbemerksam mit dem einen Auge seinen vertrauten Weiblein zu, denen es in den Beinen zu ziehen anfängt, wenn sie an den letzten Jubeltanz auf den Kralova holla denken, dann stösst er vielleicht unbemerkt einen Betrunkenen den steilen Felsenabhang hinunter, dann beschmiert er die Ferngläser des eifrigen Astronomen, dass er nachher Wochen lang keinen Kometen und kein Zodiakallicht mehr finden kann. —

Ist aber der Spass vorüber, so zieht er den Menschenleib aus, wirft ihn im schadenfrohen Jubel in die Donau, dass die ehrbaren Bewohner Csepels bei dem unerwarteten Anblick grün und gelb werden, oder ein Auflauf entsteht, wobei hie und da gestohlen, eingesteckt und geprügelt wird, und sich so die lustige Kette der satanischen Malice bis in die halbe Ewigkeit hinauszieht, — dann, sage ich, — wandert Freund Satan zurück auf die Kralova holla, und hilft im Oberlande neue Branntweinbrennereien bauen, arrangirt bei einer Gömörer Restauration einen kleinen Skandal, perorirt in Liptau bei einer Restauration slawakisch, dass die Pesther Journalisten Feuer und Flamme speien, — — kurz — er amüsirt sich in seiner Umgegend köstlich, macht sich Spass und setzt sich bisweilen zur Erholung auf einen standrechtlich befruchteten Galgen und hilft die arme Deliquentenseele die Expeditionsgefahren erleichtern, indem er sie gleich, — der Teufel hat, wie die Magnaten das *jus gladii*, — in Empfang nimmt und ins Loch steckt. —

Uneins sind aber die Gelehrten noch, ob der slawische Satan und der ächte magyarische, ein und dieselben Personen sind, — ich zweifle mit Recht daran, denn so gut der ächte Ungar, seinen *isten* (Gott) im allgemeinen auch für Schwaben und Slowaken gelten lässt, so behält er doch seinen *Magyar isten* immer im Hinterhalt und ein Schwur beim *Magyar isten* hat wenigstens zehnfach mehr Kraft, als der bei dem allgemeinen *isten* geleistete.

Vollkommen analog ist es somit auch, für die Steppe einen andern Teufel, als den für den kalten unheimlichen Felsenberg anzunehmen.

Der Teufel der Puszte, der Schrecken des Csikós, hat etwas Asiatisches, etwas aus tausend und eine Nacht, etwas Nobleres und Chevalereskes. Er sitzt zu Pferde und jagt bei Mondschein ungesehen unter die Pferdeheerden, so dass die Pflegebefohlnen des Csikós mit einmal wild werden und im rasenden Galopp ausreissen. — Auf der Steppe sind die einzelnen Brunnen, die feuchten Theissmoräste die *Rendez-vous* der Hexen und alles Zubehörs, dort sitzen sie rings um das Feuer, der Teufel raucht seine Pfeife Taback, halb Ratkaer, halb Tsetneker gemischt, hat an seinen Tschismen pfundschwere Sporen und stiehlt den Hütern Melonen und Trauben vom Felde. — Der slawische Teufel sitzt am liebsten mit dem halb hundert Seelen der Gehengten der Choleraepoche zusammen und trinkt auf herrschaftlichem Grund und Boden eingeschmuggelten Judenbranntwein, der 8 Kreuzer weniger kostet, lässt sich von seiner Grossmutter kratzen, und bindet seine Sandalen oder Boczkonen mit Eingeweiden kleiner Kinder um die Stelzfüsse. — Aber der Teufel im Mondenschein der Steppe ist ein noblerer Kerl, er hat seine Szép leány, irgend eine hingerichte Kindesmörderinn und giebt den illyrischen und wallachischen Vampyren Audienzen; während jener in der Tatra Wolkenbrüche macht und Wälder niederstürzt, unterhält dieser sich mit kaltem Fieber, Brandkarbunkel und Sömör, — kortegirt gegen die 16 Szathmarer Punkte und wählt Landtagsablegaten, damit sein Reich durch den Schwindel der Zeit nicht brüchig und uneins wird, damit die in Pressburg sich auch seiner erinnern und an die Partei des Erdög denken. —

An Hexen glaubt das Volk aber fest, die Vasallen des Teufels stehen in hohem Ansehen, doch lässt der Slawe nur 50jährige Weiber zu dieser Ehre, bei dem Ungarn können aber schon frühere Jahre zu dieser Ehre führen. Entsteht eine Krankheit, deren Ursachen man nicht kennt, — nun so kommt's vom Teufel und den Hexen, und das ganze Land kennt die Geschichte einer schönen Hexe, die ihren Mann jedesmal zum Besenstiel machte, indem sie ihm des Nachts einen magischen Zaum umhing und dann auf ihm zum Jubelfeste ritt und die ganze Tour bei allen Schwestern auf dem Gerhardsberge, Tokayerberge und dem Kralova holla machte. Der arme Ehemann roch endlich doch den Braten, bemächtigte sich des Zaumes, verwandelte sein Weiblein, setzte sich hinauf und ritt sie bis zum Tode durch die weite Steppe, sprengte mit ihr durch Röhricht und Sumpf und nachdem er die ganze Nacht von Debreczin bis Bekes, von Szathmar bis Szegedin herumgallopirte, hielt er vor einer Schmiede, und liess seinem Rösslein vier glühende Hufeisen mit fingerlangen Nägeln anschlagen — dann ritt er es fein säuberlich in seinen Stall, legte es an Halfter und Krippe, und als nun der Hahn seinen Morgengruss krähte, lag brüllend vor Schmerz seine geliebte Ehehälfte mit Hufeisen an Händen und Füssen in der Streu. — Natürlich wurde sie von Gottes- und Rechtswegen dann verbrannt. —

Uebrigens das Hexen ist keine Hexerei, hexen kann Jeder, und wer es noch nicht wissen sollte, dem will ich einige ächt ungarische Recepte geben, wie ich sie durch besondre Protection von Sr. Durchlaucht dem regierenden Teufel zu Kralova holla empfing: —

1. Um Einen recht schwer krank und hinfällig zu machen.

Recipe. Einen Frosch unter die Thürschwelle vergraben oder eine Eidechse, — *detur* ein Mal für immer.

2. Eine hinreichende Portion Schwindsucht.

Recipe. Eine Papierdüte mit Erde, die unser guter Freund betreten hat, im Rauchfang aufgehängt.

3. Einen lahm zu machen.

Recipe. Man schlägt einen Nagel in den Fussstapfen, doch muss dieser Nagel aus einem Sarge sein.

4. Damit Einer Ausschlag bekommt.

Recipe. Hirse auf einen glühenden Pflug gestreut, — und dergleichen Mittel mehr, an die das gemeine Volk, namentlich Slawen, mit unumstösslichem Glauben hängen. Im Allgemeinen findet man, namentlich unter den Slawen, eine Menge abergläubischer Meinungen, die selbst dem aufklärenden Lutherthum bis heute noch nicht gelungen sind auszurotten, und deren Ursprung sich unstreitig in die Zeit des Heidenthums zurückführen lässt, was ganz in derselben Art auch bei den Wallachen, die Abkömmlinge römischer Kolonisten sind, gilt. —

Eben so wichtig wie für Ober-Ungarn der Glaube an Hexen ist, eben so geltend macht sich im illyrischen Banat und in Croatien der Glaube an Vampyre und an die Einwirkung des sogenannten bösen Auges, welches letztere wir auch in Schottland und Italien vorfinden. Der Illyrier versteht unter dem Namen Vampyr jene schon in den Mährchen von „Tausend und eine Nacht" erwähnten Todten, die, aus ihrem Grabe allnächtlich hervorgehend, in die Häuser der Menschen eindringen und ihnen Blut aussaugen, dadurch aber namentlich kleine Kinder tödten. Man behauptet dort steif und fest, dass bei dem Begräbnisse eines schlechten Menschen, der zum Wandern als Vampyr bestimmt ist, oder eines solchen, der durch einen Vampyr getödtet, nun selbst ein solcher werden muss, sich ein kleiner, rother Fleck unter der linken Achsel zeige, der Körper nicht steif und hart wird und niemals in Verwesung übergehe, so lange nicht durch Zaubermittel die Kraft des Vampyrs gebrochen ist. Das beste Mittel ist dabei, den Todten in Stücke zu hauen und in einen Sack gesteckt, den man mit einem Pferdehaar zubindet, zu vergraben. Anhaltende Dürre wird gewöhnlich der Einwirkung der Todten zugeschrieben und ich erlebte es in Ober-Ungarn an der polnischen Grenze selbst, das die Bauern eines slawischen Dorfes während der Nacht einen durch Mord umgekommnen Todten ausgruben und ihn verbrannten, um so die anhaltende Trockenheit zu beseitigen. Merkwürdigerweise fing es unmittelbar nach dieser Operation an zu regnen, und der Glaube der Bauern an die Zweckmässigkeit und Nützlichkeit ihres Hülfsmittels wurde dadurch so unumstösslich fest, dass keine Appellation an ihre gesunde Vernunft im

Stande war, sie von der Thorheit ihrer Trugschlüsse zu überzeugen.

Treiben die Bauern eines Dorfes des nördlichen slawischen Stammes zum ersten Male im Frühjahre ihr Vieh aus, so wird queer über den Dorfweg ein Strohseil gelegt, einige magische Kräuter und Gewürze werden in ein Becken mit glühenden Kohlen gelegt und jedes Vieh damit beräuchert, was es den ganzen Sommer über gegen alle Besprechungen schützen soll. Der Freitag hat dort einen so schlechten Ruf wie bei uns, man vermeidet an diesem Tage eine Reise anzutreten oder ein Geschäft zu unternehmen, und hält dagegen den Montag und Dienstag zum Beginn einer Arbeit oder eines wichtigen Unternehmens als besonders günstig. Auch der schwarze Pudel aus Göthe's Faust spielt in der Slowakei seine wichtige Rolle, er bewacht Schätze, die durch ein Irrlicht kenntlich sind und die grösstentheils vor Hunderten von Jahren in der Mongolen-, Tataren- und Türkenzeit vergraben wurden, die aber so ausserordentlich schwer zu heben sind, dass sie leider noch bis heutigen Tages in der Erde ruhen.

Bei Dobschau in der sogenannten Suntawa ist eine Höhle, grösstentheils mit Wasser angefüllt, von der die Bergleute jener Gegend gar wunderbare Geschichten zu erzählen wissen. Es erscheinen alle sieben Jahre geheimnissvolle, schwarz gekleidete Bergleute, die aus den weiten Wäldern kommen und in der Höhle verschwinden. Nach einigen Tagen kommen sie wieder zum Vorschein, mit lauter kleinen gelben Körnern, die wie Hirse aussehen und die sie in ihren Reisetaschen, eben so sprachlos wie sie gekommen sind, auch davontragen, indem sie unter der Last zusammenzubrechen scheinen, und niemals vernahm noch ein Mensch aus ihrem Munde ein Wort. Haben aber Dobschauer Bergleute versucht, in die Höhle hineinzudringen, so war dies rein unmöglich und grade in diesem Jahre sollen sich wieder die schwarzen Männlein einfinden.

Die imposanten Gewitter der Gebirgswelt mit allen ihren Schrecken, der rollende Donner, das Flammenmeer der Blitze, das Rauschen und Brausen des Windes um die kahlen Felsenzacken und das wild schäumende Herniederstürzen der Bäche und des Regens, hat immer auf den einfachen Sinn des Natur-

kindes einen so tiefen Eindruck hervorgebracht, das der Glaube an das Wunderbare natürlich nicht ausgeblieben ist und man sich allerlei Hülfsmittel bedient, um die aufgeregte Natur zu besänftigen. Hierher gehört namentlich das Verbrennen gewisser Kräuter oder das Aufhängen derselben im Rauchfange, das Hinauswerfen der Besen auf den Hof, die jedoch so fallen müssen, dass das Rauhe nach auswendig gekehrt ist, das Läuten mit den Glocken u. dglm.

Um allen Aberglauben der Bauern bei ihren häuslichen Verrichtungen herzuzählen, könnte man ein ganzes Buch vollschreiben, es giebt keine Function ihrer Wirthschaft, bei der nicht gewisse gute oder böse Anzeichen beobachtet würden, die Stimmen gewisser Vögel und Hausthiere haben etwas Bedeutungsvolles, eben so der Ruf des Todtenvogels, das Benehmen der Katze auf dem Feuerheerd, das Grasfressen des Hundes, die frühe oder späte Ankunft der Schwalben und Störche, das Platzen der Möbel im Zimmer, das Picken des Holzbocks oder der Todtenuhr und Tausende dergleichen Kleinigkeiten regieren mit unerbittlicher Strenge in den Köpfen des slawischen Bauern und nirgends sah ich so viel Traumbücher, womit die Hausirer mit Putzartikeln auch einen wesentlichen Handel treiben, und es ist der Leute Sitte, des Morgens diesen allgemeinen Rathgeber gleich nachzuschlagen und sich dadurch für ihre kommende Thätigkeit bestimmen zu lassen. Mit eiserner Festigkeit halten diese Menschen am Althergebrachten fest. Am ersten Osterfeiertage begiessen die Männer die Frauen mit Wasser, am zweiten umgekehrt, was man „Baden“ nennt. Während in den höhern Ständen hierzu ein kleines Fläschchen mit wohlriechendem Wasser angewendet wird, das man den Damen beim Morgengruss über die Hände spritzt, lauern die Bauerburschen aller Sprachen und Religionen den Mädchen hinter den Häusern auf, schleppen sie mit Gewalt an den Bach und, unbeschadet der Eiseskälte des Wassers und der frühen Jahres- und Tageszeit, werden nun die Dirnen unbarmherzig untergetaucht und, wenn die Bauerburschen nicht ihre Freunde waren, mit den Füssen stromaufwärts eine Zeitlang unter Wasser erhalten, so dass der ganze Bach über sie fortfliesst. Den andern Tag wissen sich dafür die Mädchen und Weiber zu entschädigen, indem sie

mächtige Eimer mit Wasser in hinreichender Anzahl in Vorrath halten und, sowie sie einen Bauerburschen erwischen können, ihm die ganze Ladung über den Leib giessen. Dieselbe Feierlichkeit sehen wir hier bei Katholischen und Lutheranern, wie bei Griechen, finden sie in Russland und im ganzen christlichen Südost-Europa, während im Norden Deutschlands das sogenannte „Schmackostern“ oder das Klopfen mit einer bunt verzierten Ruthe von jungen, bereits grün ausgeschlagenen Birkenreisern Sitte ist. — Das Begiessen mit Wasser wird für eine Art Höflichkeitsformel gehalten und soll, meiner Meinung nach, sinnbildlich die Reinigung von jedem Bösen und Uebel durch den seligmachenden Ostertod des Heilandes darstellen. — Somit wäre also dieser Gebrauch rein christlich. — An heidnisches Alterthum erinnert aber der Gebrauch einiger Slawenstämme Nieder-Ungarns, die alljährlich eine Puppe in Menschengrösse von Stroh machen und ankleiden, sie dann in Prozession zum Wasser tragen und nachdem ihre Kleider herabgerissen sind, sie ersäufen. Diese Sitte soll aus den Zeiten häufiger Pestvorfälle herstammen und die Jungfrau oder Puppe die personifizirte Pest darstellen. —

Das bauernmässige Untertauchen und Begiessen, namentlich im Gömörer und Zipser Comitate recht im Brauch, soll schon oft schlimme, ja sogar tödtliche Folgen gehabt haben, weshalb von Seiten der Behörden Maassregeln gegen die Ausartung dieses alten Gebrauches getroffen sind, doch lässt es sich immer nicht ganz abschaffen und unbeobachtete Augenblicke giebt es ja auf dem Lande ohnehin. —

Alle Bäder sind für den Slawaken nur zu wünschen, da er selbst aus freiem Antriebe eine natürliche Antipathie gegen das Wasser zu haben scheint und sich nicht wäscht, viel weniger badet. — Selbst hierbei beobachten sie abergläubische Formen, giessen das Waschwasser vom ersten Waschen nach der Trauung der Frau über den Kopf, und das Wasser der Todtenabwaschung muss sorgfältig verborgen ausgegossen werden. — Gab die Luft das Element der Hexen, das Wasser das für andre Zaubereien ab, so ist das Feuer auch nicht ganz leer ausgegangen und einer der originellsten Gebräuche ist wohl das sogenannte „Abschiessen“ einer Krankheit. Der krankhafte, verwundete

Theil eines Körpers wird an den Lauf des Gewehres gelegt und dieses abgefeuert, worauf jedes Uebel unfehlbar zum Teufel geschossen ist und die Heilung durchaus eintreten muss. —

Zu guter Letzt sei hier noch in dem Katechismus des Aberglaubens und der Einfalt mitgetheilt, dass auch Liebestränke und Muttertränke den Nordungarn wohl bekannt sind. — Die Liebestränke sind Abwaschwasser des Mädchens, die sich neben oder auf dem Friedhof während der heiligen Weihnachtszeit in einer Schüssel den Körper abwäscht und das unreine Wasser in Gefässen, ohne einen Tropfen zu verlieren, stillschweigend nach Hause trägt. — Ein einziger Trunk davon genügt, um jedem Mann den Kopf verdreht zu machen, obwohl man eher glauben möchte, dass sich sein Magen nebst Inhalt umdrehen würde. — Aus geachteter Quelle vernahm ich, dass noch vor 20 Jahren auf Grund eines solchen Liebestrankes eine Ehescheidung beantragt und vollzogen wurde, indem der Unrechte, ein bereits verheiratheter Mann, von dem Wundertranke genossen und sich bis an den Hals in die Liebe hineingetrunken hatte. —

Mit den Muttertränken hat es eine ganz andre, leider sehr schlimme Bedeutung. In manchen Thälern gilt unter der slawischen Bevölkerung aus missverstandner Schamhaftigkeit die Meinung, dass es ehrenvoll sei, erst nach mehreren Jahren der Verheirathung Kinder zu gebären, und eine Frau um so tugendhafter sei, je längere Zeit sie die dringenden Wünsche des Gatten um Familie unerfüllt lässt. Um diesen Gedanken in Thaten umzuwandeln, gebrauchen die jungen Weiber allerlei Getränke, namentlich den Absud des sogenannten Sadenbaumes, dessen ölige Theile (*Oleum sabinae*) als zweckdienlich gehalten werden und zur rechten Zeit angewandt, auch immer den gewünschten Erfolg haben. Dieses Laster ist nicht so selten, wie man glauben möchte, sondern ziemlich allgemein verbreitet, so dass z. B. einer dieser genannten Bäume in dem Garten meines Freundes gewöhnlich nächtlich seiner Blätter beraubt wurde, sich nie zum kräftigen Wachsthum erholen konnte und stets so aussah, als hätte er den Raupen zur Beute gedient. Auch hiegegen existiren strenge Maassregeln und es ist wohl am meisten von den Geistlichkeiten, die so die Tauf- und Einseg-

nungsgebühren verlieren, zu hoffen, dass dieses Unwesen bald ganz ein Ende hat. —

Dass man Völker nicht gebildet nennen kann, die an solche Menge Unsinn glauben, die eine solche Kette von wunderbaren und überirdischen Einflüssen zusammenschürzen, versteht sich ganz von selbst, und das Prädikat „gebildet" darf man dem gemeinen Mann noch nicht geben. — Der Fehler liegt an dem Erziehungswesen, welches, obwohl namentlich bei den Akatholiken viel geschehen, dennoch immer auf einer sehr tiefen Stufe steht, und wir werden nachher darauf umständlicher zurückkommen.

Die ganze Reihe der Betrachtungen über Teufelswirthschaft, Hexen und Aberglauben wurde auf der Königsalpe in uns erregt, doch da der längere Aufenthalt auf diesem, allen Winden ausgesetzten Gebirgsriesen höchstens zur Bekanntschaft, — — nicht mit dem Teufel, aber doch wenigstens zum Rheumatismus und Zahnschmerzen führen kann, wie es mir leider passirte, so setzen wir unsern Stecken weiter und nachdem wir einen langen Blick auf die Sohler Alpenkette, die vom Königsberge westwärts, das Nordufer der Gran bildend, ausgeht, und auf die ebenfalls diesem Gebirgsknoten entspringende Südkette des Granthales, der gewöhnlicher Karpfner Gebirge benannt, — geworfen haben und das Granthal, unsre fernere Reiseroute, erspäheten, — steigen wir von der Königsalpe gegen Süden etwas tiefer zum Königsberge hinab, um auf seinen Felsenblöcken, zu den Füssen das freundliche Oertchen Telgarth, durch ein Gläschen Tokayer Feuerwein uns gegen Zugwind und Nebel zu stärken, und uns des tapfern Hubertusritters, „Königs Mathias Corvinus," glorreichen Andenkens zu erinnern, der hier weidlich Eber und Elennthiere pürschte, manch' einen Bären erschlug, die schönen Gebirgsbewohner, namentlich die Zipserinnen ungemein gern sehen mochte, und nach mühselig überstandener Jagd in den damaligen Urwäldern dieses Reviers, sich auf der Königsalpe lagerte und sein fröhliches Mahl von dem, als Tisch dienenden Felsblock einnahm. — Auf diesem Felsen stehen zum ewigen Angedenken folgende lateinische Verse ausgehauen:

Hic hospitatus est Mathias rex Hungariae. Anno 1474.

Privatum commodum
Latens odium

Juvenile consilium
Per haec tria, omnia pereunt regna.

Die ungeheuern Urwälder, die damals jene Gegenden bedeckten, dienten selbst Auerochsen zum Aufenthalt, die Jagd wurde im Grossen getrieben und für die hiermit verbundenen Plackereien bekam die Umgegend manche Privilegien, woraus die Entstehung einzelner volkreicher Dörfer erfolgte, als: Telgarth (Thiergarten), Hundsdorf (wahrscheinlich, weil dort die Hunde gehalten und gefüttert wurden). —

Jene weiten Forste sind bedeutend gelichtet, nur dort, wo der Herzog von Sachsen-Coburg-Cohâry der Bodenbesitzer ist, findet man eine ausgezeichnete Forstkultur, da an der Spitze seines grossen Forstwesens, welches schon durch die grosse Eisenproduktion jener Gegend eine wichtige Rolle spielt, der, als Schriftsteller in seinem Fache berühmte Forstrath Greiner steht, der allem frühern Unwesen ein Ende gemacht hat und die Wälder so gut wie möglich kultivirt und schont. — Um dieses letztere recht von Grund aus zu erreichen, kaufen die Eisenwerke des Herzogs für theures Geld Holz, da sie wohl einsehen, dass der Holzpreis in einigen Decennien um das Doppelte steigen müsse und dann der verbesserte und geschonte Waldstand um das 10fache die jetzigen Unkosten einzubringen im Stande ist. — Der Königsberg ist der rechte Centralpunkt des Hauptwaldbestandes des nördlichen Ungarns; je weiter man sich von ihm nach Süden, Osten und Norden Ungarns entfernt, desto dürftiger werden die Forste, bis endlich nur ein regelmässiger Abtrieb von Stangenholz eintritt. — Dagegen hält gegen Westen und Nordwesten die Waldmasse in aller Pracht an, bedeckt den grössten Theil der Sohler Alpenkette, zieht sich tief in Liptau und Arva bis an den Hauptstock der Carpathen hinauf und erreicht erst im Westen gegen Mähren seine Grenze, da die Fortsetzung des Waldgürtels über Neusohl sich nach Thurocz und Trenchin erstreckt. — Die abgelegene Lage dieses Punktes, an dem 4 Comitate, Sohl, Gömör, Zips und Liptau sich berühren, ist wohl vor allem die Ursache, dass die Holzpreise tief stehen, da namentlich die schlechten Wege die Holzabfuhr hindern und sie vornehmlich nur im Winter bei gutem Schlittwege gestatten, — und auch die Ursache, dass diese Gegend

niemals ganz sicher ist, sondern gewöhnlich, d. h. im warmen Sommer von Spitzbuben und Räubern *à la* Janossik und Dovecz durchstreift und in übeln Geruch gebracht wird, die sich gerade wie im Bakonyer Wald am meisten mit dem Diebstahl eines Schaafes auf dem Kossar, dem Schlachten und Verzehren desselben begnügen. Die Möglichkeit immer leicht aus einem Comitat in den andern zu gelangen und dadurch die Gerechtigkeit an der Nase herumzuziehen, ist der grosse Räubermagnet, der jedoch in neuester Zeit sehr verloren hat. —

Wir, wie arme Reisende es gewöhnlich thun, — eigene Equipage hat sich der Schreiber dieses noch nicht gehalten, — mit dem Tornister auf dem Rücken, als Waffe den Geognosirhammer an der Seite, durften ohne Furcht in jenen Wäldern herumpatrouilliren und liessen uns auch durchaus nicht in unsrer Freude, unsern Liedern und Unterhaltung stören, obwohl der Weg vom Königsberge nach Telgarth hinunter, bald durch Gerölle, bald durch Krummholz gehindert, ein wahrer Leidens- und Kreuzespfad ist, um so mehr wenn mit dem Feuer des Tokayers auch eine tolle Unruhe in die Gebeine gezogen ist, die eher galoppiren, als langsam und vorsichtig bergab klettern möchten. —

Doch endlich ist Telgarth, ein slawisches grosses Dorf zu unsern Füssen, erreicht, der grosse Gasthof nimmt uns in seine Umfassungsmauern auf, und die hübsche Wirthinn, die nicht nur slawisch, sondern auch deutsch spricht, giebt uns ein freundliches Zimmer, servirt mit weissem appetitlichen Tischtuch und Servietten die Tafel, kredenzt ein gut Glas Wein und stellt ein paar Gerichte auf den Tisch, die allerdings nicht für den Gaumen des Gourmands, sondern nur für ausgehungerte Bergleute berechnet sind. Doch sein wir zufrieden, — Reinlichkeit, die erste Lebensbedingung ist erreicht und ein guter Magen ist auch über Speck anstatt Butter nicht böse. — Uebrigens kann man in Telgarth Gelegenheit bekommen und sich noch weiter rädern lassen, doch ist im Granthal eine ganze Tagereise weit kein bessres Gasthaus, wohl aber viel schlechtere, wie z. B. in dem Sommerwohnorte des Herzogs Coburg in Pohorella, anzutreffen. —

Die Besteigung der Königsalpe ist von grosser Wichtigkeit,

ja sogar durchaus nöthig, um sich einen richtigen Ueberblick über diese Gegend zu verschaffen. —

Für den Geognosten, wie für den Botaniker, für den Geographen, wie Maler, ist diese Gegend gleich wichtig, ist dieser Knotenpunkt, von dem sich allerseiten die steinernen Erdrippen ausstrecken, von gleich hohem Interesse, man hat von der Kralova holla eine Uebersicht über und in Ungarn, wie man sie nirgends hat, da die allein höhere Tatra an der Grenze Galiziens liegt und das Gesichtsfeld allerdings grösser, aber nur durch Polen vergrössert wird. — Uebrigens ist die Königsalpe leicht zu ersteigen, ihr Gipfel von historischer Wichtigkeit und die Aussicht entzückend, bezaubernd. —

Wer den Kamm dieser Bergkette verfolgen will, kann auf dem Alpenriesen eine tagelange Exkursion machen, wie sie sich selten so darbieten wird. —

Unser stilles freundliches Kämmerchen, dessen offene Fenster uns gegen die Schwüle während der Nacht schützten, war schon früh der Tummelplatz der ersten Sonnenstrahlen, als sich diese über das Gebirge hervorstahlen und uns aus dem lethargischen Schlaf trieben, in den uns die grosse Müdigkeit eingelullt hatte. Bald war die kleine Rechnung abgemacht und Telgarth hinter unserm Rücken.

Bis Pohorella bleibt der Weg gleich gut und man kann rüstig fortschreiten, wobei die Schönheit der Umgebung, die kühle Morgenluft nicht wenig mithalfen. Der erste bewohnte und freundliche Ort, den man erreicht, ist das Hüttenwerk Rothenstein, von wo sich eine Strasse übers Gebirge in das Muraner Thal, dessen wir schon bei dem Gömörer Comitate erwähnten, hineinmündet, — während die Hauptstrasse der Gran in ihrem Laufe abwärts folgt. Von Rothenstein beginnt die lange Reihe der Coburgschen Eisenhütten und Fabriken, die sich meilenweit längs der Strasse von Distanz zu Distanz fortziehen und ihrem Besitzer mit Recht den ehrenvollen Namen des ersten ungarischen Industriellen gesichert haben. — —

Mehr als der altmodische Eisenhochofen ist die Sensenfabrik in Rothenstein sehenswerth, in der aus selbst erzeugtem Stahl die besten Sensen und Strohmesser gemacht werden, die, mit Ausnahme einer geringern Härte, so ziemlich den berühmten

steirischen gleich stehen. — Mit grossen Opfern liess der Fürst zu dieser Fabrik die Arbeiter theils in Steiermark abrichten, theils sie von dort herkommen und nunmehr ist er nicht nur im Stande den Bedarf seiner eigenen zahlreichen Unterthanen zu befriedigen, sondern auch noch ein Quantum der Produktion in den Handel zu liefern. So wechseln hier in diesem betriebsamen obern Granthale alle möglichen Zweige der Industrie, von denen ich namentlich: Sensen und Strohmesser, Bleche, Drath, Patent-Maschinennägel, Giessereien, Stabeisenbereitung anführe und schon eine Meile hinter Rothenstein stossen wir auf die grosse Ferdinandshütte, den Foyer der ganzen industriellen Thätigkeit aller genannten Zweige. Nach vorheriger Meldung bei der Direction in Pohorella, das eine halbe Stunde weiter liegt, bekommt man die Erlaubniss diese Fabriken zu besichtigen und wird, trotz der *pro forma* überall angebrachten chinesischen Eintrittsverbots- und Abschreckungstafeln, von den sehr gebildeten und artigen Beamten mit der grössten Freundlichkeit und Bereitwilligkeit überall herumgeführt, es wird alles deutlich erklärt und selbst genauere Fragen mit Artigkeit beantwortet, — kurz man verlässt höchst befriedigt die Werkstätte Vulkans, in der man mit liebenswürdiger Gastfreundlichkeit bewillkommnet wird. —

Die Ferdinandshütte ist im schönsten Geschmack aufgeführt, grosse Fenster mit Spitzbögen erhellen die weitläuftigen innern Räume, die theils dem Gewerbbetrieb, theils der Modelltischlerei, theils der Maschinenbauerei angehören und in denen Männer von Fach wie Laien eine nützliche Unterhaltung finden. Die Hütte lehnt sich an den Wald, der zu den weissen Gebäuden einen schönen Hintergrund bildet. Auf einem angenehmen Fusspfade erreicht man in einer halben Stunde Pohorella mit der freundlichen Villa des Herzogs, einem grossen, neu angelegten Park, zahlreichen Hüttenwerken und Beamtenquartieren. Gleich am Anfange des Oertchens befindet sich ein gusseisernes Denkmal, dem Herzoge bei Lebzeiten von seinen Beamten gesetzt, eine ziemlich starke Schmeichelei, die nach kriechender Unterthänigkeit riecht, und es wäre gescheuter gewesen, mit Hülfe dieses Geldes der Branntweinsauferei in den Weg zu treten. Wenn nach Jahren der Park erst vollkommen ausgewachsen

sein wird, muss diese Gegend ungemein gewinnen, deren Hintergrund durch die Königsalpe begrenzt wird und der nichts fehlt, was man Naturschönheit nennen kann. Für den Reisenden blieb allerdings noch etwas sehr Starkes zu wünschen übrig, nämlich ein Gasthaus, um ein ordentliches Unterkommen zu finden, denn das gegenwärtige ist so unter aller Critik, dass in dem kleinsten polnischen Nest sich mehr Luxus als hier befindet und dem Fremden, wenn er sich nicht etwa auf den harten Fussboden legen und seinen Körper zum Tummelplatz aller möglichen muthwilligen Insekten machen will, wenn er endlich kein Freund von der Ausdünstung seiner Schlafkameraden, eines halben Dutzend Fuhrleute, Schweinetreiber etc. ist, nichts übrig bleibt als seinen Stab weiter zu setzen und seitwärts von der Landstrasse das Dorf Pohorella aufzusuchen, in dem er ein ordentliches Zimmer und reinliche Betten erhalten kann. Je weiter man sich von hier entfernt, desto mittelmässiger wird der Weg, bis man endlich bei Polomka die Grenze des Gömörer und Sohler Comitats erreicht und somit aus Ober-Ungarn in Nieder-Ungarn übertritt. Dem Laufe der Gran folgend, deren Bette sich abwärts immer mehr und mehr erweitert, obwohl es hier und da noch durch schroffe Ufer zusammengedrängt wird und immer am Fusse der Sohler Alpenkette, die uns nordwärts begleitete, erreichten wir zu Mittag, von dem kleinen Bauerwagen, den wir uns unterweges mitgenommen hatten, tüchtig durchgeschüttelt, das Städtchen Bries, einen rein slawischen Ort, der nach einem verheerenden Brande neu und glänzender aus der Asche emporgestiegen ist. Die Brieser haben eine ganz eigenthümliche Art, die Ankommenden zu bewillkommnen, indem kurz vor der Stadt, dicht neben der Landstrasse am steilen Abhange eines Berges ein Steinbruch sich befindet, von dem beständig die gebrochnen Felsblöcke hinuntergerollt und später unten aufgeladen werden. Der Ankommende muss nun mit der grössten Pfiffigkeit durch diesen Steinregen hindurch und mir kam das Städtlein Bries wie ein verwünschtes Zauberschloss, vor dem tausend Gefahren aller Art den irrenden Ritter begrüssen, vor. Hat man mit Lebensgefahr die Rutschparthie der Quadersteine hinter sich, hat man im sausenden Galopp diese Schreckensstelle durchmessen, ohne dass Wagen, Menschen und Vieh zu Grunde gegangen sind, so

wird man von einem zweiten Hinderniss, einer unergründlichen Schmutzlage, bewillkommnet, in der man schier versinkt und stecken bleibt und sich dann auf seinem Wagen, wie Napoleon auf St. Helena, befindet. Nur die letzte Kraftanstrengung unsrer katzenartigen Pferde vermochte, mit Beihülfe der Peitsche und des *unisono* geschrieenen Hi! und Hotto!, worin uns die aus ihren Fenstern hinausschauenden Brieser theilnehmend, obwohl im slawischen *Jargon*, beistimmten, — uns aus dem unermesslichen Abgrund herauszuziehen, und so gelangten wir in dem fürchterlichsten Zustande, von unten bis oben bespritzt, durch einige zufällige Peitschenhiebe unsres eifrigen Fuhrmanns verletzt und von den phlegmatischen Briesern belächelt, in den Strassen dieses slawischen Abdera's an, um das dritte Hinderniss zu überstehen. Kaum polterte unser Leiterwagen auf einem sogenannten Strassenpflaster, dessen bodenlose Abgründe zur Ausfüllung die Hülfe einer halben Million Curtius gebraucht hätten und das ein getreues Bild des Augiasstalles vor seiner Reinigung abgab, als ganze Schaaren bissiger Hunde über uns herstürzten, heulend, schreiend und belfernd um unsre Pferde herumsprangen, sich an dem Wagen verbissen und auch unstreitig sich an uns verbissen hätten, wenn nicht unsre Bergstöcke gleich den Lanzen der macedonischen Phalanx sie auf beiden Seiten abgewehrt hätten. Die Pferde, wild geworden, jagten wie toll mit uns an den Praecipissen des Strassenpflasters vorüber, wir sprangen wie die Korkkügelchen auf dem Conductor einer Elektrisirmaschine und klammerten uns verzweifelt an unsre Bagage, um doch wenigstens mit dieser gemeinschaftlich über Bord zu fliegen, sobald der unvermeidliche Schiffbruch eintreten sollte. Dabei vermehrten sich die Schaaren der bissigen Köter, die Brieser fuhren ob des Höllenlärmes mit den Köpfen an die Fenster und nur der besondern Fürsorge Gottes verdankten wir es, dass wir auch dieses letzte Hinderniss überstanden und das verwünschte Nest glücklich eroberten. Wie es in solchen gefeierten Schlössern gewöhnlich geht, so war auch hier das Innere ganz anders als das Aeussere, das Gasthaus schön und gross, reinlich, die Bedienung zuvorkommend, und das Mittagsessen befriedigte so wie der Wein alle unsre Wünsche.

Um über die Art und Weise unsrer fernern Reise genauere

Nachricht einzuziehen, begab ich mich aufs Gerathewohl in den ersten Kaufmannsladen jener Stadt, wo ich auch mit zuvorkommender Freundlichkeit von dem Besitzer desselben, Herrn Banko, dem ich, wie meine übrigen Reisegefährten hierdurch öffentlich unsern Dank abstatten, über alle Fragen gründlich belehrt und kurz alle unsre Bedürfnisse schnell befriedigt wurden. Jeder Reisende, der einst nach mir Bries besuchen sollte, wird, so wie wir, durch die Güte des genannten Herrn sofort aus jeder Verlegenheit gerissen werden, in die ihn etwa seine Unkenntniss mit der Sprache des Landes setzen sollte. Von Bries aus, das man ungern verlässt, da beim Herausfahren ziemlich dieselben Hindernisse wie beim Hineinfahren zu überstehen sind und das, als wir damals dort waren, grade in slawakischer Sprache liebhaberte, was etwa nicht von Liebe zum Haber, also von einem Pferdeprinzip herkommt, sondern von der Dilettanten-Aufführung, da grade an allen Strassenecken mächtige, geschriebne Zettel die Einweihung eines improvisirten Thespiskarrens mit „*do amerika cesta,*“ d. h. der Weg nach Amerika, verkündeten, — — kann man, um das interessante königliche Hüttenwerk zu Rhonitz zu besuchen, entweder den weitern Fahrweg thalabwärts bis zur Einmündung der schwarzen Gran und dann diese aufwärts sich wenden ober am besten auf einem zwei Stunden weiten Fusswege, der über das Gebirge und grösstentheils im Schatten des Waldes führt, seinen Weg fortsetzen. Dieser letztere Weg ist schon dadurch empfehlenswerth, dass man von ihm aus die schönste Aussicht auf die Sohler Alpenkette, namentlich auf den über 6000 Fuss hohen Dumbier, hat, und beim Hinabsteigen am Ende der Tour das schwarze Granthal, den Ort Rhonitz zu seinen Füssen ausgebreitet sieht und sogleich ein Totalbild dieser herrlichen Gegend erhält, welche die schwarze Gran, die andre Quelle des sogenannten Flusses, als ein ziemlich ausgebreiteter Wasserspiegel ruhig durchfliesst und an dem entlang sich die zahlreichen Hüttenwerke ziehen. Für meine preussischen Landsleute wird es Interesse haben, dass die ersten Arbeiter dieses Werkes Preussen waren, die von der königlichen Hüttenverwaltung aus Schlesien verschrieben wurden und als die Begründer des gegenwärtig so glanzreichen Etablissements angesehen werden müssen. Noch heute heisst das

grossartige Gebäude, in welchem diese Arbeiter einst wohnten, der preussische Hof. Damals bedeckten kaum durchdringliche Wälder die ganze Gegend, deren Mittelpunkt Polhora oder Mittelwald war, wo heute aber auch mit Hülfe eines bedeutenden Hochofenbetriebes das Walddunkel schon ziemlich gelichtet ist. Damals war hier der Tummelplatz von Raubthieren und allerlei tagscheuem Gesindel und die guten Preussen mussten nicht selten die rauhe Seite nach aussen kehren und einen förmlichen Guillerakrieg mit den Räuberbanden führen. Derzeit herrscht ein so reges Leben in dieser Gegend wie in wenigen andern Ungarns, die Strasse wird von Fuhrwerken nicht leer und Raubanfälle u. dgl. sind unerhört. Doch wir sind in Rhonitz angekommen, im Gasthause abgestiegen oder haben ein Privatquartier genommen, welches dort beständig einem zugewiesen wird, sobald man in der Amtskanzlei um eine gefällige Auskunft ersucht hat, da die hiesigen königlichen Beamten als Muster der grössten Artigkeit gelten, die ihrem Stande in jeder Beziehung die höchste Ehre machen.

An der Spitze des ganzen Werks steht der Oberhüttenverwalter, Freiherr von Ammon, und der Verweser, Herr Glanzer, gegenwärtig die ersten Eisenhüttenmänner Ungarns, durch deren rastlose Thätigkeit das Rhonitzer Eisenwerk zu einer Musteranstalt des ganzen Staates erhoben ist, welche gegenwärtig mit Ausnahme der noch nöthigen Maschinenbauanstalt grösserer Art in allen Zweigen des gesammten Eisenhüttenbetriebes arbeitet.

Das nöthige Erz wird unmittelbar aus der Rhonitzer Gegend, von Theissholz und theilweise selbst bis aus Dobschau bezogen. Am interessantesten sind die Eisensteingruben im Czirker Distrikt, indem der Eisenstein im Kalkgebirge vorkommt, in welchem sich zugleich grosse, sehenswürdige Höhlen befinden. Das Eisenerz wird *per* Achse nach Rhonitz geführt, während das Holz auf der schwarzen Gran hinabgeflösst und dort durch sogenannte Rechen aufgefangen, auf einen grossen Holzplatz im Vorrath von vielen tausend Klaftern aufgestapelt und unmittelbar in dem Hüttenwerk selbst nach der italiänischen Methode in grossen stehenden Haufen verköhlert wird. Hierbei bemerke ich noch, dass die sogenannten Brände, welche man

bei der Verkohlung erhält, zum Bedarf der Puddlöfen verwendet werden, wodurch man Holzdarren erspart. Es ist vorauszusehen, dass, sowie erst die neuen Gaspuddlöfen in Betrieb treten, die Holzfeurung aufhören muss und dadurch dem Waldstande ein grosser Vortheil erwachsen wird. Zur Erbauung der Gaspuddlöfen wird man wahrscheinlich auch zugleich neuer Hochöfen bedürfen, da die gegenwärtigen bereits an hohem Alter und an diversen Sprüngen und Rissen laboriren und kaum im Stande sind, den nöthigen Bedarf zu befriedigen. Die Giesserei steht hier auf einer höhern Stufe als auf den meisten übrigen Hütten Ungarns, doch hat man sich auch hier genöthigt gesehen, beim Guss von Maschinentheilen kalt zu blasen, während sonst der von dem in Schemnitz befindlichen Professor Dr. Bachmann auf der Gicht der Oefen eingerichtete Luftritzungsapparat gebraucht wird. Das Eisen für den Frischbetrieb wird wie in Ober-Ungarn in Gänze gegossen und es geschieht die Frischerei so wie der Ofenbetrieb mit Holzkohlen, und zwar der erstere theils in Doppelfeuern, theils in einfachen Feuern mit Vorwärmung des Eisens, theils im Puddlofen. Die weitere Ausarbeitung geschieht im Walzwerke, in welchem auch Bleche verfertigt werden, so wie das Hüttenwerk auch eine Stahlfabrik, Feilenhauerei und grosse Dreh- und Bohrwerke besitzt.

Da hier auf kleinem Raume alle Zweige des Betriebes zusammengedrängt sind, der Fremde wie der Einheimische überall Eintritt und Erklärung findet, so wäre es schmerzlich für jeden gebildeten Reisenden, der diese Gegend berührt, Rhonitz unbesucht zu lassen und nicht wenigstens einen Tag diesem Orte zu widmen, der durch seine geschützte und günstige Lage sich zugleich einer ausgezeichneten Flora rühmen darf und dessen geognostische Bildung zu den bemerkenswerthesten von ganz Ungarn gehört, da namentlich auch der Petrefactolog in den zahlreichen Höhlen des Kalkgebirges ein überschwängliches, aber leider noch ganz unbebautes Feld der wissenschaftlichen Forschung vor sich hat. Der Aufenthalt ist so ausserordentlich billig, dass ich in meinem Quartiere bei einer alten Wittwe, die, wenn ich nicht irre, Salamutschka hiess und die noch viel aus der alten Preussenzeit zu erzählen wusste, für Quartier und Kost, wobei sich namentlich ein grossstädtisches Kanapee, ein

reinliches Bett und ein guter Kaffee bemerkbar machten, nicht mehr als 6 Silbergroschen täglich zahlte, natürlich also auch mit aller Ruhe ein Paar Wochen höchst angenehm hier verlebte, um diesen Ort und seine freundlichen Bewohner, so wie die aufmerksame Bereitwilligkeit der königlichen Beamten nie wieder zu vergessen.

Es führen von Rhonitz zwei Wege, auf denen man die Hauptstadt des Comitates und eine der ersten Städte Nieder-Ungarns, Neusohl erreichen kann. Für Liebhaber romantischer Schönheiten, die etwas Unbequemlichkeit nicht scheuen, empfehle ich es, auf dem Granflusse mittelst eines Flosses hinabzufahren, was übrigens eine in Ungarn durchaus nöthige Sache ist, da hier von Kähnen u. dgl. noch keine Rede sein kann und man sich dieses Mittels auch bedient, um die berühmten, schönen Waagpartheien, die obere Theiss u. s. w. kennen zu lernen. Bequemer ist es allerdings, anstatt auf einem mit Schindeln, Brettern, Latten, Töpfergeschirr beladenen Flosse, der Strasse nach die untere Gegend aufzusuchen, besonders da man auch auf dieser keinen Mangel an Naturschönheiten und Einförmigkeit zu befürchten hat. Ich zog es vor, nach meiner alten Gewohnheit *per pedes apostolorum* weiter zu marschiren und abgerechnet die Kothlagen des Marktfleckens Liptsch kam ich auch glücklich vorwärts, obwohl ich nicht der Versuchung widerstehen konnte, in genanntem Orte eine zufällig bereit stehende Fuhre für mich in Beschlag zu nehmen. Von merkwürdigen Punkten dieser Route nenne ich nur das Dorf St. André mit einem guten Gasthause und einem Sauerbrunnen, der im Sommer ziemlich stark von Neusohlern besucht wird. Am interessantesten ist das Lipser Schloss, wunderschön auf hohem Felsen gelegen und in wohlerhaltenem Zustande, da es noch heute als Staatsgefängniss benutzt wird und namentlich bei der letzten, berüchtigten Kremnitzer Münzdefraudation zum angenehmen Aufenthalt den Langfingern angewiesen wurde, die hier einige Jahre lang Zeit hatten, aus den hohen Bogenfenstern des, wie ein Vogelnest am Felsen hängenden Schlosses die Reize der Umgegend zu geniessen. Schloss wie Marktflecken bilden ein sogenanntes Kameralgut und oben in der alten Burg wohnt der Herr Commandant, der zur persönlichen Sicherheit mit einigen alten Invaliden versehen ist

und den besten Standpunkt hat, um astronomische und meteorologische Beobachtungen anzustellen.

War es schon nicht möglich, durch Bries hindurchzukommen, so war es in Liptsch noch zehnmal ärger, und ich wundre mich noch heute, dass ich nicht länger als eine halbe Stunde brauchte, um vom Thore bis in die Mitte des Ortes im Gasthause anzukommen. Das Innere von Liptsch ist der zweite ungarische Hanság, nur mit dem Unterschiede, dass der letztere bedeutend reinlicher und lange nicht so bodenlos ist. In dem Gasthause angekommen, wurde ich nicht wenig überrascht, einen grossen, mit Laubwerk reich decorirten Saal zu finden, von dessen Decke ein improvisirter Kronleuchter, von diversen Tonnenreifen und einigen Lichtstumpfen gebildet und mit bunten Papierstreifen in den ungarischen Nationalfarben roth, grün, weiss reich verziert, herabhing. Das Schönste war aber der Ueberrest eines Transparents im Hintergrunde, auf dem ebenfalls in bunten Farben zu lesen war: „Es leben die gnädigen Herren Soldaten," da hier vor Kurzem für die militairische Besatzung des Oertchens ein Ball abgehalten worden war. Der hereingebrochne Abend und der Ocean des noch zu überstehenden Liptscher Strassenkothes trieben mich auf einen Wagen, dem es glücklich gelang, mit Hi! und Hotto! alle Bedrängnisse zu überstehen, und der sich mühselig auf der Strasse nach Neusohl in Bewegung setzte. Dort war es bereits dunkle Nacht, d. h. zehn Uhr, die guten Neusohler im tiefsten Schlafe, das Thor verschlossen und der ehrsame Thorwart unerweckbar. Zum Glück hatte ich unterweges einen armen Handwerksburschen aufgeladen, der es aus Dankbarkeit übernahm, seine Lungenflügel in ungewohnte Thätigkeit zu setzen und mit herculischer Kraftanstrengung den Pförtner aus seinem frühen Schlafe heraus zutrommeln. Leider aber umsonst! Die Kräfte des Schneidergesellen verschwanden natürlich bald und ich musste an seine Stelle treten. Erst, als wir alle drei gemeinschaftlich, Kutscher, Schneider und ich, nebst einigen dazu gekommnen Bäckergesellen der Vorstadt *unisono mordio!* schrieen, wurde es in dem Fensterchen neben dem Thore licht und knarrend öffnete sich das alte Portal des versperrten Elysiums, um uns gegen ein verdoppeltes Trinkgeld für die nächtliche Störung hineinzulassen.

So erreichte ich Neusohl. Doch die Leiden des Tages waren noch nicht vorüber, ja sie sollten noch erst ihren Culminationspunkt erreichen. Der Wagen hielt vor dem Gasthause mit dem wunderbaren Namen: „Zum Krebs,“ das auch wirklich krebsartig in allen Gasthaus-Anforderungen zurückgegangen zu sein schien. Man denke sich ein verwünschtes Nonnenkloster aus der besten Romanschilderung, wie sie nur je aus dem Verlage von Basse in Quedlinburg und Fürth in Nordhausen hervorging, so alterthümlich, so grauenhaft, dass der rothe Krebs, welcher gespenstig an dem Fronton des Hauses riesengross emporkroch, mich mit Bildern in Callot's Manier erfüllte und ich es schon innerlich bitter bereute, in so nächtlicher Schauerstunde diese gespenstige Mauern zu betreten, die zum wenigsten auf den Mangel jeglichen Comforts schliessen liessen, und zu denen mich einige mit Spiessen und Stangen, Laternen und Hörnern, Schnarren und Pelzkappen versehene Sommernachtwächter im Dusel ihres aufgestörten Frühschlafes hinwiesen, wofür ich sie noch königlich mit einem Schluck aus meiner Weinflasche belohnte.

Umsonst war alle meine Angst gewesen, umsonst die gespenstigen Bilder der bevorstehenden Nacht, sie mussten den Krebsgang machen, denn eher hätte meine Stentorstimme die Todten aus dem Grabe erweckt und die Mauern Jericho's umgeworfen als es ihr möglich gewesen wäre, die Bewohner dieses mysteriösen Gasthauses zu erwecken. Zum Unglück hatte mich mein *Aide-de-camp*, der Schneidergeselle, bereits verlassen, der Kutscher war missmüthig und hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, in einen Stall zu kommen, desshalb seine Pferde ausgespannt und ihnen ihr Nachtfutter vorgeworfen, ich aber war bereits so durch das Poltern an Händen und Füssen struppirt geworden, dass ich mich mitten auf dem Marktplatze in das Stroh des Wagens legte und so, obdachlos, meine erste Nacht in Neusohl zubrachte. Beobachtungen konnte ich jetzt genug anstellen, und besonders, als der volle Mond aufging und die schlaftrunknen Nachtwächter sich allmählich verloren hatten, brummte ich aus Auber's Oper „die Braut,“ „lasst uns die Runde machen,“ zwischen den Zähnen, erhob mich, nahm den gewichtigen Knotenstock in die Hand und trat meine gespenstige

Nachtwanderung an, auf der ich nichts Lebendiges vernahm als nur das regelmässige, viertelstündige Blasen vom Thurm, welches den monotonen Anstrich der Wanderung noch um so mehr erhöhte. Selbst beim Mondschein und wenn man auf der Strasse bivouakiren muss, hat Neusohl einen wohlthätigen Anblick, die Häuser sind sämmtlich mit hohen Frontmauern versehen, so dass man keine Dächer bemerkt. Endlich erreichte ich eine kleine Promenade, mit einzelnen Bäumen und Bänken besetzt, in der ich, — o Wunder! nächst Thorwart und Nachtwächter die ersten Neusohler bemerkte, die ganz wie in der Arche Noah's, ein Männlein und ein Fräulein, auf einer Bank sassen und sich sehr lieb hatten. Um diese zartsinnigen, stillvergnügten Leutchen in ihrer Unterhaltung nicht zu stören, warf ich nur einen Blick auf die dunklen Mauern, die hier eine grosse Kirche umgeben, und begab mich dann wieder an meinen Wagen zurück, auf dem ich den Rest der Nacht in aller möglichen Behaglichkeit verschlief.

Die ziemlich scharfe Kühle des Morgens weckte mich, und da ich gar keine Lust mehr verspürte, in dem ungastfreundlichen Krebs abermals mein Heil zu versuchen, so wanderte ich zum entgegengesetzten Thore hinaus und suchte ein Quartier in der Vorstadt, wo ich mich auch bald in einem allerliebsten Landhause inmitten eines, mit den schönsten Bolingreens, Blumenparterres und uralten Bäumen reich geschmückten Parkes, „auf der Wiese" genannt, untergebracht sah und sich so an mir das Sprichwort bethätigte, dass nach Regen Sonnenschein folgt.

Da ich mir gar keinen bessern Aufenthalt als in dieser reizenden Villa wünschen konnte, deren Besitzer Michnay heisst, so machte ich Neusohl zu meinem einstweiligen Standorte, um von dort aus meine Ausflüge zu den vielen interessanten Punkten der schönen Umgegend anzutreten, vorher jedoch die Merkwürdigkeiten zu besuchen, die Neusohl unmittelbar selbst bietet. Das Wichtigste ist natürlich hier das grosse königliche Silberhüttenwerk, welches die Nachbarstädte Neusohl und Radvan mit einander verbindet, und wo in fünf Oefen, von denen zwei Hochöfen und drei Krummöfen sind, die kiesigen und quarzigen Silbererze verschmolzen werden. Der erste Hochofen, welcher Kiesschliche und quarzige Silbererze mit Kalk-

zuschlag verschmilzt, bläst mit erwärmter Luft. Der Apparat hierzu liegt neben der Gebläsekammer hinter der Brandmauer und besteht aus zwei Muffelröhren mit Hosenröhren von ungefähr 12 bis 15 Schuh Höhe. Die Heizung geschieht eigens durch Holz, ohne Benutzung der Gichtflamme, und der Wind wird aus einem hölzernen Cylindergebläse mit einfachem Hub zugeführt, wobei die Bewegung, anstatt durch Krummzapfen, durch Evolventenräder geschieht. Die senkrechte Führung der Kolbenstangen, die von Holz sind, geschieht durch Regulationsgabeln.

Im zweiten Ofen wird die Reichverbleiung ganz in der Art wie in Kremnitz betrieben, jedoch ist der auf der Gicht angebrachte Röstofen aus der fabelhaften Ursache in Stillstand gesetzt, weil die bleiischen Zeuge so wie das Heerdgewölbe geschmolzen sein sollen. Die Ursache liegt darin, dass hier nur feuerfeste Liptscher Thonziegel und nicht die Kremnitzer Agalmatholitziegeln angewendet wurden. Der dritte Ofen besorgt das zweite Entsilbern, welches dem zweiten Durchschmelzen der Kupferauflösung entspricht, weshalb hier auch nur sehr dünne Scheiben gehoben werden, die in Folge ihrer Beimischung von Zink und Antimon einen fasrigen, ins Kupfrige übergehenden Bruch zeigen.

Während der vorige Ofen mit einer sehr dunkeln, stehenden und wenig porösen Nase bläst, ist sie bei diesem licht und flach.

Der vierte Ofen besorgt ebenfalls die Anreicharbeit, wobei als bleiische Zeuge Heerd genommen wird, der bei der schlechten Abtreib-Manipulation sich in unendlichen Quantitäten anhäuft. Alle diese drei Krummöfen von ungefähr 12 bis 16 Schuh Höhe werden natürlich mit schwachem Winde geblasen.

Der fünfte Ofen, der sogenannte Palatinal-Hochofen, arbeitet ganz wie der erste Hochofen und ist recht geschmackvoll gebaut. Bei seinem Gebläse, welches ebenfalls drei einfache, hölzerne Cylinder sind, bedient man sich der Frictionswalzen und der Krummzapfenbewegung. Ausser diesen Oefen sind noch vier Rostöfen, immer zwei zu zwei gekuppelt, mit backofenförmigem Gewölbe, Feuerbrücke und Luftkanal, und über ihnen auf dem ersten Gewölbe ruhend ein Raum zur Vorbereitung und Anheizung des Rostes. — Die Arbeit geht hier in der Art von Statten, dass man den Rost nach dieser Vorbereitung nach vorne

zieht, worauf er durch eine Oeffnung in den Ofen fällt. So wie in Kremnitz, versuchte man auch hier, die Anreicharbeit zu ersparen und sie durch das Armverbleien zu ersetzen, und zwar durch grosse, 6 bis 12000 Centner haltende Rösthaufen im Freien. Der immerwährende Zug im Granthale trieb jedoch die dicken Rauchwolken in die Stadt, worauf die friedlichen Neusohler in den Harnisch geriethen, mit Spiessen und Stangen auszogen und gewaltsam die Rösthaufen zerstörten, obwohl ihnen Professor Dr. Bachmann bewiesen hatte, dass das Bischen Schwefelqualm durchaus unschädlich sei. Gegenwärtig findet nun die Röstung in kleinern Posten, in Röststadeln Statt.

Die Treibheerde fand ich stehend, indem man sie nach Herzenslust ausflickte, und sie sehen denen von Tajova ähnlich, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden. Dies ist ungefähr, was man von dem Neusohler Hüttenwerke hervorheben möchte.

Unfern dem königlichen Hüttenwerk, zu dessen Besuch man sich die Erlaubniss in der Kanzlei einholen muss, da gewaltige Warnungstafeln, bei denen es mir immer um das Holz und die Oelfarbe leid ist, dem Neugierigen den Eintritt versperren, — liegt eine Runkelrübenzuckerfabrik, die durch ihre zweckmässige Einrichtung, die vortheilhafte Construktion der neusten Maschine und zugleich auch durch den grossen Anbau der Runkelrübe rings herum sehenswürdig ist. In der entgegengesetzten Richtung liegt seitwärts der Rechen, eine Vorrichtung im Granfluss, um das herabgeflösste Holz aufzufangen und es zur Verkohlung am Ufer aufzustapeln. Einige Promenaden, dies- und jenseits der Gran, wo sich im Kalkgebirge ausgezeichnete Kalkspäte und zwar jene, die man wegen ihrer Abstumpfung Kanonenspäte nennt, vorkommen, so wie der Besuch des Innern der Stadt, die beinahe bei Tage so wenig wie der famose rothe Krebs den geheimnissvollen Stempel beibehalten hatte, füllten den Rest meines hiesigen Aufenthalts aus. Die Natur ist wirklich verschwenderisch mit ihren Gaben bei der Ausstattung dieser Gegend gewesen, man denke sich grade an der Biegung des Flusses, wo er seinen bisher westsüdwestwärts gehenden Lauf gegen Süden lenkt, indem das Gebirge des Südufers mit seinen barokken Kalkfelsen, belaubt und umgrünt von den schönsten

dunkeln Eichen- und Buchenwaldungen, bis scharf an das Ufer tritt, der Fluss dadurch und durch den künstlich erbauten Rechen in seinen Ufern eingeengt, stürzt sich mit verdoppelter Schnelle über sein felsichtes Bett. Während so das eine Ufer den Schmuck des grünen Laubes trägt, ziehen sich an dem andern eine halbe Stunde weit theils die freundlichen, hohen, nach italiänischer Art erbauten Häuser von Neusohl, theils die weiten Hüttengebäude, theils das chaotische Gewirr der kleinen Gässchen von Radvan abwärts und aus allem diesem erheben sich die schlanken, spitzen Thürme der Kirchen in schönem, gothischen Style mit ihren feinen Steinsculpturen und durchbrochnem, zarten Laubwerk, hier die Kuppel der evangelischen Kirche, dort das colossale Gebäude der Bischofsresidenz mit allen seinen Anhängseln von Klöstern und Zellen und über diese Steinmasse hinaus ein fruchtbares Hügelland, welches sich an die Kette der riesigen Sohlaer Alpen anlehnt und die Perspective in dunkle, duftige Thäler eröffnet, aus denen bisweilen die weisse Ader eines Bächleins leuchtet. Das Bild ist durchaus freundlich, hat etwas Gemüthliches, Ansprechendes und erhält es noch mehr durch den Umgang mit den Bewohnern, deren Wohlhabenheit sprichwörtlich ist und die gegen jeden Fremden im höchsten Grade freundlich sind, was sich am besten bei der letzten Versammlung der ungarischen Naturforscher bethätigte, indem für Jedermann, wenn auch grade nicht Naturforscher, sondern Naturpfuscher, ein freundliches Quartier bereitet war. Je weiter thalabwärts man schreitet, desto mehr verflacht sich die Gegend, bis sie endlich bei Bucs einen wildern und pittoreskeren Charakter annimmt, indem sich dort die interessantesten geognostischen Formationen, welche wir weiter unten betrachten werden, dem Ufer nähern.

Wir zogen es jedoch vor, diesen Weg für eine spätre Zeit zu lassen und zuerst die Excursion nach Tajova, einem zwei Meilen entfernten Hüttenwerk, zu machen. Man folgt hierbei einem Gebirgsbache, der sich in die Gran ergiesst, schreitet bei einem Kupferhammer vorüber und, ohne auch nur einen Augenblick in eine unfreundliche Gegend zu kommen, langt man in diesem Hüttenwerke an, das inmitten des Waldes zu liegen scheint. Wir fanden in dem alten, schon von weitem durch

seinen Hüttenrauch, der durchaus nicht das Wachsthum zu hindern scheint, bemerkbaren Orte nur einen guten Hochofen, der neuerdings gebaut, keine weitre Beschäftigung hat, als die ungeheuern Quantitäten uralter reicher Schlacken, auf denen das ganze Werk erbaut ist, durchzusetzen, nachdem man sie vorher im heissen Zustande verpocht und dann 15 bis 20 Mal geröstet hat, theilweise aus dem Grunde, um sie zugänglicher zu machen und mehr aufzuschliessen. Man gattirt sie auf dem Möllerboden mit ockrigen und kiesigen Erden, die jedoch nur in kleinen Mengen zugesetzt werden.

Für die Beamten eines solchen Werkes muss es eine schreckliche Aussicht sein, Zeitlebens nichts Andres zu thun als Schlacken durchzustechen, da die Menge derselben das Leben eines ewigen Juden in Anspruch nehmen würde. Die Spleissheerde sind unter aller Critik, uralt und nach des Verwalters eigner Ansicht alte Löcher, die sämmtlich verdienten, zusammengerissen, verröstet und durchgestochen zu werden. In frühern Zeiten war Tajova durch das Vorkommen des rothen und gelben Schwefelarseniks im Grauwackengebirge berühmt, doch ist jetzt der Bau ganz aufgelassen und nur die Halde liefert durch Klaubarbeit einzelne Stufen, die selbst für den Mineralogen wegen Mangels an Crystallisation werthlos sind. —

Eine zweite, nicht einmal so entfernte Excursion geht über den sogenannten Kupferhammer und die Dörfer Kostiwjarska und Sakub nach dem Bergwerksorte Herrengrund. — Dieser eine Meile weite Spaziergang bietet sehr viele Naturschönheiten dar, und gegen die Sonnenstrahlen ist man theilweise durch die Anpflanzungen von Bäumen geschützt. — Das Kalksteingebirge zeigt sich besonders barock bei dem Dorfe Sakub, wo sich ein hoher Felsen, Skalka (Stein) — genannt, — erhebt. Allmählig geht das Kalkgebirge, je mehr man sich dem Orte „Kupferhammer“ nähert, in eine blättrige und schiefrige Form über, bis er sich endlich ganz verliert und bei Herrengrund selbst sich nur Glimmerschiefer und Grauwacke zeigt. — In diesem Gebirge sind zuerst 3 Haupterzlagerstätten, die mit einander parallel laufen und von Süden nach Norden streichen, sich aber im Westen verflächen. Der Hauptgang hat an 50 Klafter Mächtigkeit, und in seinem Hangenden streicht der Pfeifergang. Am unbedeu-

tendsten ist der im Liegenden des Hauptganges streichende „Küglergang.“ — Auf allen diesen drei Erzlagern wird auf Kupfer- und Silbererze gebaut und das erhaltene Produkt der Neusohler Silberhütte übermacht. Die Erze sind Kupfersulphuride mit Silbergehalt von circa 2—6 Loth im Centner und mit einem Kupfergehalt von 20 und mehreren Pfunden im Centner. Der tiefste der drei abgetriebenen Schächte, der Ferdinandischacht, hat 600 Fuss seigere Teufe und er enthält die Wasserkunst, der Maximilianischacht dient als Förder- und Treibschacht, der Mariaschacht ist aber bereits aufgelassen. —

Die Produkte des Herrengrunder Bergbaues sind ausser dem genannten Erz noch das weniger bekannte Berggrün, welches sich als ein feines Pulver aus dem Wasser absetzt, mit dem die Halden, welche oft mehrere hundert Jahre alt sind, ausgelaugt wurden. Man leitet das Wasser in eine Reihe hölzerner Kästen, wo es das ganze Jahr hindurch in aller Ruhe sein Berggrün absetzt, das endlich dadurch erhalten wird, dass man das zufliessende Wasser abschlägt und bei dem obersten hölzernen Kasten angefangen, den ganzen Inhalt gut zusammenrührt, ihn in den untern Kasten führt und so fortfährt, bis alle Kasten leer sind und der Inhalt in einen Endkasten gelaufen ist, wo man das Ganze stehen, das Berggrün sich setzen lässt und endlich das klare Wasser abzapft. Das im Farbhause sorgfältig ausgetrocknete Berggrün wird in Fässern verpackt in den Handel gebracht und ist jetzt bedeutend gesunken, denn es gab eine Zeit, wo der Centner mit 80—100 Thalern bezahlt wurde. —

Ein andres Produkt Herrengrunds, von dem man übertriebenes Aufsehen zu seiner Zeit machte, war das Cementwasser, dessen Benutzung wir schon oben in Oberungarn bei Schmöllnitz kennen lernten. — Hier hatte man in ältern Zeiten das Spielwerk an der Tagesordnung, kleine eiserne Geschirre, namentlich Becher in das Wasser zu legen und sich allmählig cementiren zu lassen, dann sie aber mit einer pompösen Inschrift zu versehen, die die Umwandlung des Eisens in Kupfer als etwas Unerhörtes und Wunderbares darstellte, und so geschmückt die kleinen Geschirre für theures Geld in den Handel zu bringen. Von solchen Versen will ich nur einen der

komischsten, den man in den, am Anfang dieses Jahrhunderts herausgekommenen Bredetzkyschen Reisebemerkungen vorfindet, mittheilen:

Die Abkunft mein, hart Eisen ist,
Das Cementwasser mich zu Kupfer frisst
Welches zu verwundern ist.
Dass Mars zu Venus worden ist
An mir, man sieht zu jeder Frist. —

Gewöhnlich sind jedoch diese Inschriften von Latein und nicht viel gescheudter. —

Für den Mineralogen hat Herrengrund besonderes Interesse durch das Vorkommen des, leider jetzt immer seltener werdenden schön krystallisirten, oft in grossen Drusen vorgekommenen Arragonit, auf dem sich auch nicht selten die himmelblauen Coelestine in reinen und bedeutenden Krystallen zeigen. — Der Verwalter dieses Werkes, so wie der Neusohler Mineralog und Geognost Herr Zipser, haben von diesen mineralogischen Vorkommen bedeutende Sammlungen und es gelingt dem Reisenden auch bisweilen, von den Bergleuten derartige Artikel zu bekommen. — Doch wir stiegen wieder abwärts längs der tiefen Thalschlucht und verfügten uns nach Neusohl zurück.

Ist man Mineralog oder Geognost, so wird man auch schwerlich einen Ausflug nach dem 2 Meilen von Neusohl gelegenen Libethen unterlassen, welches durch seinen Euchroit, Dioptas und Olivin-Malachit berühmt ist. —

Der Bergbau von Libethen ist uralt und schon im Jahre 1370 wurde sie von dem König Ludwig I. zur königlichen Freistadt erhoben. Die ursprünglichen Bergbauer waren Deutsche, wie namentlich aus einem Brief des Dr. Martin Luther hervorgeht, der sich im Original in jener Stadt befindet und in welchem er seine dortigen Verwandten dem Magistrate anempfiehlt. Nachkommen Luther's befinden sich noch heute dort und vor einigen dreissig Jahren lebten drei Brüder dieses Namens dort, die Töpfer waren. Der Bergbau ist längere Zeit darnieder gelegen und erst in der neuern Zeit wieder in Aufnahme gekommen, obwohl jene interessanten mineralogischen Stufen, die ich vorhin nannte, grösstentheils nur aus den Halden gegraben werden. Ungemein reich ist das ganze Gebirge jener

Gegend an Holzopal, der gegraben und geschliffen zu allerlei Kunstsachen verwendet wird.

Da der Bergbau lange nicht mehr das ist, was er einst war, so sind Landbau und Horticultur der Haupterwerbszweig der Einwohner, die ihren Absatz unmittelbar in der Nähe, in Neusohl, haben.

Besonders in der neusten Zeit ist das Bad Szljacs, welches sich zwei Meilen von Neusohl befindet, stark besucht worden und in Aufnahme gekommen, namentlich als die Versammlung der ungarischen Naturforscher dort ihren Hauptjubel hielt und bei dem Glase guten Champagners von der vorzüglichen Lage und hohen Wichtigkeit des Badeortes überzeugt wurde. Allerdings ist Szljacs für den Naturforscher ein höchst wichtiger Punkt, auch selbst ohne Champagner und ohne glänzende Fêten, und da für die Aufnahme der Fremden sehr gute Maassregeln getroffen sind, so kann man voraussetzen, dass diese Versammlung gewiss nicht wenig dazu beitragen wird, den Ort in der Zukunft um so mehr frequentirt zu machen.

Die Lage des Bades ist sehr angenehm, oberhalb des Dorfes Ribar, auf einer kleinen, bewaldeten Hügelkette, einem Ausläufer des Karpfner Gebirges, mit der unmittelbaren Aussicht auf das Schloss und Städtchen Altsohl und in das weite Granthal, mit jenem Höhenzuge, der das Westufer desselben begrenzt und es vom Thuroczer und Barscher Comitate trennt. Die hübschen Anlagen mit ihren, obwohl etwas feuchten Villas inmitten des dicksten Buschwerks, die zahlreichen Spaziergänge, die hübschen Fernsichten, die reinlichen Zimmer, allerdings nur mit den nothwendigsten Möbeln versehen, die gute *Table d'hôte* mit billigen Preisen, der hoffnungsreiche Weinkeller, alles dieses sind Umstände, die das Bad empfehlen und obenein ist die Nähe von Neusohl und Schemnitz in der Hinsicht angenehm, dass sich selbst complicirtere Bedürfnisse schnell befriedigen lassen. — Die Gesellschaft besteht aus den Bewohnern der Umgebung und nur wenigen Fremden, obwohl die ausserordentliche Kraft der Heilquellen, namentlich gegen Steinbeschwerden und gichtische Uebel, eine grössere Berücksichtigung verdiente. Wir fanden in Szljacs nur einen Ausländer, der jedoch sich höchst befriedigt über den Erfolg seiner

Kur aussprach und lebhaft bedauerte, dass die famosen Quellen so wenig dem Auslande bekannt sind.

Es giebt Wannenbäder und Badebassins, die man hier komischer Weise „Spiegel“ nennt, wahrscheinlich abgeleitet von Wasserspiegel. In den Spiegeln badet man sich, wie in ganz Niederungarn, öffentlich und gemeinschaftlich in einer angemessenen Toilette, — die bei Herren aus weiten Pantalons und zugeknöpften Hemden, bei Damen aus langärmigen Hemden, Pantalons und weissem Leinenrock, weissem Halstuch und Badehaube besteht. — In einen Mantel eingehüllt naht man sich dem weiten Spiegel, der einige 20 Menschen fassen könnte, und steigt aus dem Ankleidezimmer in einen verschlossenen Gang in das Bassin hinab. Steht man bis an den Hals in dem Wasser, so öffnet man die Zugangsthür aus dem Gange in das Bassin und tritt in letzteres hinein, wo sich bereits eine zahlreiche Gesellschaft, rings herum auf Bänken sitzend, vorfindet. — Man plazirt sich, plaudert die halbe Stunde über Tagesneuigkeiten, macht seinen nähern Bekanntschaften den Hof oder unterhält sich mit dem Herumschwimmen mittelst eines hölzernen Sessels aus Brettern, in den man sich hineinsetzt, — oder auch in dem man seine Dame herumschiebt. So verfliesst die Zeit höchst schnell und angenehm und man entfernt sich auf dieselbe Weise, wie man hineingekommen ist, — ohne dass der Decenz nur im Geringsten zu nahe getreten wäre und legt somit auch dem langweiligen Gesundheitsbade einen fröhlichern Ton bei. —

Diese Art und Weise des öffentlichen Badens herrscht in allen ungarischen Bädern mehr oder weniger vor, namentlich jedoch in Niederungarn, wo man die sogenannten Spiegel nicht selten mit wahrer Pracht und Bequemlichkeit einrichtet. — Da nun das grössere Anständigkeitsgefühl rein relativ ist, so kann man hier, wo Alles von Jugend auf an solche Art des Badens gewöhnt, auch durchaus nichts Unpassendes finden; sollte es jedoch dem Fremden anfänglich auffallend sein, so sehe er nur, wie ungenirt und fein dabei sich die gemischte Gesellschaft benimmt, wie das Natürliche dieses Benehmens eben alle Möglichkeit einer Zweideutigkeit abschneidet und man wird es leicht begreifen, dass den daran Gewöhnten gar nicht einmal einfallen kann, wie in andern Ländern z. B. Norddeutschland und England

die klafterdicke Aesthetik darüber die Nase rümpft. Der Beitrag zum Bade ist ausserordentlich gering, indem man nur das Handtuch und die Badekleidung bezahlt, besitzt man aber diese Gegenstände, — das Bad ganz frei hat. —

Höchst eigenthümlich ist für den Fremden und namentlich den Badenden die erste Quelle, ein kleiner Spiegel nur, links bei dem Eintritt in das Badehaus. — Das lauwarme Wasser ist so mit Kohlensäure übersättigt, dass eine grosse Quantität von kohlenhältigen Gasen frei wird und sich auf die Oberfläche des Wassers auflagert. Um nun den Badenden vor der Gefahr des Erstickens zu bewahren, müssen diese Gase durch beständiges Schwingen mit einer Fahne zerstreut werden, was oft einer längern, oft einer kürzern Dauer bedarf, da die Gase bei trübem Wetter nur einige Zolle, bei heiterm und heissem jedoch mehrere Fusse betragen. — Sehr angenehm ist in allen 3 Spiegeln das beständige Zu- und Abfliessen des Wassers, wodurch nicht nur die grössere Reinlichkeit bei mehreren badenden Personen, sondern auch ein höherer Grad von Heilfähigkeit bedingt wird, und der Zufluss wird namentlich in den grösseren Bassins durch die emporbraselnden Gasblasen, wie für den Badenden auch durch die grössere Wärme der Stelle bemerkbar. —

Während die stärkste Quelle die kleinste ist, indem sie nur ein Bassin von 64 Quadratfuss mit 4 Schuh Tiefe hat, sind die andern beiden mehr zurückliegenden schwächeren, jedoch für den, bloss aus Unterhaltung Badenden geeignetsten Spiegel mehr als 6mal so gross und deshalb auch bequemer. —

Die Lebensart der Badegäste ist ausserordentlich einfach, idyllisch und für einen Kranken oder schwächlichen Reconvalescenten gewiss sehr geeignet. Um 7 Uhr erhebt man sich spätestens und begiebt sich sogleich in das Bad, welches nach einer halben Stunde verlassen und dann halb warme Morgentoilette gemacht wird, die durchaus ungenirt ist und bei der jede Art Schlafröcke die Zensur passiren. Nun trinkt man die vorgeschriebene Anzahl Gläser Brunnen, während man langsam auf und nieder promenirt. — So wird es 9 Uhr, um welche Stunde in einer Laube oder unter einem weitschattigen Baum das Frühstück servirt wird. — Nach diesem zieht man sich zurück, die Damen nehmen ihre kleinen Handarbeiten entweder im Freien

oder im Zimmer vor, die Herren schreiben und lesen, rauchen und billardiren. — Ist die Mittagstoilette vollendet, so schlägt die 12te Stunde und alles verfügt sich auf den Ruf der Glocke zu *Table d'hôte.* Das Mittagsmahl, bei schönen Tagen oft im Freien servirt, ist sehr lebhaft und heiter, man trinkt viel Champagner mit Sauerbrunnen, ein, selbst jedem Patienten heilsames Getränk, und um 4 Uhr findet man Alles bei dem Kaffee- und Kartentisch; die wahren Badegäste verlassen ihn jedoch bald, um wieder ihr Abendbad zu nehmen, den Brunnen zu trinken und dann in Masse den Sonnenuntergang auf einer grössern Promenade zu geniessen. Zur Nacht wird gewöhnlich um 7 Uhr getafelt, die Musikbande, natürlich nur Zigeuner, spielen auf und finden sich genug Tanzlustige, so wird ein Tänzchen risquirt, während sonst die Kartenblätter auf den Tischen dominiren und bald alles dunkel wird.

Ein solches regelmässiges Leben trägt natürlich viel dazu bei, um baldigst den kranken Körper zu stärken, doch ist es nicht zu leugnen, dass man bei längerem Aufenthalt mit langer Weile zu kämpfen hat, da nicht so viele geistige Hilfsmittel als anderswo geboten sind und es doch kaum möglich ist, für mehrere Wochen Bücher mitzuschleppen. — Natürlich gilt dies aber nur von solchen Besuchern, die zur Unterhaltung herkommen, da dem Patienten der Gebrauch der Bäder und des Gesundbrunnens wenig Zeit übrig lässt. —

Doch! kehren wir nach Neusohl zurück. —

Nachdem ich so alle meine Ausflüge, um das freundliche Neusohl und seine Umgebungen kennen zu lernen, beendet hatte, nachdem ich hinreichende Zeichen des alten deutschen, guten Kerns der Einwohner erhalten hatte, machte ich mich bereit, meinen Weg fortzusetzen und zwar namentlich die andern Bergstädte Kremnitz und Schemnitz zu erreichen; doch zog ich vor einen Weg zu wählen, der weniger bekannt war, namentlich um das Thuróczer Comitat zu berühren, und mich in ihm, durch den Aufenthalt im Badeorte Stubna oder Stuben, ein wenig umzusehen, da es in Ungarn als ein Garten Gottes gilt, — die Route über Hérmanecz einzuschlagen.

Das Kalkgebirge der Hérmaneczer Gegend ist reich an Grotten und Höhlen, wie an imposanten Felspartien und den

schrecklichsten Strassen, die bei jedem Schritte Todesgefahr droheten und mich und meinen Freund aus dem Wagen hinaustrieben, so dass ich eher zu Fuss als zu Wagen nach Stubna kam und auch jedem folgenden Reisenden rathe, diese Strasse entweder ganz zu unterlassen oder wenigstens hier zu Fuss oder Pferde zu machen, keinesfalls aber sich einer Kalesche zu bedienen, die nur für ebene Strassen und nicht für beinahe senkrechte Höhen gebaut ist. — Bis zur Papierfabrik von Hérmanecz ging es noch so ziemlich, der Weg war, obwohl eben, dennoch romantisch und wand sich beinahe ein paar Stunden weit immer zwischen den freundlichst angebauten Ländereien mit schönen Gärten und niedlichen Häusern fort, so dass das Dorfleben ein eigenthümlich idyllisch freundliches Gesicht machte, — besonders als die Berge der Strasse auf der rechten Seite näher traten und nun das Gemisch von Berg und Thal mit jeder Minute eine andere überraschende Ansicht gewährte. — Je weiter man sich von der Stadt entfernte, desto schlechter wurde der Weg und unsere Pferde schienen es durchaus nicht übel zu nehmen, als wir links abbogen, direct auf die Papiermühle zufuhren und der Kutscher ihnen ein *déjeûner sans fourchette* zum Lohn und zur Aufmunterung anbot. —

Bald war die Erlaubniss zum Besuch des Etablissements erlangt und von einem Meister geführt drangen wir in das Innere vor. —

Die Besitzer der Fabrik sind die Kaufleute Schloss in Wien und Sumrak, ein Neusohler Millionair. Früher war hier nur eine einfache Papiermühle, doch in der neuesten Zeit erhob sich zuerst ein prächtiges grossartiges Gebäude, obwohl man noch immer die alte Schöpfmethode mit einigen kleinen Verbesserungen beibehielt. — Gegenwärtig ist die Fabrik mit einer Maschine aus der Fabrik von Edmunds u. Herrenkohl in Achen versehen, und kann mehrere hundert Riess täglich erzeugen, wobei gewisse Sorten Schöpfpapier noch immer nach der alten Art erzeugt werden. — Die Fabrikation geschieht in der bekannten Art. Die Lumpen werden sortirt, gereinigt und in dem Holländer verstampft. — Der Stoff kommt in die Stoffbütten, von wo er über Epurateur und Kurtenmaschine auf Metalltuch über unzählige kupferne Walzen fortläuft, die durch ihren Druck theils

die Feuchtigkeit auspressen, theils das innige Verfilzen des Stoffes bewirken. Endlich geht das nunmehr schon compactere Papier über Flanell durch hohle grosse eiserne Walzen, die mit Dampf geheizt sind und von diesen durch den Satinirapparat, der aus 4 über einander liegenden polirten und gestählten vierzölligen Walzen besteht. — Das fertige Papier wird zuletzt durch eine Längenschneidemaschine, die sich beliebig stellen lässt, in die gehörige Bogenbreite geschlitzt und durch eine langsam auf- und niedersteigende Guillotine, deren Messer gleich der ganzen Maschinenbreite ist, in die Bogenlänge geschnitten, worauf vorsitzende Arbeiter die einzelnen Bogen in Empfang nehmen und neben sich deponiren.

Dies ist der Maschinengang übersichtlich dargestellt. Mit dem Transport nach Ungarn von Achen aus kostet die Maschine nebst Satinir- und Schneide-Apparat und Aufstellung circa 15000 Thaler, — wahrlich ein bedeutendes Kapital. — Ueber die Schöpfarbeit wäre es überflüssig noch Worte zu verlieren, da sie weit und breit bekannt ist. — Zur Bleiche dient Chlor in eigenen Chlorkammern, zum Leim vegetabilischer Leim und zum Pressen des fertigen Papiers hydraulische Pressen. —

So vergingen ein paar Stunden ganz angenehm, ein Imbiss ist ebenfalls in dem Fabrikgebäude bei einem Restaurateur zu bekommen und hätten wir nicht schon Nachrichten von dem fabelhaften Zustand des Weges bekommen, so hätten uns die Höhlen der Umgebung gelockt, um dort zum wenigsten eine kleine Fuhre antidiluvianischer Knochen mitzuschleppen.

Der schon genannte Naturforscher Dr. Zipser hat sich um die Erforschung dieser Höhlen Verdienste gesammelt, er hat sie gewissermaassen erst der Wissenschaft zugänglich gemacht und ich sah bei ihm eine ganze Niederlage der fossilen Knochen, die dem *ursus spelunc.* und der Höhlenhyäne anzugehören schienen, jedoch befanden sich auch einzelne Bruchstücke so grossartiger Gerippe dabei, dass noch auf andere Bestien der Vorzeit zu schliessen ist. — Die Höhlen sollen ganz mit diesen Knochen angefüllt sein und eine beträchtliche Ausbeute für längere Zeit versprechen, besonders wenn regelmässige Ausgrabungen von Männern von Fach veranstaltet würden.

Hat man Hérmanecz hinter sich, so geht es dem Wasser

noch immer aufwärts, der steile Felsenweg wird immer beschwerlicher, bisweilen in den tiefen Thalsohlen bildet die angesammelte Feuchtigkeit tiefe Kothlaaken, denen zum Contrast und zur Abwechselung eine mit Quaderstücken heruntergerollter Felsenblöcke makadamisirte Strasse folgt und dergleichen Ergötzlichkeiten mehr, dass man sich vornehmlich und ausdauernd auf die Naturanschauung verlegen muss, um nicht vor Aerger über den impracticablen Strassenzustand aus der Haut zu fahren. — Zum Glück waren wir, ich wie mein Freund W......, gute Fussgänger, einige zum Nothnagel mitgenommene Flaschen Somlauer der ungarischen „ächten Weingesellschaft" unterstützten die sinkenden Kräfte und aus Freude wurde die leere Flasche dem hinabfliessenden Bächlein zum Rückweg nach Neusohl überantwortet. — Im Dorfe Bardoska hat man so ziemlich die Höhe erreicht, und während unser Kutscher seine beiden Pegasusse verschnaufen liess, offerirte uns ein industrieller Gastwirth einige Forellen, die vielleicht noch 5 Minuten vorher im Wasser zappelten und die *sans façon* mit den Händen gefangen werden, indem man diese unter die Steine in den Bach steckt und die Fische am Schwanze oder Kopf zu packen und festzuhalten sich bemüht. —

O Thorheit, — wir glaubten nach so starkem Marsche bergauf, in der Entfernung getäuscht, dem Badeorte Stubna ganz nahe zu sein, schlugen deshalb die Forellen aus und mussten zur Strafe noch beinahe drei Stunden jeder Erquickung entbehren. — Hat man endlich bergab das Dorf Csremosna erreicht, so kommt man in solchen Lehmboden, dass, wenn es stärker geregnet hätte, unsere ermüdeten Pferde unstreitig stecken geblieben wären und wir vielleicht noch jetzt im Thuroczer Comitate sässen.

Leider sind hier überall die Strassen unter aller Kritik, denn da das Comitat ein grosser Binnensee gewesen zu sein scheint, der durch den Waagdurchbruch seines Wassers entledigt wurde, so setzte sich Schlamm und Lehm auf den Boden, und so fruchtbar dieser auch gegenwärtig sein mag, so wird er doch bei anhaltendem Regen bodenlos. — Zum Glück war dieses nicht eingetreten und wir fuhren in den Hof des alten Badegebäudes ein, das einem alten Karthäuserconvente ähnlich sieht. Unser

Zimmer, von Einer der berühmten schönen Thuroczerinnen geöffnet, glich einem Arrestlokal in den Kellern des Alhambra, — über unserem steinernen Thürkranz stand eine Jahrzahl vom 16ten Jahrhundert, und in dem Zimmer ein Tisch und einige Betten, die demselben Jahrhundert angemessen waren. Zum Glück hatten wir Sommerszeit, denn der Wind pfiff durch alle Fenster, die kleine Scheiben in Blei gefasst, ganz im Charakter des übrigen Gebäudes besassen. Alles sah so trostlos, so frostig, so mönchisch aus, dass man hier bei Regenwetter verzweifeln möchte. —

Die Bäder sind ebenfalls grosse Spiegel, deren es 4 giebt, der rothe, blaue und grüne Spiegel, ausserdem ein Zigeunerbad, dessen Hitze mit den Bädern von Mehadia rivalisirt. — Stubna liegt in der sumpfigen Fläche neben einem Flüsschen, welches das abfliessende Heilwasser erwärmt. Wir fanden die Bäder so heiss, dass sie dem Gesunden keine Erquickung, sondern Ermattung verschaffen, — dahingegen sie für Kranke sehr heilsam und kräftig wirken.

Ein paar Stunden von Stubna liegt der Flecken Mossotz, mit einem schönen Parke. — Dies war unser erster Ausflug, um der quälenden Langenweile Stubna's zu entgehen. — Der Weg führt durchaus in der Thalebene des Flüsschens Thurocz, welches aus dem Barser Comitate kommt und sich später in die Waag stürzt, die von Liptau ihren Ursprung nehmend, in Thurocz hineintritt und das Kalkgebirge, begleitet von den wunderherrlichsten Parthien, durchbricht. Die Waagufer geniessen mit Recht ihren Ruf, und jeder, der auf dieser Linie Ungarn verlässt, möge die Flössschifffahrt auf dem Flusse mitmachen, die ohne Gefahr die pittoreskesten Punkte Ungarns, Felsenlabyrinthe, hohe Schlösser, freundliche Städte und Dörfer, reichbebaute Ufer und schöne Waldscenerien an ihrem eingeengten und gekrümmten Bette sehen lässt. — Es ist dies die Wasserstrasse des Comitats, auf der viele Holzwaaren ausgeführt werden und die auch zahlreiche Schaaren der reiselustigen Thuroczer benutzen. Ich sage reiselustig, denn von den 40,000 Bewohnern der nur einige 20 Quadratmeilen grossen slavischen Gespannschaft ist immer die Zahl mehrerer Hunderter auf Reisen, die als Oel- und Safranhändler Ungarn, Polen und Russland durch-

ziehen, und namentlich bei ihren Glaubensgenossen, den lutherischen Kolonisten im Slavenlande, die beste Aufnahme finden. Diese schmierigen Oelbauern führen immer ein Dutzend Balsame und Lebenselixire mit sich, sind vom Staate privilegirt und erzeugen ihre Oele aus Krummholz, Wachholder etc. selbst.

Erfreulicher als der plumpe Thuroczer, in seiner weissen Gunja, die mit kleinen rothen Herzchen benäht ist, zeichnen sich die durch ihre Schönheit berühmten Thuroczerinnen aus, die die Gewohnheit haben, ihre natürlichen Reize, namentlich den üppigen Busen sehr zur Schau zu tragen, — während ihr schönes kastanienbraunes Haar, das in einen langen Zopf mit Bändern durchflochten herniederhängt, durch eine goldne Borte umkränzt wird und ihre Füsse mit gelben Saffianstiefelchen mit zierlichen eisernen hohen Absätzen bekleidet sind. Den Oberleib umschliesst ein weit ausgeschlossenes zusammengeschnürtes, oft gesticktes Mieder, aus dessen Aermellöchern die kurzen Hemdeärmel von feinem weissen Kattun hervorschauen.

Bei unserer Rückkehr nach Stubna begann der Himmel sich zu verfinstern, die Wolken stiegen zu den Häuptern der Berge hernieder, und die oft wilden Felszacken dieses Kalkgebirges von Uebergangskalk, auf dessen Spitzen und höchsten Punkten bisweilen Granit hervortritt, der den Uebergangskalk gehoben zu haben scheint, — verschwanden im dicken Nebel. Der Himmel öffnete seine Schleusen, Regen strömte hernieder und so unheimlich und unbehaglich auch unser Haus aussah, so waren wir dennoch froh unter Dach und Fach zu kommen. — Der anhaltende Regen löste, wie voraus zu sehen war, alle Strassen auf und versperrte uns die weitern Excursionen in das Comitat, zum Waagthal und auf die hohen Bergspitzen.

Der andere, zum Glück wenigstens nicht regnerische Morgen sah uns auf dem Wege nach Kremnitz, und wahrlich es war nöthig alle Kräfte unserer ausgeruhten Pferde in Anspruch zu nehmen, da, um in die Barser Gespannschaft und nach Kremnitz zu kommen, das dickbewaldete Gebirge überklettert werden muss. —

So war es Mittag geworden, bis unsere Kalesche thalabwärts, einer engen Schlucht folgend, bei Pochwerken, uralten Halden, Stollenmundlöchern, — mächtigen Pingen vorüber, —

alles dieses die hohe Wichtigkeit und die Jahrhundert alte Grösse Kremnitzens beurkundend — in diese Stadt hineinrollte, deren hohe Mauern, dunkle Thore, spitze Dächer, alte gothische Kirchen, kleine traulichen Erker und die gemüthliche Strassenstille lebhaft an die deutsche Abstammung, an den Rhein- und Maingau erinnerten. — In alten Zeiten, als noch die selige Faustzeit herrschte, mussten sich oft die Kremnitzer ihrer Haut wehren, musste oft der König seine Münze und gepriesenen Kremnitzer Goldfüchse vertheidigen und so entstanden Gräben und Mauern, Zinnen und Zugbrücken. —

Gottlob, es ist anders geworden. — Keine Hellebarde präsentirt sich am Portal, kein Thurmwart stösst ins Horn und kein Trupp oder Fähnlein reisiger Krautjunker macht mehr der ehrlichen Bürgerhaut kalte Schauder. — Dafür werden aber auch nicht mehr wie von 1776—1788 die Summe von 48 Millionen Gulden in 12 Jahren ausgeprägt, dafür scheinen die Gnomen ihre Schätze besser zu bewachen und nur dann und wann, wenn man schon den Muth schier sinken liess, wenn schon von Auflassen dieses oder jenes Baues die Rede war, ergab sich ein plötzlicher Segen, das Gebirge wurde edler und wie der Bergmann sagt „tugendhafter.“ —

Durch die Stadt hindurch, zu einem Thor hinein zum andern hinaus, neben der Münze vorüber führte uns unser wohlbewanderter Rosselenker, bis endlich der Gasthof „zur Krone“ uns gastlich, wenn auch gerade nicht mit englischem Comfort und deutscher Behaglichkeit, so doch wenigstens mit Reinlichkeit und gediegenen Nahrungsmitteln, zum sogenannten „Leib und Seel-Zusammenhalten“ — in Empfang nahm.

Weil alle Zimmer bereits besetzt waren, so wurde ein grosser Saal, in dem noch die Coulissen eines Theaters befindlich waren, uns zur Wohnung angewiesen, der im Sommer ein stattliches Quartier abgab und da er sonst nicht als Wohn- und Schlafzimmer benutzt, auch den Vortheil hatte, ausser uns keine andere Besatzung, nämlich an kleinen springenden und kriechenden Insekten zu haben. — Bald zierten Backhendeln, deren Todesgeschrei vor wenigen Minuten noch in unsere Ohren gedrungen war, den Tisch und mit Hülfe eines guten Nesmyler gelangten sie schleunigst an den Ort ihrer Bestimmung. —

Es sind 3 Punkte, die in Kremnitz unsere Aufmerksamkeit fesseln — Bergbau, die Hütten und die Münze. — Am schwierigsten ist es in letztere zu gelangen, doch gelingt auch dieses, wenn man sich an den königl. Bergrath und Münzwardein unmittelbar selbst wendet, worauf man zum Begleiter einen Beamten bekommt, der auch gleich mit grosser Gefälligkeit jede Kleinigkeit erklärt und auf alle Fragen gerne und geduldig Bescheid giebt. Leichter ist der Zutritt zu den Gruben, doch um gründliche Belehrung zu erhalten, ist es nöthig, sich bei der Bergverwaltung zu melden, worauf man bereitwillig zur Anfahrt mit einem Hutmann versehen wird, und sich nicht auf die Gefälligkeit irgend eines Bergmannes oder Häuers verlassen darf.

Die Kremnitzer Gruben geniessen den ausserordentlichen Vortheil, dass sie hinreichend Wasser zum Betrieb der Aufbereitung der Erze und zum Gange der Wasserkünste haben. — Der Distrikt verdankt diesen Vortheil einem Graner Erzbischof und Primas, denn da dieser durch seinen Münz-Pisetar die schon oben angedeutete Tantieme alles ausgeprägten Geldes erhält, was bei grossem Segen zu 30—40,000 Gulden hinaufsteigt, so beschloss ein Primas das erhaltene Geld zum Wohle des Distrikts und seiner Nachfolger zu verwenden, indem er eine unterirdische Wasserleitung bauen liess, die nunmehr das nöthige Aufschlagwasser bis aus dem Thuróczer Comitat herführt und somit auch in den höchst gelegenen Werken hinreichende bewegende Kraft liefert, wodurch die Anwendung theurer Dampfmaschinen und die Erbauung kostspieliger Wasserteiche unnöthig ist. —

Dennoch sitzt in der grossen Teufe so stark Wasser zu, dass die Künste es nicht wältigen können, und nachdem die obern Mittel verhauen sind, die untern unzugänglich werden. Um diesem wesentlichen Uebelstand, der für die Zukunft vom höchsten Interesse ist, abzuhelfen, hat man im Granthal, unweit des Dorfes Kremnitzka einen Erbstollen angeschlagen, der sämmtliche Grubenbaue unterteufen wird, doch so bald sich nicht vollenden lässt, da er mehrere Meilen lang ist und in harten Diorit geschossen und nachher ausgemauert werden wird.

Die andere Eigenthümlichkeit des Kremnitzer Bergbaues ist das Feuersetzen, welches, so viel ich weiss, ausser Nagybanya

nirgends mehr zu finden ist. Hier gebieten die Verhältnisse diese Manipulation, — das Holz ist billig, die Hornblendegesteine zerklüften sich dadurch leicht und da man sich der sogenannten „Prögelkatze“ bedient, so ist das Verfahren weniger unökonomisch, wie man glauben möchte. —

Bis auf einige, etwas seitwärts von Kremnitz gelegene gewerkschaftliche Grubenbauten ist der alte Hauptbau auf Gold gegenwärtig nur unbedeutend, dagegen haben die Privatgewerke in neuerer Zeit mehrere edle Anbrüche gehabt und es fand sich Gold in haar- und blätterförmigem Zustande aufgewachsen, als schöne Schaustufe. — Ausser solchen unbedeutenden Vorkommen ist die Hauptgoldgewinnung eine zweifache, einmal als Mühlgold, aus der Ganzmasse durch Pochwerke, Schlemmheerde und Scheidetrog abgeschieden, da es sich in unglaublich feinem Zustande im Gestein vorfindet und andermals durch die chemische Scheidung aus dem güldischen Silber im Scheidegaden der brillant eingerichteten Münze. Die Ganzmasse ist im Diorit und Thonporphyr, Quarz mit Spatheisensteintrümmern, in der, wie bemerkt, gediegen Gold und Silber, durchschnittlich aber kiesige Erze einbrechen, die Rothgiltizerze, oft in schönen Schaustufen, und Röschgewächs enthalten. —

Der Grubenbau, der uralt ist, wird in die vordere und hintere Zeche abgetheilt, von denen die erstere 4, die letztere 3 Schächte mit einigen Erbstollen enthalten, und zwischen denen die gewerkschaftlichen Baue unter königlicher Aufsicht und Direction liegen.

Die gewonnenen Schliche werden aus den Pochwerken in die Hütte abgeliefert, wohin auch die von Schemnitz kommen. — Im Ganzen werden in den Distrikten von Kremnitz, Schemnitz, Neusohl und Csarnovitz 200,000 Centner Erze und Schliche jährlich verschmolzen, die 34—36,000 Mark Silber Ausbeute geben und wobei das Blei als Betriebsmaterial benutzt wird und nicht in den Handel kommt, da die Hüttenverwaltung kein ganz silberfreies Verkaufsblei erzeugt. — Die Erze und Schliche sind entweder königliche oder gewerkschaftliche, und werden durch die Hütte vom Berge eingelöst, — hierbei nennt man bleiische Geschicke alle die 20 *per Cent* enthalten, wobei $2\frac{1}{2}$ % als Abbrand gerechnet werden. Im Verhältniss zahlen die

ärmsten Erze am Meisten, und bei der Bleizunahme von 0 zu 5 % fällt die Schmelzgebühr, so dass 20 % Zeuge einen Gulden 20 Xr., 25 % Zeuge 1 Fl. 15 Xr. etc. etc. — zahlen. —

Die Silber- und Goldvergütung geschieht ausserdem, nachdem Scheide- und Prägekosten gerechnet sind, von denen die erstere 30 Xr., die letztere aber ½ % für Gold und 1½ % für Silber im Geldwerthe angeschlagen werden. — Der letzte Abzug ist die Frohne von 10 %, welche jedoch denjenigen Gewerken, die in Einbusse sind, theilweise erlassen wird.

Alle unter 20 % haltigen Bleigeschicke müssen als silber- und kieshältige oder auflösende Zeuge betrachtet werden, und letztere sind solche, die bei dem königlichen Bergbau 38 %, bei Gewerken aber 48 % Kies oder Schwefeleisen enthalten, die ersteren aber nennt man dürre Zeuge und müssen im *minimum per* Centner 2 Loth Silberhalt besitzen. Bei der Einlösung kommen die kiesigen Zeuge, wenn sie über 60 % Lech oder Stein geben, auf 15 Kreuzer, bei weniger Lech auf 30 Kreuzer Schmelzgebühr, die silberhältigen Zeuge aber, jenachdem sie Rohgeschicke mit 2—4 Loth, Anreichgeschicke 4—6löthig und Frischgeschicke, die darüber haben, zahlen 1 Gulden 30 Xr., 2 Gulden und 3 Gulden, — ausserdem 5 % Feuerabgang.

Um zu beurtheilen, mit welchem Vortheil die Hütte arbeitet, ist es nöthig die Einlösung genau zu kennen, weshalb ich diese auch so detaillirt mittheilte. Dabei zahlt die Buchhaltung die Mark Gold mit 366 Gulden 53 Xr., den Centner Blei aber mit 9 Fl. 45 Xr.

Das Schmelzsystem ist hier der niederungarische Eintränkprozess, der folgende Arbeiten umfasst:

1) das Rohschmelzen,
2) die Anreicharbeit,
3) die Frischarbeit nebst Repetition,
4) das Lechexcindiren,
5) das Niederschlagschmelzen,
6) die Nacharbeiten, als Saigern, Kienstöcke-, Herd-, Glätte-Durchstechen und endlich
7) das Treiben.

Der gegenwärtige Kremnitzer Prozess ist jedoch wesentlich vereinfacht und besteht nur aus folgenden Arbeiten:

1) das Concentrationsschmelzen ist

a. das Rohschmelzen,

b. das Anreichschmelzen;

2) die Verbleiungsarbeit nimmt zugleich die Frischerze mit auf und ebenso die Bleigefälle. Sie ist die Arm- und Reichverbleiungsarbeit; —

3) der doppelte Kupferauflösungsprozess,

a. das Kupferauflösen,

b. das Kupferauflösungslechschmelzen;

4) die Nacharbeiten, namentlich das Treiben.

Dieses sind die Umrisse des ganzen gegenwärtigen Prozesses, der bei der Concentrationsarbeit in Hochöfen, später in Krummöfen stattfindet. — Die Röstung der Schliche und Erze geschieht in grossen Haufen von 6—10,000 Centnern im Freien, die Leche werden in Röststadeln wie in Neusohl verröstet.

Die ganze Hüttenanlage ist, des Rauches wegen, ziemlich weit von der Stadt entfernt, und so zweckmässig wie möglich eingerichtet, wofür sich die Hütten-Verwaltung wesentliche Verdienste gesammelt hat. —

Ebenso, ich möchte sagen, noch besser ist die Münze eingerichtet, deren Scheidegaden namentlich wahrhaft prächtig sich ausnimmt. — Die Münzarbeiten sind dieselben wie überall, die Prägung selbst aber geschieht gewöhnlich durch Schwengelprägmaschinen und nur in besondern Fällen mittelst vorräthiger englischer Schnellprägmaschinen. — Wer sonst Lust hat, kann sich selbst einige Zwanziger prägen und diese für andere ältere Zwanziger eintauschen, so auch Dukaten, doch muss immer Gold gegen Gold und Silber gegen Silber eingetauscht werden. —

Für Männer von Fach ist Kremnitz ein sehr belehrender und unterhaltender Ort, in dem man gern einige Tage verweilt; will man jedoch jeden Theil des berg- und hüttenmännischen Betriebes tiefer kennen lernen, namentlich die Gruben befahren, so braucht man wenigstens eine Woche. — Man ist jedoch hier zum Glück inmitten des bergmännischen Distrikts und was man in einem Orte versäumt, lässt sich leicht in einem andern nachholen, wobei doch immer Schemnitz mit seinen tiefen wissenschaftlichen Fonds der anziehendste Punkt bleibt. —

Nach Schemnitz also war es auch, wohin uns diesmal

unsere Füsse trugen, da zum Besuch des Hlinikerthales, zu einer geognostischen Exkursion Wägen die schlechtangebrachtesten Luxusartikel sind. — Dafür spazierte das alte vertraute Ränzel wieder auf den Rücken, der Knotenstock in die Hand und wir zum Thore hinaus, bewaffnet mit Schlägel und Eisen.

In angenehmer Gegend liegt Kremnitz gerade nicht, die umstehenden Berge sind bei ihrer grossen Höhe ganz kahl und geben so einen sehr todten wüsten Anblick, besonders da ihr steriler Boden keinen Anbau erlaubt, und man sich mit dem Wiesenwachsthum begnügt. — Die Bewohner dieser Gegend sind in der Stadt selbst von Alters her eingewanderte Deutsche, ebenso in einigen Dörfern der Umgebung, die die Dienste im Hüttenwerk und in der Münze verrichten, während die Bergleute Slawen sind. — Der *Jargon* der deutschen Bewohner ist rein unverständlich und die Erklärungen der Hüttenarbeiter in ihrem Dialekte gehen für einen Norddeutschen ganz verloren. —

Etwa ein kleines Stündchen hinter Kremnitz werden die Umgebungen freundlicher, die kahlen Berge bilden dann nur den Rahmen, schliessen imposant den Hintergrund, während das Thal, so wie die angrenzenden Berge sich bewalden und die mäanderförmigen Krümmungen des Flüsschens an ihren Ufern eine üppige Vegetation tragen. — Man durchschreitet mehrere Dörfer und verlässt endlich bei Kremnitzka das Thal, das weiterhin in die Gran mündet. — Hier fängt bereits der vulkanische Charakter der Gebirge an aufzutreten, und so wie der kleine Berg oberhalb Kremnitzka überstiegen ist, trifft man bei der Kapelle vor dem Orte „heilige Kreuz“ die erste Basaltanhäufung, die theils in verworrenen Säulenbildungen, die ganz verschiedene Richtung haben, theils in massiger Form sich dem Auge zeigt und das Interesse des Beobachters fesselt. — Man glaubt es deutlich zu sehen, wie die Basaltgruppe von unten emporgehoben wurde und selbst die scheinbaren Uebereinanderlagerungen sind in regelmässige Säulen zerklüftet, die obwohl sie innig zusammenhängen, deutlich darthun, dass die heisse plastische Masse bei dem Erstarren sich zusammenzog und die Crystallisation im höhern oder niedern Grade eintrat.

Oben auf dieser Felsenpartie befindet sich eine Kapelle, von der sich eine entzückende Aussicht darbietet.

Der steile Felsenabhang mit seinen vortretenden Säulenköpfen trägt eine Anzahl alter schöner Eichen, die in ihrem erquickenden Schatten die liebliche Fernsicht in aller Ruhe geniessen lassen. — Am Fusse des Steins läuft die lebhafte Landstrasse vorüber und zwar in dem saftig grünen Wiesengrunde, den die Krümmungen der Gran begränzen. Das Südufer der Gran ist hier hoch und steil, eine bewaldete Hügelkette, aus der hier und da einzelne barokke Felspartien hervortreten. — Auf einer dieser senkrecht abgeschnittenen Massen hängen gleich Vogelnestern die Ruinen der ausgedehnten Burg Sachsenstein, die gerade hinreichend verfallen ist, um den melancholischen Charakter einer Ruine dem Landschaftsbilde aufzudrücken, aber auch noch hinreichend erhalten, um deutlich die einstige Pracht und Grösse zu erkennen. — Aus den Fensternischen, von den Thurmzinnen hängen lange Schlingpflanzen hinunter und die hinterliegenden Berge werfen ihre dunklen Schatten über diese verfallene Pracht. —

Verlässt man die Basaltgruppe, so thut der Naturfreund wohl daran, nicht der staubigen Landstrasse zu folgen, sondern den ziemlich steilen Berg zu erklettern und oben den Waldgürtel zu durchdringen, um auf der nackten und kahlen Südseite hinauszukommen. — Dort tritt aus dem Thonporphyr des Berges deutlich in langen Schichtungen in einer Art von erdigem Trachyt der Opal und Chalcedon hervor, man findet hier traubigen schönen Hyalith, Hornstein und die vulkanische Gebirgsbildung, mit ihren empyrodoxen Quarzen, erhebt sich und überlagert den Diorit, der uns hier verlässt, damit von nun an stundenlang die interessantesten Zeugen vulkanischer Thätigkeit uns in Anspruch nehmen und fesseln. —

Doch man kennt ja aus Beudant's geognostischer Reise diese Formen, die einen der merkwürdigsten Punkte der ungarischen Gebirgsgliederung bilden und die wohl verdienten, neuerdings wieder von den Herren der Wissenschaft, von einem Buch, besucht zu werden, da unzweifelhaft das gründliche Studium dieses Theils des Granthales und des Hlinikerthales, bis hinauf in die Grünstein-, Serpentin- und Porphyrgebirge von Schemnitz, welche so ganz homogen mit den erzreichen Bergen des Plateaus von Anahuac sind, — noch viele höchst

nützliche wissenschaftliche Details an das Tageslicht fördern würde. —

Der Ort „heilige Kreuz,“ ein Bischofssitz, wie schon sein Name darthut, ist auf dieser Tour ein sehr angenehmer und schätzenswerther Ruhepunkt. — Ein recht gutes Gasthaus, besser, wie man es in dieser Gegend vermuthen sollte, nimmt den Reisenden auf und es ist hier am zweckmässigsten, bei seinen erforschenden Wanderungen den Stationsort zu nehmen, da sonst bis zum Bade „Glashütten“ kein gutes Unterkommen ist und „Heilige Kreuz“ gewiss im Mittelpunkte liegt und der Aufenthalt wenigstens halb so billig als im Badeorte ist. — Die Gran, an der das freundliche Oertchen liegt, hat hier eine bedeutendere Breite, nachdem sie kurz vorher bei dem Durchbruch des Gebirgszuges eingeengt war, nunmehr aber sich, da die Berge immer mehr und mehr zurücktreten, erweitert und ihr stürmischer jugendlicher Lauf sich mässigt und beruhigt. —

Durch eine breite lange Holzbrücke tritt man hier auf das jenseitige Ufer und folgt dem Wege, der in gutem Stande erhalten, das Fortkommen nicht erschwert, bis zum Fuss der Gebirgsreihe, die nunmehr beinahe überall als Trachyt sich bis zur Einmündung des Hlinikerthales fortzieht. Der nähere Weg nach Glashütten geht von hier aus aufwärts, indem er das Gebirge übersetzt, während unser Weg sich noch ein paar Stunden weiter thalabwärts zieht, wobei die oft bizarren Felsbildungen, die Geschiebe der wilden Gebirgsbäche, mit ihren Trümmern von Bimsstein, Sphärolith, Pechstein, Obsidian etc. etc., die reiche beinahe südliche Flora genug Stoff zur Unterhaltung geben.

Der Einmündungspunkt des Hlinikerthales in das Granthal macht sich schon von weitem bemerkbar. — Kahle senkrechte Felsenwände von Trachyt, auf denen einzelne Riesenblöcke in der Schwebe sich befinden, ein ähnlicher Block am Fusse mit der kleinern Grundfläche auf einen Hügel balancirend, — zu den Füssen eine Mühle, — bilden den linken Vordergrund. Die rechte Thalwand ist ein, mit Gerölle wild überstürztes Gehänge, — alles ein Bild des schrecklichsten Aufruhrs der Elemente, — hier tobten Wasser und Feuer, — was das Feuer gebildet hatte, riss das Wasser auseinander, — ein solches

Chaos erschreckt hier den Wanderer, der aus der milden, angenehmen Umgebung des Granthales hineintritt. — Die aufeinandergethürmten Obsidian-, Pechstein- und Bimssteinmassen durchsetzen in grossen Strecken scheinbar den Trachyt, der Perlstein bildet ganze Felsenwände, jedoch sind die Uebergänge einer Steinart in die andre so verschmolzen, dass es unmöglich ist den Scheidepunkt zu erkennen und die Obsidiane und Pechsteine verschwinden so in einander, dass man nur bei dem Nebeneinanderlegen einer Stufenreihe den Unterschied verdeutlicht sieht. — Der reine weisse, stark poröse Bimsstein ist am seltensten, er findet sich am öftesten als Decke, als wäre er über den halberstarrten Glasfluss der Pechsteinmassen ausgegossen und sei so schaumartig überlagert. —

Mit dem ersten halben Stündchen Weges verliert sich der wilde Charakter. — Schöne und alte Buchen- und Eichenwaldungen verbergen die Felsformen, der Charakter des Gebirges wird abgerundeter, das Trachytgetrümmer verschwindet, zuerst ein Bachufer, dann immer höher zieht sich der Kalkstein hinauf, bis er endlich in bläulichgrauer und grauweisser Farbe Kuppen bildet und sich in Wänden ausschneidet. Somit hört das vulkanische Chaos auf, die leichten Tonwellen aus dem nahen Badeorte, wo die Zigeunerbande den Badegästen in *dulci jubilo* das Mittagsmahl erheitert, klingen an unser Ohr, sie zeigen uns die Heimathstätte der Quellnymphen an, die wunderbare Wiedergeburtstätte der Gesundheit, die dem Kalk entfliessenden Brunnen von Glashütten. —

Hinter uns also die vulkanische Werkstätte, vor uns ganz neu aufgelagerter Kalktuff, beides jedoch junge Bildungen, über welche hinaus wir wieder in das plutonische Gebiet des Schemnitzer Diorits, Serpentin etc. hinaufsteigen. Bad Glashütten ist ganz gemüthlich. Gute *Table d'hôte*, halb gute Bedienung, schlechte Quartiere, — viele Gäste, wenig Unterhaltung, gemeinschaftliche Bäder, abgesperrter Kastengeist. —

Die Einrichtung des Bades Glashütten oder Skléno ist ganz so, wie die der übrigen in Niederungarn, man unterscheidet hier ebenfalls eine Klasse Menschen, die gesund werden will, also Patienten, und eine andere, die sich unterhalten will und sollte es die Gesundheit kosten. — Das grosse Gasthaus kann

keine Fremden aufnehmen, diese wohnen in den Badegebäuden selbst, welche alle mehr und minder feucht, dunkel, stinkend und ungesund sind, mehr einem russischen Arrestlokal, als einer gemüthlichen und bequemen Krankenwohnung gleich sehen. — Das schönste Badelokal, — das erste, wenn man die Allée von Schemnitz herkommt, — gehört der Kammer zu und ist zum Besten der Bergleute erbaut, es ist das freundlichste und schönste Lokal, — wie alle sein sollten, — doch leider nicht sind. — Die Badehäuser enthalten, es sind deren 5, einen oder mehrere Wasserspiegel, in welchen in heissem Dunste und warmem Wasser eingehüllt, die gemischte Gesellschaft der Gesunden und Kranken sitzt, die Unterhaltung oft recht belebt und guten Muthes ist; durch Röhren strömt immer frisches Wasser hinein, und durch eine entgegengesetzte das gebrauchte hinaus, so dass das Bassin immer an 4 Schuh hoch gefüllt ist. — Auf dem Boden setzt sich Eisenoxydhydrat ab, der alle Nacht, wenn man das Wasser abschlägt, ausgeputzt wird, weil sich sonst bald eine dicke Kruste über die innern Wände des Spiegels ausbreiten würde. —

Einzelne Wannenbäder sind in den Kammern ebenfalls zu erhalten, doch weiss ich nicht, ob Jemand schon davon Gebrauch gemacht hat, — es ist einmal Sitte gemeinschaftlich zu baden und Gewohnheit ist, wie man weiss, das halbe Leben. — Von den sämmtlichen heissen Bädern ist ein eigenes Schröpfbad das Originellste. — Dort kommen alle Sonntage und Feiertage die Bauern aus weiter Gegend hin, setzen sich entkleidet, begleitet von ihren Angehörigen, ins Wasser und wenn sie recht eingebrüht sind, kriechen sie hinaus, setzen sich ringsum auf Bänke und lassen sich nach Herzenslust schröpfen. Die Bader und Chirurgen laufen von Einem zum Andern, — den Schröpfkopf und das brennende Licht in der Hand, die blutigen Hände, Gesichter, nackten Arme und Schürzen, die Garnirung Einzelner mit einem Dutzend Blutigeln, eines Andern mit einer Mandel messingener Schröpfköpfe, dazwischen überall nichts als Blut in allen möglichen Aggregatszuständen auf Bänken, Fussboden und Wänden, — endlich die Abwaschung desselben im gemeinschaftlichen Becken, — — es ist ein Bild, um dem Bad Glashütten alle Freudigkeit zu benehmen, eklig, widerlich, zum Unwohlwerden.

Darum also aus dem halben Hundert Kranken des Bades hinaus in Gottes grosse freie Natur, hinaus in die Anlagen um die Heilstätten der leidenden Menschheit. — Mit vielem Geschick ist man der ohnehin schönen Gegend zu Hilfe gekommen, indem man bequeme Wege und Ruhepunkte anlegte, um den ganzen Reiz übersichtlicher zu geniessen. — Längs dem Bache, dem wir bereits vom Granthale aus gefolgt sind, ziehen sich parkähnliche Anlagen hinunter, mit schattigen Plätzen gegen den heissen Strahl der Mittagssonne, mit Salon und Büffet für den kühlen Abend und die frostige Nacht zur Erwärmung bei Musik und Tanz. — So ist für den Leib gesorgt, aber auch die Seele bekommt ihr Theil. —

Auf einem durch Kalktuff gebildeten Hügel steht die freundliche Kirche, mit ihren bimmelnden Glöcklein die feierliche Sonntagsstille ernst mahnend, unterbrechend; — verworrene Gänge in den porösen Stein gehauen führen hinauf in das Gotteshaus, welches die Aeste alter ehrwürdiger Bäume liebend unter ihren Fittig und Schirm genommen haben. —

Die Bildung des Kalktuffs geht noch immer vorwärts, mit jedem Tage setzen die Quellen neue Schichten ab und vergrössern die Erdoberfläche durch das, was sie aus dem Bauch der Erde hinaufgeführt haben. — Dieser Tropfstein hat so auch kleine Höhlen gebildet, von denen Eine, das sogenannte Schwitzbad oder Schwitzloch, die Stelle des besten russischen Bades vertritt und zu diesem Zwecke auch, namentlich von der ärmern Volksklasse benutzt wird. —

Ein andrer lieblicher Ruhe- und Aussichtspunkt, wie von der Umgebung der Kirche aus, ist derselben gegenüber auf einem mässigen, ins Thal vorspringenden Hügel, den man mit einem Schirmdach zum Schutz gegen die Unbill der Witterung und einigen Bänken und Stühlen versehen hat. — Von hier aus hat man das Bad unter sich, sieht das abfliessende Wasser der Bäder dampfen und dunsten, sieht den Weg nach Kremnitz, wie nach Schemnitz, welchen letztern wir nunmehr auch verfolgen werden. —

Er führt uns binnen zwei starken Stunden immerwährend bergauf in dieses ungarische Athen oder in $2\frac{1}{2}$ Stunden, erst bergauf, dann aber bergab in den Badeort Eisenbach, Vichny

auf slawisch. — Diese Bäder gehören zur königlichen Bergstadt Schemnitz, liegen in einem nassen dunkeln Thale, in einer absolut höhern, also auch kältern Lage als Glashütten. —

Hier findet man 3 verschiedene Bäder, von denen Eins dieselbe Bestimmung wie das Schröpfbad in Glashütten hat, und auch eben solchen abschreckenden und hässlichen Anblick gewährt. — Der Gebrauch der Wannenbäder ist hier bekannter und die heisse Quelle oberhalb des Hauses versorgt alle Badekammern. Die Temperatur des Wassers ist 32 Grad. —

Obgleich das Wasser, wie es an die Oberfläche tritt, ganz klar und durchsichtig ist, so liegt es doch in seiner Natur, dass, sobald die Atmosphäre darauf einzuwirken anfängt und ein Theil Kohlenstoff frei wird, sich die gelbe Farbe bildet, die sich auch als solcher Niederschlag überall absetzt und natürlich die Wäsche gelb macht. — Aus diesem Grunde ist auch eine regelmässige Reinigung der Badespiegel nöthig, die des Nachts geschieht. — Zur Genesung der Kranken trägt auch wohl viel das herrliche Trinkwasser bei, welches in den freundlichen Gartenanlagen fruchttragender Bäume eiskalt und gänzlich rein, nur reichlich mit Kohlensäure geschwängert, und je heisser der Tag ist, desto kühler quillt. — Angenehme, abwechselnde Aussichten in die Tiefe des Thales hinab nach dem, zum Bade gehörigen Dorfe, von wo die Landstrasse binnen 3 Stunden in die grosse königliche Silberhütte Csarnovitz und Markt gleichen Namens führt und bergauf zu den Höhen um Schemnitz, die alle im dunkeln Waldschmucke prangen, bieten sich von den Sitzplätzen in diesen Anlagen dar, was unstreitig den Vorzug vor dem Aufenthalt in den unheimlich finstern und feuchten Zimmern hat. —

Der Weg von Eisenbach nach Schemnitz ist so steil, dass er, trotz der schönen Umgebung, kein grosses Vergnügen gewährt und namentlich bei schlechtem und anhaltendem Regenwetter anstatt in 2, kaum in 4 Stunden nach jener Stadt führt. —

Kommt man von Glashütten, so sieht man Schemnitz nicht eher, da es ganz in ein tiefes Thal hineingeschoben ist, und an den Seitenwänden des Gebirges mit seinen Häusern, wie die Schwalbennester an dem Sims einer Kirche, hängt, — bis man durch das Thor fährt und nun plötzlich sich in einer

Stadt befindet, die durch die Zerstreutheit der äussern Häuserreihen, durch das gebrochene Terrain grösser zu sein scheint, als sie wirklich ist.

Diese Stadt hat einen ganz eigenen mittelaltrigen Anstrich, die isolirten Thore mit ihren Zinnen und spitzen Thürmchen, oben der Erker des Thorwarts, eines Stadtheiducken in Husarenuniform, der bei Tage das Auslugen seinem Weibe überträgt, — die hohen Giebelhäuser — angelehnt an den Berg, so dass man aus ihrem 2ten oder 3ten Stock in den Garten spaziert, — die spitzwinkligen Dächer mit massiven halbrunden altersgrauen Dachsteinen, — die vielen Erker in diesen Häusern mit den kleinen bleiumsäumten Fenstern, — endlich aber das „Neuschlössel,“ oder die „Jungfernburg“ und das „alte Schloss,“ ein wüster Steinhaufe, mit Gefängnisszellen und fest verschlossenen Thoren, — alles dieses in krummen Gassen zusammengehäuft, im bunten Durcheinander von der hohen Bergspitze bis ins tiefe Thal ausgestreut, — bietet das erste Bild, den ersten Eindruck von Schemnitz, dieser uralten deutschen Bergstadt. —

Treffen wir vollends in regnigter Jahreszeit ein, so stürzen sich die Gebirgsbäche mitten durch die Stadt über das Pflaster der Strassen, es werden dann kleine Brücken improvisirt und die eckige Stadt wird eine dreckige Stadt, — aber doch nie so wie die Städte der Ebene, da die Wasserfluthen im Falle des Bedürfnisses von der wohlweisen Strassenpolizei so dirigirt werden, dass sie Alles rein abwischen und das Pflaster so sauber wie möglich aussieht. Namentlich gebraucht man diese Vorsorge im Frühjahr, dann müssen Sträflinge das Eis und den Schnee aufhauen und auflockern, worauf das Wasser die Mühe übernimmt, die Reinigung zu vollenden. — Oft darf man solche Operationen nicht unternehmen, am wenigsten aber im Sommer, denn das Wasser ist hier ein theures Kapital, hier hat kein wohlthätiger Primas, wie in Kremnitz, meilenweit die nöthigen Aufschlagewasser hergeführt, sondern dieses muss in stehenden Teichen von den Schleusen des Himmels aufgefangen und sorgfältig aufbewahrt werden, da sonst die Grubenmaschinen, die Pochwerke und Schlemmheerde im trockenen Sommer stehen bleiben müssten, weshalb auch nur dann die Stadt sich solcher wohlthätigen Abwaschung erfreut, wenn anhaltender Regen den

bei dem rothen Berg gelegenen Teich überfüllt und die überfliessenden Gewässer sich in das Thal hinabstürzen.

Millionen hat die Erbauung aller dieser Teiche gekostet, von denen der Biberstollner Teich der grösste und schönste in seiner Anlage und Ausführung ist, so dass man ihn als Muster bei jedem ähnlichen Bau aufstellen mag. Rings um die Stadt in allen Grubenrevieren finden wir solche Bauten, die theilweise auch durch künstlich angelegte Rinnen das Wasser von den Bergabhängen sammeln und in das gemeinschaftliche Becken führen, wodurch die Landschaft von einem hohen Punkte gesehen ein ganz eigenthümliches Bild giebt, da wohl niemand vermuthet in den hohen Punkten des Gebirges ein solches reiches Wassernetz vorzufinden.

Durch eine Art Schleuse, — Mönch — wird der Ausfluss des Wassers regulirt und nur gerade der nothwendigste Bedarf abgelassen, kurz eine genaue Haushaltung geführt, da man, besonders in trocknen Jahren, ohnehin an Wassermangel laborirt, und namentlich die Privatgewerkschaften mit ihren kleinen Teichen, wie z. B. der in Düllen, am Ende eines dürren Sommers ganz oder theilweise den Pochwerksbetrieb einstellen müssen. —

Es würde ein irriger Begriff sein, wenn man aus dem Worte Teich das Ausgraben desselben ableiten würde, dies geschieht nur im geringen Grade, um höchstens so viel Erde zu bekommen, wie man zum Damm braucht, denn dieser eigentlich bildet den Teich, indem er die abschüssige Thalsohle versperrt, sich von einem Abhange zum entgegengesetzten hinüber ziehend.

Der uralte Schemnitzer Bergbau steht unter dem in derselben Stadt residirenden Oberst-Kammergrafen, einer ebenso alten Würde. — Es sind hier wesentlich 3 Klassen der Gesellschaft zu unterscheiden, die Beamtenklasse mit dem akademischen Personal, — die arbeitende Häuerklasse (Bergleute) und die von beiden lebende Bürgerklasse, die auf Handel und Industrie angewiesen ist, da der sterile und hochgelegene Schemnitzer Grund und Boden kaum Erdäpfel, d. h. obenein noch sehr schlechte hervorzubringen im Stande ist und die Bedürfnisse der Stadt aus der tiefern Thalgegend hinaufgeschafft werden. — Die Kanz-

leien des Kammergrafenamtes befinden sich im sogenannten Kammerhof, einem alten langen Gebäude, und ihnen sind die Berg-Verwaltungsbehörden von ganz Niederungarn untergeordnet, so wie hingegen wieder die Berggerichte dem in Schemnitz residirenden Districtual-Berggerichte.

Zu dem Distrikte der Oberst-Kammergrafenamts-Verwaltung gehören die sieben freien königlichen Bergstädte Schemnitz, Kremnitz, Neusohl, Königsberg, Libethen, Pukancz und Düllen.

Der Schemnitzer Bergbau findet nicht nur in der Stadt gleiches Namens und dem Rayon derselben, sondern auch in den dazu gehörigen Vorstädten Winschacht, Steplitzhof u. s. w. Statt und zwar vorzüglich in der ersteren, in der besonders neuerdings die reichsten und ergiebigsten Anbrüche gewesen sind. Wohl selten wird es der Fremde unterlassen, die ihm hier so günstig gebotene Gelegenheit zu benutzen und einen der interessantesten Grubenbaue zu befahren, besonders da der hierzu vorzugsweise bestimmte Bacherstollen mit Eisenbahn und bespannten Karren versehen ist, auf welchen er in aller möglichen Bequemlichkeit in den Bauch der Erde hineinkutschiren kann. Nach vorhergegangner Meldung bei der Grubenverwaltung erhält man einen jungen Praktikanten zum Begleiter, der dem Fremden genauere Auskunft über alles Nöthige ertheilt und ihn so weit führt, als er es selbst wünscht und seine Kräfte erlauben, indem er zu gleicher Zeit zuvorkommend für das nothwendige Bergmannscostüm sorgt, so dass selbst Damen, wie wir es aus dem Buche der Miss Pardoe sehen, ohne Gefahr die Gruben befahren können.

Man begiebt sich Vormittags dann an die Mündung des Bacher-Stollens, besieht vorher die Einrichtung der Eisenbahnen und des grossartigen Haldensturzes mit seinem langen Viaduct, man beobachtet, wie die Erze mittelst der Eisenbahn zu Tage gefördert und dort vom tauben Gestein geschieden werden, wie der Bleiglanz unter schweren Handstempeln zerstampft, kurz, wie die letzten Arbeiten des Bergmannes betrieben werden, worauf man mit dem Grubenlichte versehen, sich in einen der sogenannten Eisenbahn- oder Riesenhunde setzt und bis zum Füllorte derselben fährt. Unterweges hat man Gelegenheit, die

Schichtungen des Gesteins, die grossartige Arbeit des Stollens zu bewundern und man verlässt den Hund, um sich zu der sogenannten Bremse zu begeben, die eine Vorrichtung ist, die Thätigkeit eines unterirdischen ungeheuern Wasserrades zu hemmen.

Es wird eine Thür geöffnet, deren viele im Bergwerke zur Verhinderung des starken Luftzuges angebracht sind, sie fällt hinter uns mit einem donnernden Geräusch zu und durch die weiten Strecken tönt lange das Echo nach. Wir steigen einige in Stein gehauene Stufen aufwärts und folgen dem dumpfen Brausen des Wassers, welches sich von einer bedeutenden Höhe auf das Triebrad stürzt, dessen Bestimmung es ist, die in den untern Läufen gewonnenen Erze zum Niveau des Bacher-Stollens und der Eisenbahn emporzuheben und das, sowie der aus Büffelhaut gefertigte und mit Erz angefüllte Sack emporgestiegen ist, gehemmt oder gebremst wird, indem man mächtige Balken gegen das Wasserrad drückt. Ist der Sack entleert, so wird der Zufluss des Wassers regulirt, und da das Rad ein Kehrrad ist, so bewegt es sich jetzt in entgegengesetzter Richtung und lässt hiedurch das leere Förderungsgefäss in die Teufe.

Nachdem man sich diese Thätigkeit angesehen und mit Bewunderung erfüllt worden ist, wie es im Stande war, eine solche riesige Holzmasse durch die engen Schachte und Läufe in den grossen ausgehauenen Raum stückweise hineinzubringen, verlässt man das unterirdische Reich und tritt durch den Erbstollen wieder in die Oberwelt zurück. Dies ist die gewöhnliche Tour, welche Damen und schwächliche Herren zu machen pflegen, der Muthige hingegen hat sich durch die bisherigen geringen Hindernisse nicht abschrecken lassen, sondern steigt in jene Tiefe hinab auf schwindelnden Fahrten, von wo er das Erz hinauffördern soll.

Zur Entwässerung der tiefsten Grubenbauten des Schemnitzer Distriktes hat man nach und nach verschiedne Erbstollen angelegt, von denen natürlich der Neuste der Tiefste und von dem Granthale aus bis in das Schemnitzer Revier getrieben worden ist, wo er bereits mit mehreren Grubenbauten in Verbindung steht und sie entwässert hat. Ueber diesem Josephi-Erbstollen befindet sich der höhere Francisci-Erbstollen, mit-

telst dessen eine beinahe allgemeine Verbindung Statt findet, indem er 72 Klafter höher als der letztere läuft. Auf diese Art ist es möglich, dass man, wenn die Arbeiten der Bergleute vor Ort, ihr Bohren und Schiessen, die Förderung mit dem Hund, das Einfüllen an den Schachtfenstern geschehen ist, unter Maximiliani- und Andrei-Schacht gelangen kann, um dort das Meisterwerk der Mechanik, die Wassersäulenmaschine in ihrer Thätigkeit zu bewundern, und um in denselben Schachten den Gebrauch der gegenwärtig beinahe schon allgemein eingeführten Drahtseile zu besehen. Fährt man in Andrei-Schacht, von der Sohle des Josephi-Erbstollens, der den hochgelegnen Ober-Biberstollnerbau am Spitaler Hauptgang noch nicht unterteuft hat, bis zu dem Francisci-Erbstollen, so kann man durch diesen unterirdisch in das Revier des Steplitzhofer wie Winschachter Grubenbaues, ja selbst bis an die Mündung des Erbstollens in das Granthal gelangen. Jedenfalls ist die Tour vom Bacherstollen zum Maximiliani-Schacht hier bis auf den Josephi-Erbstollen und mittelst dieses in den Andrei- oder Neu-Schacht, und von dort zu Tage, wenn auch gleich höchst anstrengend, so doch auch belohnend und durchaus nöthig, um sich einige klare Begriffe über die Gesteins-Verhältnisse machen zu können.

Zum Glück hat die Grubenverwaltung dafür gesorgt, dass alle Theile des Baues, namentlich die Fahrten so in Stand gehalten sind, dass von einer Gefahr keine Rede sein kann und, sollte auch selbst das Grubenlicht verlöschen, so wird sich unser Führer sehr bald herausfinden und uns das nöthige Licht verschaffen. Die Tagfahrt mittelst eines Fördergefässes oder des sogenannten Knechtes, einer ledernen Vorrichtung zum Hineinsetzen, ist aus Vorsicht verboten und nur den Grubenvorstehern, Schichtmeister genannt, erlaubt, da ein plötzliches Reissen des Seils sich nicht vorausberechnen lässt und durch diese Einrichtung die Behörde den Vorwurf der Fahrlässigkeit von sich abwälzt. So anstrengend allerdings die Tagfahrt auf den hölzernen Leitern, Fahrten genannt, sein mag, so ist sie dafür desto gefahrloser, da, wenn selbst eine Sprosse brechen sollte, dieses nichts zu sagen hat, indem der Körper immer zugleich auf den vier Punkten der Füsse und Hände ruht.

Ermüdet, erhitzt, hoch aufathmend erreicht man die Oberwelt, wo jedoch neben jedem Schachte durch die Anlage einer Restauration für die Erquickung des Leibes gesorgt ist und wo man überall seinen peinigenden Durst durch ein gutes Glas Bier oder Wein zu den billigsten Preisen zu löschen vermag, auch schnell ein Imbiss zubereitet wird, bei welchem man leicht die überstandenen Strapazen vergisst.

Hat man sich nicht gescheut, seine unterirdische Wanderung etwas weiter auszudehnen und in Winschacht durch Ferdinandi- oder Caroli-Schacht zu Tage zu fahren, so hat man die Befriedigung, dort nicht nur dieses freundliche Vorstädtchen kennen zu lernen, sondern auch gleich die Anfertigung der Drahtseile und die weitere Aufbereitung der geförderten Erze bei der Hand zu haben, von denen namentlich Ersteres für den Mechaniker, Letzteres aber für jeden Naturforscher und Bergmann von wichtigem Interesse ist.

Die Drahtseilfabrikation ist in Schemnitz bereits seit dem Jahre 1836 ins Leben getreten und hat sich so vortheilhaft bewährt, dass sie überall, wo nicht die Cementwässer das Eisen zerstören, in der österreichischen Monarchie eingeführt ist, sobald die alten Hanfseile unbrauchbar werden. Indem man durch eine einfache, hölzerne Maschine, je nachdem die Stärke des Seiles sein soll, zwei oder drei Drähte zu einer Litze zusammengedreht hat, werden drei solcher Litzen wieder zu dem Drahtseil zusammengedreht, wobei die ganze Arbeit aus freier Hand geschieht und es nur nöthig ist, darauf zu achten, dass mit der zunehmenden Stärke der Litzen und der Seile die Biegung derselben sich im Verhältnisse vermindert und somit, während man den einzelnen Draht auf eine kleine Trommel von circa zwei Fuss Durchmesser aufwindet, von welcher er sich beim Drehen selbst ablöst, — kommt das Seil gleich auf einen Korb oder wird in so grosse Schläge wie möglich gelegt. Wird das Drahtseil nicht durch Cementwässer zerfressen, so kann es nur durch den Bruch unbrauchbar werden, der entweder im Schachte durch Zusammendrehen der beiden neben einander auf- und niederlaufenden Fördergefässe oder durch Hängenbleiben an den Wandruthen, durch unvorsichtige Biegung beim Schachtfenster oder

Füllort oder endlich beim Ablaufen über die Leitrollen oder den Korb erfolgt.

Die Aufbereitung der Erze geschieht, nachdem, wie wir bereits beim Bacherstollen sahen, die erste Handscheidung das reiche, schmelzwürdige Erz von weniger edlem getrennt hat, in Pochwerken, in welchen letztere zu Mehl gestampft und auf Stoss- oder Schlemmheerden von dem unhältigen oder tauben Gestein abgesondert werden. Will man diese Vorrichtung, wobei namentlich die Gewinnung des Waschgoldes durch den Sichertrog und durch die Goldmühlen, welche das edle Metall mittelst Quecksilbers auffangen, sehen, so rathe ich dem Fremden, dem Pochwerksinspektor seine Aufwartung zu machen, welcher als ein höchst zuvorkommender, freundlicher Herr dem Fremden, so viel es seine Zeit erlaubt, als Mentor dient.

Das schönste Pochwerk mit seiner wahrhaft grossartigen Einrichtung befindet sich in Ilia hinter dem Dorfe Antal, wohin man am Besten thut, von Schemnitz aus sich fahren zu lassen. Hat man dieses Eine gesehen, so weiss man, da es im umfassendsten Maassstabe angelegt ist, auch zugleich die Verrichtung aller übrigen. Bei derselben Gelegenheit besichtigt man die in der Nähe befindlichen Bleihütten, die theils dem Könige, theils Privatgewerken gehören, und während die letzteren unter aller Critik sind, findet man in den ersteren grade das Gegentheil.

Der ganze Schemnitzer Bergbau, der nahe an 900 Jahre betrieben wird, zog seine Hauptausbeute aus dem Spitaler Hauptgang, ausser welchem diesem Reviere noch mehrere andre Gänge, viele kleine Klüfte und Lager angehören. Gegenwärtig sind die edlen, obern Mittel sämmtlich verhauen und man ist genöthigt worden, in grössre Teufen vorzudringen und das vom alten Mann als minderhältig stehen Gelassne den Pochwerken zu übergeben. Nur höchst selten finden sich gegenwärtig noch gediegne Gold- und Silberschaustufen, wohl aber hier und da einzelne Klüfte und Schnüre reichen Erzes, so wie namentlich die Michaëler Gewerkschaft in der letzten Zeit bedeutende Ausbeute gezogen hat. — Das gegenwärtig gewonnene Gold wird aus den tieferen Strecken des Bacherstollner Baues, fein eingesprengt in der Gangmasse, hier Jaspis genannt, gewonnen, das Silber hingegen entweder im silberhältigen Bleiglanz

oder als Röschgewächs, Weichgewächs und Rothgültig-Erz, von denen jedoch die beiden letzteren mehr als Seltenheit gelten müssen und sich nur bisweilen in Winschacht vorfinden. Es würde hier zu weit führen, alle jene Baue namentlich anzuführen und zu beschreiben, und es liegt nicht in der Richtung dieses Werkes, nur dem bergmännischen Publikum verständlich sein zu wollen, sondern es sollen diese Bemerkungen dem fremden Reisenden mehr als Anleitung dienen, auf welche Art er am leichtesten und zweckmässigsten zur Befriedigung seiner Wissbegierde beim Besuch dieser interessanten Bergschacht gelangen kann, in der es niemals an Bereitwilligkeit mangelt, das Interessante der Stadt wie der Umgebung dem Fremden zu zeigen und zu erklären, da ausser dem gebildeten, zahlreichen Beamtenkörper Schemnitz, wie bekannt, der Sitz der Bergakademie ist, deren rein wissenschaftliche Richtung dafür bürgt, dass es dem Fremden nicht an wissenschaftlichen Erklärungen und Zurechtweisungen fehlen kann.

Die Bergakademie, von Maria Theresia, der grossen Kaiserin, gestiftet, steht unter der unmittelbaren Inspection des Oberst-Kammergrafen und ist von der Regierung so reich wie vielleicht keine andre Akademie der Welt ausgestattet. Während überall bei ähnlichen Instituten die Aufnahme mit bedeutenden Kosten verbunden, namentlich das Anhören der Collegien für arme Menschen kaum zu erschwingen ist, giebt der hiesige Akademiker keinen Pfennig, ja vielmehr, es existirt eine so grosse Anzahl von Stipendien, dass der dritte Theil des akademischen Besuchs auch noch umsonst lebt. Die Regierung zahlt sämmtlichen Professoren, bestreitet alle Unkosten, bietet dem Studirenden in Bibliotheken, Museen und Cabinetten auf der Bahn des Wissens freundlich und umsonst die Hand, ja noch mehr! sie sorgt auch umsonst für seine praktische Ausbildung und, was ihr die tiefste Verehrung jedes Freundes der Wissenschaft, der ganzen Welt erwerben muss, es wird diese gediegene Hülfe nicht nur den Einheimischen, sondern auch den Ausländern gewährt, und sei der Akademiker aus Wien oder aus Kamtschatka, so darf er eben so kostenfrei hier studiren und sich, worin Schemnitz alle übrigen Bergakademieen überragt, auch mit dem günstigsten Erfolge in den praktischen Arbeiten herumtummeln.

Die Schemnitzer Bergakademie ist ein Geschenk der grossen Kaiserin nicht nur für ihr Land, sondern für die ganze Welt, es ist Ungarns erster wissenschaftlicher Glanzpunkt und eben deshalb kann hier nicht die Rede davon sein, die Collegien in ungarischer Sprache vorzutragen, sondern, da die Akademie nicht nur Ungarn, sondern der ganzen österreichischen Monarchie angehört, in der allgemeinern und mehr wissenschaftlichen, deutschen Sprache. Mit der Bergakademie ist ein Forstinstitut verbunden und beide haben das erste Jahr des akademischen Laufes in den vorbereitenden Wissenschaften, der Mathematik, Mechanik und Physik gemeinschaftlich; während im zweiten Jahrgange die Forsteleven nunmehr die Studien ihres Faches beenden und im dritten Jahre ihres Aufenthaltes an der Akademie die praktischen Verwendungen durchmachen, wird auf der Bergakademie im zweiten Lehrjahre Chemie, allgemeine Forstwissenschaft, Hüttenkunde und Mineralogie vorgetragen, somit also der Hüttenmann gebildet, im dritten Jahre aber das eigentlich bergmännische Studium durch Geognosie, Markscheidekunde, Bergbaukunst, Maschinenlehre, Bergrecht und Buchhaltungslehre oder Doppie beendet. Das vierte Jahr des Bergmannes ist zu seinen praktischen Arbeiten bestimmt, die in der Erlernung der Häuerarbeit, der Aufbereitung der Erze, der Kunstverwendung, d. h. bei dem mechanischen Fache, in der Arbeit im Probirgaden und in dem Atelier des Markscheiders bestehen. Dies sind diejenigen Arbeiten, die unmittelbar in Schemnitz und seiner Umgebung erlernt werden und die den Herbst, Winter und das Frühjahr über dauern, worauf mit dem beginnenden Sommer die praktische Hüttenverwendung bei der Bleihütte in Schemnitz, bei der Silberhütte in Kremnitz und Neusohl, bei der Kupferhütte in Tajova, und endlich bei dem Eisenhüttenwerke in Rhonitz das Ende der akademischen Laufbahn des Schemnitzer Studirenden bilden, und wobei die Thätigkeit und der Fleiss in jedem Fache durch strenge Examina unter dem Vorsitze der ersten Behörde bewiesen werden müssen, dem dann erst das Absolutorium als Lohn für so viel Arbeit folgt.

Wer das Vorige zu beurtheilen versteht, die Schwierigkeiten dieses Studiums und der praktischen Aneignung kennt, wird gewiss überzeugt sein, dass das Leben eines Schemnitzer Prak-

tikanten kein *dolce far niente* ist und man sieht so erst recht ein, welche Opfer der Staat der Ausbildung des jungen Mannes bringt.

Die Professoren, von denen Delius, Wehrle, von Handstadt etc. etc. europäischen Ruf besitzen, sind theils Bergräthe, theils bis zur Ernennung als solche provisorisch angestellt, und zwar leitet das Forstinstitut der Bergrath und akademische Referent Feistmantel, der durch seine wissenschaftlichen Werke sich bereits einen achtbaren litterarischen Ruf erworben hat. Zu seiner Unterstützung ist ihm ein Adjunct derselben Wissenschaft beigegeben. Ein höchst hervorragendes Talent und wohl unbestreitbar der Koryphaeus des akademischen Lehrerpersonals ist der Professor der Bergwissenschaften, Landerer, ein geborner Schweizer und leider durch seine gegenwärtige Stellung als Verwalter des ausgedehnten Winschachter Grubenreviers zu sehr in den Pflichten seiner Professur beschränkt, so dass es der dringendste Wunsch der Akademie ist, dieses eminente Talent nicht in seiner Wirksamkeit auf dem Lehrstuhl durch anderweitige Beschäftigungen zu behindern, sondern ihn ganz dem Catheder zu überlassen. Es ist von der ausgezeichneten Verwaltung des österreichisch-montanistischen Körpers zu erwarten, dass diesem so vielseitig angeregten Wunsche entsprochen werden wird, und die Akademie wieder einen zweiten Delius erhält, der der Gründer ihres Weltrufes war. An der Spitze der hüttenmännischen Vorlesungen steht der Professor Dr. Bachmann, der nur für seine Wissenschaft lebt und sich seit seiner provisorischen Dienstbekleidung unbestreitbare Verdienste erworben hat, unbeschadet kleiner Spannungen, die sein originelles Benehmen in seiner Umgebung hervorrief. Die Professur der Doppie ist durch einen verdienten Veteranen seines Fachs und königlichen Bergrath besetzt. Die vorbereitenden mathematischen und physischen Studien so wie der Unterricht im Plan-, Bau- und Maschinenzeichnen sind theils durch provisorische Professuren besetzt, so wie auch die Mineralogie und Geognosie, theils durch einen Zeichenmeister bedienstet. Die praktischen Verwendungen des Akademikers werden nach gesetzlich vorgeschriebnen Normen von dem werk- und hüttenmännischen Personal geleitet und grade dieser letzte Zweig der akademischen

Bildung ist der am besten bebaute Boden. Zur Forthülfe in den Studien dient die reiche akademische Bibliothek, die mineralogischen und geognostischen Sammlungen, die hinter denen von Paris, Freiburg und Petersburg zurückstehen, — ferner eine Collection der Krystallkörper nebst dazu gehörigen Zeichnungen und endlich ausser dem physikalischen Cabinet, der Modellsammlung, der hüttenmännischen Produkten-Collection, ein ausgezeichnetes Laboratorium unter der Leitung des Professor Dr. Bachmann und seines Adjuncten, in welchem der Akademiker so kostenfrei wie überall, Einheimischer eben so wie Ausländer, das Glück hat, die kostspieligsten Versuche abführen zu können. Die hochherzige wissenschaftliche Tendenz der Regierung verdient hier abermals die grösste Anerkennung, da wohl jeder meiner Leser aus seinen Studienjahren weiss, wie kostbar auf deutschen Universitäten Laboratorienarbeiten zu stehen kommen und wie mangelhaft in dieser Beziehung für den geldarmen, aber geistreichen Studenten gesorgt ist.

Es ist traurig, dass in dieser Beziehung die österreichische Regierung einzig da steht, und mag auch die akademische Einrichtung diesen oder jenen Fehler haben, sie verschwinden, wenn man diese Vorzüge und die Generosität der ganzen Stiftung betrachtet. —

Während das ganze ungarische Schulwesen, selbst die Pesther Universität mehr oder minder pedantisch sind, die Studenten, worunter man übrigens in Ungarn jeden sechsjährigen Schuljungen versteht, knabenhaft behandeln und die Freiheit eines akademischen Körpers im höchsten Grade einschränken, so dass 23jährige Mediciner der Pesther Universität wie 8jährige Abcschützen und preussische Soldaten *par ordre de Mufti* in die Kirche gehen müssen, in gewissen Terminen zur Ablesung der Ohrenbeichtzettel angewiesen sind, — — — hat die Schemnitzer Bergakademie, so väterlich von der Regierung behandelt, den freien Sinn des deutschen Universitätslebens aufrecht zu erhalten gewusst, es ist die einzige Lehranstalt des Staates, in der man von einem akademischen Körper in Bezug auf Studenten nach deutschem Begriff reden kann, das einzige Institut, bei dem sich ein *esprit du corps* beständig gezeigt hat und welches durch inniges Zusammenhalten im Stande war, den

Maassregeln zur Vernichtung der akademischen Freiheit die Spitze zu bieten. Wenn man freilich einen solchen Unsinn liest, einen solchen Weibertritztratsch, wie ihn Miss Pardoe ihrem Publikum zum Besten giebt, so möchte man allerdings das akademische Leben in Schemnitz von einem ganz falschen Gesichtspunkte aus ansehen, man möchte glauben, dass es dort eine Art Studentenaristokratie gebe, während alle übrigen mit den Manieren eines Kutschers und nichts thuend als Tabak rauchend von den Wohlthaten ihrer Torystischen Collegen lebten. Vielleicht hat sich irgend ein verunglücktes italiänisches Gräflein den Spass gemacht, dem guten Blaustrumpf diese, wie mehrere andre Thorheiten aufzubinden und ihm jenen Schwall von Unsinn zu erzählen, den der gutmüthige Blaustrumpf mit aller jener Gutmüthigkeit glaubte und niederschrieb, als wenn man einem Csikós die Fortschritte der Astronomie erklären wollte, die mit Hülfe der Hausenblase, der Löwenpommade und der Laubischen Bernsteinhexe errungen sind.

Trotz dem Wuste der Gelehrsamkeit, den man in Schemnitz wie überall mit in den Kauf bekommt, trotz Collegien und Repetitionen ist der Schemnitzer Akademiker ein kreuzfideler Kerl, so tüchtig beim Glase wie bei der Vorlesung, so tüchtig in der Kneipe wie im Examen. Für gewöhnlich trägt er die schwarz-parchentne grobe Bergmannskleidung mit dem unvermeidlichen Anhängsel, dem Hinterleder. Für Galla-Tage und besondre festliche Gelegenheiten ist eine elegante und geschmackvolle Uniform von schwarzem Tuch, grünem Kragen und Aufschlägen mit Silberstickerei, grüner Schachtmütze, Säbel und kleinem Hinterleder gebräuchlich, während das Corps der Forstakademiker grüne Fracks und Federhüte trägt. Am schönsten zeigt sich das ganze bergmännische Leben bei der Frohnleichnamsprozession, dem Namenstage des Kaisers und bei der Ankunft irgend eines erlauchten Kopfes, wobei die ganze Knappschaft mit Musik ausrückt, ihre Fahne vom Berggericht abholt, dem Kammergrafen die Honneurs macht und sich sodann in die Kirche begiebt, später aber, d. h. am Frohnleichnamstage, der Prozession beiwohnt. Viel ergreifender und von tiefrer Bedeutung ist jedoch der althergebrachte, heilige Gebrauch, die Krankheit oder den erfolgten Tod eines akademischen Bruders als

ein dem ganzen Corps zukommendes Leid zu betrachten. Dieser edle Zug hat schon oft die Thränen der trauernden Angehörigen trocknen helfen und oft sind in den fernsten Provinzen des Reichs Gebete für das Wohlsein der jungen Akademiker gen Himmel gestiegen. So wie ein Akademiker krank wird, zeigt einer seiner Freunde den Vorfall allen Uebrigen in dem gewöhnlichen Versammlungslokale, einem Kaffeehause, an und man beruft schriftlich eine öffentliche Zusammenkunft, in der Krankenpfleger für Tag und Nacht ernannt werden und, wenn Unkosten entstehen sollten, so sind durch freiwillige Unterschriften binnen wenigen Minuten oft schon Hunderte von Gulden zur Disposition gestellt worden. Diese Zeichen der Bruderliebe, die so ganz dem freien Universitätsgeiste entsprossen, sind keine vorübergehende Wallungen, sondern werden mit ausdauernder Beharrlichkeit bis zur Genesung oder dem Tode des Kameraden sichtbar sein. Ist ein Akademiker gestorben, so begräbt ihn die Akademie, ohne dass den Eltern oder Verwandten die geringsten Unkosten erwachsen und zwar nicht etwa so dürftig, wie man sonst arme Teufel einzuscharren pflegt, sondern mit aller Pracht, wie sie sich nur einer der Grossen der Erde wünschen kann. Nach vorhergegangnen Versammlungen und freiwilligen Geldunterzeichnungen kommt am Tage des Begräbnisses des Abends die ganze akademische Jugend vor dem Kaffeehause zusammen, Jedermann im schwarzen Bergmannskleide, auf dem Haupte die grüne Schachtmütze, mit Reisig geschmückt und in der Hand das brennende Grubenlicht, während die Führer der einzelnen Unterabtheilungen, die Sängerkapelle, die Sarg- und die Fackelträger in Galla mit weissen Scherpen erscheinen. Stillschweigend begiebt man sich zum Todtenhause und, nachdem der Leiche die kirchlichen Ehren erwiesen sind, nachdem der Sängerchor die feierlichen und tief ergreifenden Grabgesänge angestimmt hat, wird der Sarg erhoben und das uniformirte Musikchor, das seine traurigen Grabeshymnen spielt, an der Spitze, begiebt sich der Zug, der 3—400 Akademiker stark ist, in der glänzenden Beleuchtung der Fackeln und Grubenlichter, Sectionenweise marschirend, auf den Friedhof.

Nachdem dort der Sarg niedergesetzt ist und der Geistliche seine Rede gehalten hat, stimmt das akademische Corps den

letzten Grabgesang an und diese feierlich schwellenden Töne aus 400 jungen, kräftigen Kehlen unter dem stillen Nachthimmel, dabei der weite Kreis der kleinen, flimmernden Grubenlichter mit dem Glanzpunkte der Fackeln, in deren Mitte der Sarg in die Gruft herniedersteigt, und dazwischen die einzelnen Verspausen, binnen welchen man das dumpfe Herniederrollen der Erdschollen auf den Sarg hört, — — alles dies ist so der Leichenfeierlichkeit angemessen, so tief und schmerzhaft erschütternd, dass ich meinen Thränen freien Lauf liess und von Hochachtung für solche akademische Bruderliebe durchdrungen wurde.

Wohl haben hier und da reiche Eltern der Akademie die Unkosten zurückerstatten wollen, die Krankenpflege und Begräbniss herbeigeführt hatten, doch stets wies sie in schönem Stolze das schnöde Geld zurück und liess sich nie die Ehre nehmen, aus ihren eignen Mitteln den dahingeschiednen Bruder dem Schooss der Erde zu überantworten.

Ein heitrer Gebrauch ist es, den jungen ankommenden akademischen Bürger den sogenannten Fuchsensprung machen zu lassen. Alle alten bemoosten Häupter, und was sich sonst zu den alten Häusern zu rechnen die Ehre hat, versammelt sich auf dem Neuschacht, einer antidiluvianischen Bierkneipe eines wunderbaren, ich möchte sagen, fossilen Charakters; so versteinert, so schicksalsmahnend steht der hölzerne Riesenbau dieses heiligen Biertempels mit seinen plumpen eichenen, unabsehbaren Tafeln, schwarz verräucherten Wänden und kolossalem Ofen da, — wohin nun die jungen Brandfüchslein geführt werden. Sind letztere versammelt und ist der Bierkrug eines Jeden gefüllt, so durchrauscht der feierliche Bewillkommnungsgesang die weiten, halb dunkeln Räume. Ist das Lied seinem Ende nahe, so halten zwei jener bemoosten Häupter ein altes Bergmannsleder, das schon so manchen Kampf mit den Gnomen der Tiefe bestand, und die Schaar der jungen Füchslein muss mit gewandtem Sprunge, nach dem Takte der Musik, mehrmals hinübersetzen. Nun erst sind sie regelrecht aufgenommen und haben das Recht erlangt, die spätern Ankömmlinge auf eben solche Art zum Fuchsensprunge anzuhalten. Dass hinterher etwas stark poculirt wird, kann sich Jeder, der einst Student war, wohl sehr gut denken, und wer würde sich wundern, dass unter viertehalb-

hundert Akademikern auch wohl einige sind, die das Biertrinken zur Hauptsache und die Collegien zur Nebensache machen. Geht es doch nirgends besser und es wäre wahrlich unrecht, wegen eines Paars räudiger Schaafe die ganze Heerde verdammen zu wollen, glücklicherweise hat auch die einsichtige Regierung die Excesse einzelner, jugendlich ausgelassner Leute nicht durch die Verletzung der akademischen Freiheiten beschränkt, da sie wohl einsieht, dass die achtungswerthe Stellung und der europäische Ruf der Akademie aufhören müsste, sobald man nicht mehr an den *esprit du corps* der erwachsnen jungen Männer appellirt, sondern sie durch die Zuchtruthe gleich einer Schaar kindischer Schulbuben zu einer knabenhaften Lehranstalt herabwürdigt.

Die reizenden Umgebungen von Schemnitz, von denen wir bereits die Bäder von Glashütten und Eisenbach kennen lernten, geben den Bewohnern dieser Stadt hinreichende Gelegenheit, sich zu zerstreuen, während im Winter ein mittelmässiges Provinzialtheater mit einer Herz und Geldbeutel erobernden *Prima Donna* und andern, den gefühlvollen jungen Leuten, mehr aber noch ihrem Geldbeutel gefährlich werdenden Liebhabern zur Unterhaltung beiträgt. An Concerten und Bällen fehlt es eben so wenig, und da namentlich der Studirende seine Zeit sehr genau eintheilen muss, so verfliegt diese in Schemnitz ausserordentlich schnell, und Jeder, der dort einst längre Zeit lebte, denkt gewiss mit grosser Freude an das Bergstädtlein, seine steilen und krummen Strassen, seinen Häuserchaos und seine heitre Gesellschaft zurück. Während also die eine der von uns genannten Classen der Gesellschaft so lebt, ist der Bergmann, der gemeine Häuer, wie er hier genannt wird, rastlos in der dunklen Teufe der Erde beschäftigt; um für sich und die Seinen das nothdürftige Brot zu verdienen, setzt er sich täglich den grössten Gefahren aus.

So lange der Bergmann in den königlichen Gruben arbeitet, erfreut er sich einiger Begünstigungen, die um so mehr wachsen, je längre Zeit er dem Könige gedient hat, so dass er nach funfzehnjähriger Dienstzeit bereits pensionsfähig wird und mit der längern Dauer seiner Dienste auch der Unterhalt, den er aus dem Pensionsfond bezieht, sich vergrössert und er zum wenigsten den Trost hat, auf seine alten Tage einer sorgenfreien

Zukunft entgegensehen zu können. Die Kinder des Bergknappen fangen, nachdem sie umsonst einigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhalten haben, circa mit dem 12ten oder 13ten Lebensjahre ihre Arbeit als Scheidejungen oder Pochwerksbuben an; so lange wie die Kräfte des Burschen nicht vollkommen ausgebildet und sein Körper ausgewachsen ist, nimmt die Verwaltung ihn aus edlen, menschlichen Gründen nicht zur schweren Grubenarbeit an, sondern beschäftigt ihn wo möglich immer in der frischen Luft über Tage und nur ausnahmsweise dann schon späterhin bei der Säuber- und Füllarbeit, bis er endlich zum Hundestosser avancirt. Diese erste Epoche seiner unterirdischen Thätigkeit wird genau überwacht, da bisweilen sich Beispiele ereignen, dass die Bergkrankheit bei einzelnen Individuen zum Ausbruch kommt.

Die Bergkrankheit äussert sich durch eine ausserordentliche Erschlaffung, Bleichwerden, Unterbrechung der Thätigkeit der Organe und Schlafsucht in der Grube, dabei Widerwillen gegen die frische Luft und ausserordentlichen Abscheu gegen jede Arbeit auf der Oberfläche. Der Kranke scheint sich mit grosser Vorliebe in den dumpfen und schwadenhältigen sauerstoffarmen, aber kohlenstoffreichen Gegenden des Baues aufzuhalten, nimmt sichtbar schnell ab, bleicht und kränkelt in Folge der zerstörten organischen Thätigkeit so lange fort, bis endlich seine Kräfte schwinden und er einem Schatten ähnlich, dem Tode anheim fällt. Die Behandlung eines solchen Kranken ist folgende: Man verbietet ihm die Grubenanfahrt und hält ihn sogar mit Gewalt davon ab, seinem innern Triebe zu folgen und die dumpfen Baue aufzusuchen, zwingt ihn hingegen zu anstrengender, rastloser Thätigkeit in der frischen Luft, stärkt ihn durch bessre Speisen und Wein, sucht seine finstre Melancholie zu zerstreuen und giebt ihm so die frühere Gesundheit zurück. Jedoch ist ein solcher Mensch nicht zum Bergmann geschaffen und thut am Besten, nie mehr zu dieser Beschäftigung zurückzukehren, sondern in der frischen Luft sein Brot zu suchen.

Die königliche Knappschaft bildet ein eignes Corps, das nach den verschiedenen Gruben, in welchen es arbeitet, abgetheilt ist. Ihre unmittelbaren Vorgesetzten sind der Kratzenfüller und der Hutmann, von denen der erstere das Werkzeug und

die Grubengeräthschaften überwacht, so wie Grubenmauerung, Grubenzimmerung und Kunst beaufsichtigt. Unter ihm arbeiten direkt die Zimmerhäuer und Kunstwächter. Der Hutmann beaufsichtigt den Abbau und die Förderung des Erzes, den Streckenbau, die Schachtabteufung und Erzscheidung über Tage, demgemäss also den eigentlichen Bergbau im engern Sinne des Worts. Die Oberleitung der Grube hat der Schichtmeister, ein absolvirter und examinirter königlicher Beamter und das ganze Revier steht unter dem Verwalter, der seinerseits dem Oberverwalter des Bergwerksdistrikts untergeordnet ist.

Um halb vier Uhr des Morgens früh tönt die Klopf. Es ist dies nach alter, hergebrachter Sitte ein der Länge nach durchbohrtes, trocknes Brett, welches frei hängend, mit einem Hammer nach bestimmtem Takte geschlagen, in der Stille der Nacht so laut tönt, dass man es gleich einer Glocke hört und aus dem Schlaf gestört wird. Die Hauptklopf, welche sich in einem uralten Thürmlein, dessen untere Räume zugleich die akademischen Carcer abgeben, — in Schemnitz befindet, giebt das erste Zeichen an, worauf sämmtliche übrigen, die neben den Grubengebäuden zerstreut auf dem Gebirge sind, antworten, und um vier Uhr sind die Knappen zur Einfahrt in der sogenannten Anstandsstube versammelt. Es wird ein lautes Gebet abgehalten, einige Lieder aus dem Gesangbuche gesungen und, nachdem das nöthige Oel in die Grubenlichter vertheilt ist, fährt jeder vor Ort in die Teufe.

Singen steht in der Grube Jedem frei, jedoch das Pfeifen ist dem Gnomen nicht Recht und bringt Gefahr, eben so Schimpfen und Gotteslästern. Wonach sich jeder richte! Mittags um zwölf Uhr ist die achtstündige Schicht des Bergmanns beendet, er fördert sein gewonnenes Erz durch den Treibschacht zu Tage oder, hat er taube Berge verhauen, so werden diese während der Schicht durch den Hundestosser auf den Füllort gebracht und ausgetrieben. Zu Tag angekommen, revidirt der Häuer sein Erz und bringt es in den Scheidekram. Er verlässt jetzt die Grube und begiebt sich nach Hause, wenn er in der Nähe wohnt, um sein Mittagsmahl einzunehmen. Nachmittags scheidet er sein Erz und legt sich früh schlafen. So ist sein tägliches Leben. Alle vierzehn Tage ist Geding-Abnahme und Lohn, und ein ordent-

licher Bergmann verdient sich binnen dieser Zeit 6 bis 10 Thlr. Die Behandlung ist mild und etwanige Excesse werden berggerichtlich durch Arrest, Geldbusse und Stockstreiche geahndet, gefährliche Betrügereien als z. B. Versetzung des Bergeisens, durch Cassation und Ausstossung aus der Knappschaft bestraft. Die Verwaltung wacht darüber, dass Gefahren so viel wie möglich vermieden werden und, wenn diese sich wirklich ereignen, so sind sie nur der Nachlässigkeit des Häuers oder des Hutmanns zuzuschreiben. Bei körperlicher Verletzung im Dienste wird der Kranke gratis verpflegt und bei Todesfällen ehrenvoll bestattet, seinen Hinterbliebnen aber durch die Bruderlade, so wie von Seiten des Aerars, unter die Arme gegriffen. Die Bruderlade ist eine Einrichtung, die den Zweck hat, nicht nur dem Bergmanne durch Geld zur Hülfe zu kommen, sondern ihn auch durch angelegte Fruchtvorräthe gegen Theurung zu schützen, weshalb auch jeder Bergmann beisteuern muss. Während so der königliche Häuer eine gesicherte und ziemlich glückliche und befriedigende Existenz bei seiner gefährlichen und mühevollen Arbeit hat, durch den fleissigen Besuch der Hutmannsschule aber auch zum Avancement berechtigt ist, befindet sich der andre Bergmann, der bei Privatgewerkschaften arbeitet, nicht immer in so gesicherter Lage. Dort, wo ein grosses königliches Grubenrevier ist, sucht jeder Häuer in die königliche Knappschaft aufgenommen zu werden, und es bleiben den Gewerken, wenn sie dem Bergmanne keine ähnliche, gesicherte Stellung bieten, nur die unfähigeren oder weggejagten königlichen Arbeiter übrig. Diesem suchen einige Gewerkschaften dadurch zu begegnen, dass sie, besonders bei reichen Anbrüchen, einen einstweilen höhern Lohn zahlen, Andre wieder helfen dem Uebel gründlicher ab, indem sie den vom Aerar aufgestellten Normen ebenfalls folgen. Somit ist in den königlichen Revieren in Folge der Concurrenz dem Bergmann ein glücklicheres Loos geboten, doch giebt es auch dort, wenn ein Bau in stärkeren Angriff genommen wird, Hülfsarbeiter, und es gilt immer als eine gewisse Belohnung oder als Versorgung für die Kinder eines verdienten alten Bergmanns, wenn sie in die königliche Knappschaft aufgenommen werden.

In jenen Gegenden, wo Privatbergbau getrieben wird, ist der Bergmann mehr oder minder ein Sclave seines Brotherrn,

und es langt die Macht seines Schutzherrn, des Berggerichts, nicht weit genug, um ihn gegen Bedrückungen zu schützen. Dort bedarf es durchgreifender Reformen, der Häuer wird von seiner oft armseligen Gewerkschaft in Licht, Pulver, Geldvorschüssen und sogenanntem Provisorat, d. h. Lebensmitteln, häufig betrogen, die Bücher zu seinem Nachtheil geführt, er wird beim Geding übervortheilt und unter dem Befehl eines unverständigen Vorgesetzten den grössten Gefahren ausgesetzt. Deshalb sind Unglücksfälle bei Privatgewerkschaften viel häufiger, die Bergleute mehr dem Trunk ergeben, der Abbau oft ein Raubbau und, — was das Aergste von Allem ist, — der altersschwache Bergmann, die Wittwe und Kinder des Verunglückten werden Bettler. Daher kommen oft jene erschütternden Scenen der Armuth, jene rohen Excesse, jene grassirende Fuselpest in den Bergstädten der Privatleute, von denen ich keine nennen will, da schon oben genug Fingerzeige gegeben sind.

Noch ärger ist es, wenn der Grundherr Gewerk und sein Unterthan Häuer ist, denn dann bedarf es nur der Unredlichkeit des erstern, um den letztern in eine noch ärgere Lage, als die des Bauern, zu versetzen. Dass aber dagegen die Berggerichte nicht hinreichend sind, weiss das ganze Land, es weiss Jeder, der sich darum zu bekümmern Lust und Gelegenheit hatte, dass Bergmeister doppelt so viel Accidenzien sich machen als sie Gehalt haben, und ein Actuair des Berggerichts, der 400 Gulden Gehalt hat, überwirft sich nie wegen eines lumpigen Häuers oder eines armen Mitgewerken mit der viel vermögenden Herrschaft. Darum dringt man in Ungarn mit Recht allgemein auf die Umarbeitung des höchst mangelhaften und oberflächlichen Maximilianischen Codex, der zur Zeit Maximilians ein Meisterstück war, zu unsrer Zeit ein Stümperwerk ist und den Districtual-Berggerichten wie den Berggerichts-Substitutionen freien Spielraum zu ungerechten Willkührlichkeiten und eine stets offne Hinterthür der Bestechlichkeit auflässt, von der Gebrauch zu machen allein von dem Grade der Ehrenhaftigkeit des Gerichts abhängt. Der gegenwärtige Landtag hat es zu seinem Geschäfte gemacht, diesem Uebel abzuhelfen und jeder Bergmann, namentlich der arme, ruft ihm von Grund seiner Seele ein tief gefühltes, durch so manche Ungerechtigkeit bitter ausgepresstes: „Glück auf“ zu. —

Achtes Capitel.

Die Zips und die Tatra und ihre Alpenwirthschaft. Wegweiser für Reisende im Hochgebirge. Die Hilfsmittel der Reisenden. Der Kampf mit den Elementen.

Unser Wagen hatte sich in Bewegung gesetzt, unser Kutscher schwang die Peitsche, das ganze Gebäude, in welchem wir uns befanden, schien Convulsionen zu bekommen, und mühselig arbeiteten wir uns bergauf, um das letzte Gebirge zu übersteigen, welches uns noch von der Zips trennte. Die dunklen Tannenwälder nahmen immer an Dichtigkeit zu und bildeten zuletzt ein undurchdringliches Chaos, ein Meer voll von grünen Wipfeln, über die der Wind rauschend dahin fuhr. Obgleich der Weg in ziemlich mittelmässigem Zustande war, auch selbst die späte Nachmittagssonne freundlich lächelte, so wollte doch kein fröhlicher Humor die Oberhand gewinnen, indem das langweilige Einerlei der Tannenwälder uns ermüdete und einschläferte.

Nach stundenlangem Fahren schien sich endlich der Weg nicht mehr aufwärts zu ziehen, sondern sich leise herabzusenken, so dass wir vermuthen durften, bald die ganze Tatra, den Hauptstock der Carpathen, in ihrer riesigen, imposanten Grösse vor uns zu sehen, ein Verlangen, welches wir schon den ganzen Tag erfüllt zu sehen hofften, und woran uns bis jetzt noch immer die faden, monotonen Wälder verhindert hatten.

Endlich zertheilten sich die grünen Laubkronen und vor uns breitete sich auf den Ebenen, den schönsten Hintergrund derselben bildend, die majestätische, violettfarbige Gebirgskette aus, von ihrem Fusse bis zu ihrem Scheitel durch alle Nüancirungen dieser Farbe gehend, — den Fuss im schwarzen Walde, das Haupt im weissen, schimmernden Schnee.

Selten wird sich ein Gebirge so überraschend in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen wie die Carpathen, eine Folge der flachen Gegend zu ihren Füssen, aus der sie plötzlich zu einer schwindelnden Höhe, rauh, zerrissen emporstreben. Die eigenthümliche Gestaltung des Scheitels in den barokkesten Formen, der bei jedem Schritte sich anders zeigt und von jedem verschiedenen Standpunkte auch ganz verändert erscheint, giebt diesem Gebirge einen eigenthümlichen Typus, wie man ihn wohl nur bei wenigen Hochgebirgen vorfindet.

Die Zips, in die wir jetzt hinabrollten, ist eine Hochebene mit einigen wellenförmigen Unterbrechungen, ein fruchtbares Land, welches sich grade in dem schönsten Schmucke, in dem goldnen Gewande des Herbstes befand. Kein Berg, kein Wald, kein Fels verhinderte die weite Aussicht, nur wohlhabende Städte und Dörfer erhoben sich aus der weiten Ebene, die sich südwärts der Carpathen und zwischen der Liptauer und Saroser Gespannschaft befindet.

Doch die Sonne verschwand, die Dämmerung wurde immer dunkler und wir waren froh, als ein bischöfliches Dorf vor uns lag. Endlich war die ärmliche Kneipe erreicht, die höchst ungastlich aussah. Da gab es weder Zimmer noch Betten noch Essen. Wir waren wieder in das 14te Jahrhundert mit aller seiner Unbequemlichkeit zurückversetzt.

Ein schmutziger, ungekämmter Judenbengel mit rothen, struppigen Haaren, die noch schmutzigeren Finger saugend im Munde, in halb verfaulten Lumpen emballirt, lagerte sich, mit einem räudigen Köter sich balgend, auf der Thürschwelle und machte uns den Eingang streitig, den Eingang in ein dunkles Loch, aus welchem mephitischer Dampf uns entgegenquoll, der so betäubend auf unsre Nerven einwirkte, dass wir beinahe ohnmächtig zurücktaumelten. Nachdem Muth gefasst war, begann ich aufs neue die Attake, hatte jedoch kaum einen Fuss in den Hausflur gesetzt, als eine Schaar von Hühnern lebendig wurde und schreiend theils über meinem Haupte zur Thür hinausflog, theils mit ihren Flügeln mein Gesicht peitschte. Heldenmüthig drang ich jedoch vorwärts, indem ich ein Stossgebet an den Sanctus Blücher, den Marschall Vorwärts richtete, arbeitete mich glücklich über den schlammichten und glatten Boden des

Vorhauses fort, fand endlich nach langem Tappen und vielen Stössen die Thür des Gastzimmers, deren Mechanismus jedoch so eingerichtet war, dass es mir schlechterdings unmöglich wurde, sie zu öffnen.

Erst Einer meiner Begleiter, der mehr nationelle Lokalkenntniss verrieth, fand einen Bindfaden, der ziemlich klebrig aus einer Ritze niederhing. Dieser wurde gezogen und so öffnete sich das verhängnissvolle Portal, unser heutiges Nachtquartier war glücklich erreicht.

Aber Alles ist dunkel, — ich laufe gegen eine Ofenbank und das Blöken einiger Kälber belehrt mich, dass ich mehrere Schlaf-Collegen in ihrer Ruhe gestört habe. — Mein glücklicherer Freund erreicht endlich, nachdem ein fusstiefes Loch des lehmichten Zimmerbodens ihn zum Fallen gebracht hatte, eine kleine Thür, die sich seinem Sturze unfreiwillig und polternd öffnet und aus der ein Lichtglanz uns entgegenschimmert. Der Gastwirth, ein Jude, erhebt die Kerze und tritt uns entgegen.

Doch nun erst zur Personalbeschreibung mit Walter Scottscher Genauigkeit.

Man denke sich eine untersetzte, etwas verkrüppelte Figur mit den stark vortretenden Marken der Kinder Israels, die kleinen, grauen Augen halb erstaunt aufgerissen und auf der haarlosen Stelle der Augenbraunen den Anfang eines Schmutzstreifens, der sich in progressiver Vergrösserung über das ganze Gesicht ausdehnte. Der haarlose Mund ist theils durch einen halbräudigen, rothen Schnurrbart beschattet, auf dem sich die *beaux restes* der letzten Mahlzeit unter dem ewigen Blasen und murrenden Summen der verschnupften Nase wiegen. Die rothblonden Haare des dicken, unförmlichen Kopfes sind so sparsam wie Waizen auf einem steinichten Acker, dabei verräth die mannichfache, streifige Nüancirung ihrer Farbe, dass sie nicht selten zum Wischtuch für die unsaubern Hände gebraucht würden.

Die halb nackten, knochendürren Arme mit den spiessigen Fingern stehen am besten im Einklange mit den magern, kurz gespaltenen Beinen, die in ein Paar kurzen, schrecklich zerrissenen und beschmutzten Hosen stecken. — Eine altersschwache

Weste deckt nur theilweise das Hemde, eine wahre Oriflamme und Feldzeichen der *Cloaca maxima* Roms.

Während ein eben so unreinliches Kind, eben so missgestaltet und bis auf das Hemde ganz nackt, nach der matten Flamme der graugelblichen Talgkerze hascht, verständigen wir uns mit dem Wirthe und erfahren in möglichst längster Zeit, dass nichts zu Hause sei als Branntwein, Wein und Brot.

Hiermit stehen wir aufs neue im Dunkeln, da unser Wirth sich wieder entfernt hat, um eine andre Kerze zu holen, welche er in einem demolirten, eisernen Leuchter auf einen klafterlangen, plumpen Tisch stellt. — Da der schreckliche Dunst uns Allen schon die grössten Kopfschmerzen erzeugt hatte, so finde ich es für nöthig, das Fenster zu öffnen; leider ist dieses aber zugenagelt und die Ursache, warum die Abenddämmerung nicht in das Zimmer hineindringen kann, liegt darin, dass die zerschlagenen Fenster mit alten, nassen, faulen Lumpen zugestopft sind. — Diese reisse ich heraus, zerschlage, nachdem ich vorher den Preis abgehandelt habe, noch die letzten Scheiben in der Nähe des Tisches, um so wenigstens einen frischen Luftzug zu erzeugen.

Leider hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt und ein kalter Gebirgswind machte es unmöglich, vor dem Hause zu bleiben. Der geübtere Kutscher hatte seine Pferde schon längst in einen immensen Gaststall einquartiert und sie aus unserm Vorrathe reichlich mit Futter versehen. —

Uns ging es schlechter. Durch unsre Ansprüche misslaunig gemacht, kostete es viel Mühe, ehe der Wirth sich dazu bequemte, den wackelnden Tisch ein wenig von dem gröbsten Unrathe zu reinigen, ein reines Glas zu bringen, und als endlich eine Flasche mit Wein und eine mit Wasser kam, so starrten diese so voller Schmutz, dass man sie zurückgeben musste, besonders da der Inhalt ebenfalls ungeniessbar blieb, indem im Wasser ein naturhistorisches Cabinet, alle denkbaren Infusorien auf das gelungenste zusammengestellt schienen. Glücklicherweise half unser eigener Wein, und da das Brot, ausser etwas Sand und seiner Grobheit, noch ziemlich anging, so war unser Nachtmahl bald vollendet und die Anstalten zum Schlafen wurden getroffen.

Hierüber waren indessen beinahe zwei Stunden vergangen und die Scene hatte sich sehr verändert.

Während man für uns auf der Erde, die, beiläufig gesagt, nur ein schlammichter Lehmboden war, — ein mageres Heubündel ausbreitete, und während wir uns der Röcke entledigten, um diese als Kopfpolster zusammenzurollen, liess ich meine Augen in dem halbdunkeln Zimmer umherschweifen, um die anwesenden Gäste genau in Augenschein zu nehmen. — Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als ich ausser 3 Hunden und 4 Kälbern 19 Personen männlichen, schmutzigen Geschlechts und halb betrunkner Profession gewahrte! — Ueberdem gackerte eine Henne hinter dem Ofen und durch die vielen unfreiwilligen Luftlöcher des Zimmers blies ein scharfer, schneidender Zugwind. Mit allem möglichen Heroismus suchte ich endlich gleich meinen Gefährten das Lager auf, welches uns wegen seiner geringen Breite mehr zum Aufeinander- als zum Nebeneinanderliegen zwang. Nachdem ich nun eine Stunde dem Treiben der immer mehr im Fuselrausch fortschreitenden Gäste zugehört hatte, fing ich aus übergrosser Ermattung an, allmählich in einen sanften Schlummer zu verfallen, — aber wie bitter ward ich getäuscht! — Die schrecklichsten Träume peinigten mich, eine Bergeslast wälzte sich auf meine Brust, und als ich mich endlich, mühsam erwachend, von den Bildern des Traumes losrang, fand ich die Ursache in einem der räudigen Hunde, die meine Wärme angelockt haben mochte, und der sein Lager auf und neben mir genommen hatte. Zugleich fing es überall an, mich zu zwicken und zu peinigen, der Hund hatte mir natürlich einen Theil seiner leichtfüssigen Besatzung überlassen, und um solchen Annehmlichkeiten für den andern Theil der Nacht zu entgehen, blieb mir nichts übrig, als auf einer Bank ein neues Ruhelager zu suchen.

Aber im Zimmer ist Alles stockfinster! — Ich taste umher, erfasse hier ein fremdes Bein, dort einen Kopf, trete bald auf einen Hund, bald auf einen Menschen oder ein Kalb, bis ich zu meiner grössten Freude endlich die Ofenbank erreiche, die noch auf einer Seite unbesetzt ist. —

Mein Mantel und Rock bereiten mir schnell ein andres Lager, doch kaum hatte ich das erste Stadium des süssen *dolce far niente,* des Einschlummerns begonnen, als ein beständiges

Kratzen in meiner Nachbarschaft meine matten Lebensgeister aufs neue zu wachender Thätigkeit aufregt. — Da ich mir anfänglich den Grund dieses sonderbaren Geräusches nicht erklären konnte, so lausche ich begierig, ehe ich mein Tastvermögen auf Expedition auslaufen lasse. Doch dies geschieht, da ich das monoton fortdauernde Kratzen dicht neben meinem Haupte verspüre, ich greife hin und erwische zu meinem Entsetzen einen Kinderkopf, dessen dazu gehöriger Körper auf der andern Seite des Ofens auf der Bank lag. — Dies konnte nur der rothköpfige, aussätzige Judenbengel vom Abend her vor der Thür sein! —

Mit einem ellenlangen, ungarischen Fluche, dass unter allen Schlafenden eine Störung erfolgt, — fahre ich in die Höhe und danke meinem Schöpfer, als ich die Thür geöffnet habe und im Freien stehe.

Die frische Luft erquickt mich, ich fühle mich gestärkt trotz meines hungrigen Magens und trostlosen Kampfes mit dem *Non plus ultra* menschlicher Sauerei und säuischer Menschlichkeit, — der Wind hatte nachgelassen und mir wird ordentlich wohl, als ich in unserm Korbwagen, wohl eingewickelt in meinem Mantel, liege, — das Glück begünstigte mich auch so, dass ich mit einigen Mückenstichen und einer kleinen Erkältung davon komme, während meine Freunde und Leidensgefährten drei Tage am schrecklichsten Kopfschmerz laboriren.

Dies ist die Leidensgeschichte eines ungarischen Juden-Wirthshauses! — Wohl uns, dass wir in ein Bad fuhren, wo wir uns abwaschen konnten, doch wehe dem, der im Winter kommt! Vor uns breitet sich in einer sehr hübschen Lage, mit einer freien Aussicht auf die nahen Carpathen, ein freundliches Städtchen aus, — es ist Poprad, welches gleichen Namens mit dem Flüsschen ist, das mitten hindurchfliesst. — Es war Frühstückszeit, also wurde Halt gemacht. Wir fuhren in den himmelhohen Gasthausstall hinein und bekamen endlich auch, nachdem einige halbwüthende Hunde uns angefallen und einen Mordlärm erzeugt hatten, einen Dienstboten zu sehen, der uns ein Miniatur-Stübchen öffnet. Einige tüchtige Krüge mit dem erfrischendsten Quellwasser sind doch wahrlich das beste Mittel, sich nach einer solchen Nacht, wie die vorige war, — zu restauriren!

Indem wir Poprad verliessen, kamen die Einwohner aus der Kirche und hier sah ich so manches hübsche und sogar schöne Gesichtchen, — die rothbäckigen, frischen Zipserinnen stehen übrigens weit und breit in der Umgegend in dem Rufe grosser Schönheit, worin ich auch vollkommen mit einstimmen muss.

Die Magyaren sind ebenfalls ein herrlicher Menschenschlag, vielleicht die schönsten Männer Europas, leider kann man dies aber nicht durchgängig von den Damen sagen. Grosse Schönheiten unter letzteren findet man fast ausschliesslich nur in der *haute volée*, während in den niedern Ständen das männliche Geschlecht alle Schönheit für sich allein scheint usurpirt zu haben. In den Städten giebt es unter den Magyarinnen mehr Schönheiten als auf dem Lande, denn hier ist, während das Mannesvolk hoch und schlank gewachsen ist, das weibliche Geschlecht mehr klein und compact.

Mögen mir die schönen Ungarinnen dies freie Urtheil nicht übel nehmen, es ist ja nicht nur von mir, sondern auch von der grössten Zahl andrer Reisender ausgesprochen worden und thut ihrer liebenswürdigen Grazie, der reizenden Rundung ihrer Bewegungen keinen Eintrag.

Die vielen Feldwege, die sich plötzlich hinter Poprad durchkreuzten, verwirrten unsern Kutscher so, dass er endlich aufs Gerathewohl, wie man zu sagen pflegt, seiner Nase nachfuhr, — die Folgen zeigten sich bald. — Wir kamen immer tiefer in die Kornfelder hinein, endlich auf sumpfichte Wiesen, und hätten wir nicht zufällig einige Leute auf dem Felde angetroffen, so wären wir, trotzdem dass uns Schmöks dicht vorzuliegen schien, Gott weiss wohin! gefahren. Nun geriethen wir aber nach einem zweistündigen Umwege auf eine Strasse, die mit mächtigen Steinen, welche die Bauern von den angrenzenden Feldern zusammengesucht und auf den Weg geworfen hatten, so besäet war, dass das Ende unsrer Excursion zur wahren Tortur wurde. —

Unser ungeschickter, nationeller Korbwagen, ohne Federn, stiess so erschrecklich, dass wir alle zusammenflogen, bald mit den Köpfen, bald mit den Füssen einander incommodirten und dazu Schmerzensgrimassen schnitten, die selbst einen Sterbenden

zum Lachen hätten bringen müssen. Mit vieler Mühe quälten sich nun unsre Pferde noch ein Stündchen den schrecklich steilen Berg auf dem miserablesten Wege hinauf, bis wir den schön gelegenen Badeort erreichten, der plötzlich vor und über uns aus dem Walde hervortauchte.

Brrrr, — schnurrte der Kutscher seinen Pferden zu, — wir waren am Ziele.

Vor uns lag ein mächtiges, hölzernes Gebäude am Bergesabhang, nach Schweizerart gebaut, mit der Front in einer Art Dorfgasse, die noch durch mehrere andre hölzerne Wohn- und Badehäuser gebildet wurde. In dieser abschüssigen Dorfgasse befand sich ein kleines Gebirgswasser mit mehreren Brücken und Brunnen, um die sich grade die Hydropathen versammelt hatten, ihren Morgenimbiss zu sich zu nehmen. Das grosse Gebäude, das Wirthshaus, bildete den linken Flügel der Dorfgasse und vor ihm war eine kleine Gartenanlage mit zwei eingefassten Sauerbrunnen. — Hier war die Aussicht ganz frei und entzückend, unaussprechlich schön!

Zu den Füssen liegt, ziemlich steil herniedersteigend, ein dunkler Tannenwald, welcher auf der Rückseite des Hauses, demselben als Park dient, — doch das Auge schweift über diesen Tannenwald fort und erspäht nun die weit ausgedehnte Zipser Ebene, mit ihren goldnen Kornfeldern, ihren grossen Dörfern und zahlreichen, kleinen mittelaltrigen Städten. — Dazwischen ranken sich die Poper und viele Bäche, die in schäumenden Cascaden von der Alpenwand niederströmen, gleich einem riesigen, silbernen Spinnennetz, in hellen Farben glänzend und jedwede Regenbogenfarbe nüancirend.

Jenseits dieser fruchtbaren und durch wenige wellenförmige Hügel unterbrochenen Ebene lagert sich aufs neue das Gebirge in aller seiner imposanten Grösse. Der Fuss, mit Laubholz bewachsen, die Mitte mit dunklen Föhren umgürtet und der Scheitel kahl, wie das Haupt eines Greises. Ueber alle erhebt sich die schon oft genannte Königsalpe in ihrer nackten und grossartigen Schönheit, wenn auch nicht immer, so doch wenigstens grösstentheils mit einer flockichten, schneeigen Decke, die im überraschendsten Contraste mit den grünen Matten und Auen, mit den fernen violett-grünen Waldabhängen schimmert. Der

Anblick ist durch seinen immensen Umfang erhebend, es ist ein Panorama, wogegen alle Panoramen grosser Städte kleinlich und gleich dem geschäftig wühlenden Ameisenhaufen erscheinen.

Eben so interessant als dieser Anblick ist jener andre, wenn man sich umwendet und dann vor sich die ganze riesige Alpenwelt gelagert sieht. Ist dort der Blick ungehindert, in die weitesten Fernen zu schweifen, die süsse Verschmelzung von Ebene und Gebirge zu erschauen, so bebt er hier zurück vor den schroffen Felsenzacken, vor den gigantischen, auf einander gethürmten Steinmassen, vor den Grauen erregenden Schlünden und Abgründen mit ihren ewig rieselnden Quellen, man steht überrascht, das Auge schwindelt vor diesen kolossalen Formen, man sieht in den Schooss der Natur, in die ewig thätige Werkstätte des Schaffens und Werdens.

Dies war der Anblick, der sich mit einem Male unsern Augen darbot, so überraschend, so ganz unsre grössten Erwartungen übersteigend, dass ich gerührt, kindisch weinerlich wurde. Was liessen sich da für herrliche Reflexionen über Menschennichtigkeit, Schöpfergrösse, Unsterblichkeit und dergleichen machen! — Glücklicherweise störten mich meine Gefährten und ein einseitiger Rippenstoss eines durstigen Hydropathen (ein Pleonasmus!) brachte mich wieder in die gehörige Gemüthsverfassung, die für einen loyalen Unterthanen, einen deutschen Reisenden und einen hungrigen Magen am besten passt.

Der Badeort Schmöks ist ein Eigenthum des Grafen Csáky, der so wenig wie der gegenwärtige Wirth etwas dafür thut, dem Fremden ein bequemes Unterkommen zu verschaffen, der Erstere deshalb nicht, weil er den Badeort zu verkaufen gedenkt, der Letztere, weil er ganz falsch speculirt, indem er sein schnell und leicht erworbnes Vermögen lieber im Kasten ruhen lässt als durch den Aufbau von Gebäuden sich die Möglichkeit eines um so grössern Verdienstes schafft, und so ist es denn gegenwärtig nichts Seltenes, dass ein grosser Theil der Fremden wieder umkehren muss, weil er nicht einmal ein armseliges Badekämmerlein zur Unterkunft vorfindet.

Die Einrichtung der Wasserheilanstalt ist durch den, für das Wohl seiner Mitmenschen höchst verdienten Dr. Krompecher, einen ausgezeichneten Arzt, veranstaltet worden und

hat den grössern Besuch des Badeortes und seinen gegenwärtigen Ruf herbeigeführt. Von weniger Wichtigkeit ist der Sauerbrunnen, da noch mehrere andre, namentlich im Lublauer Bade, in dem Zipser Comitate vorhanden sind und als gewöhnliches Getränk mit Wein vermischt, das Sauerwasser von Sulin in der Saroser Gespannschaft vorgezogen wird. Die Hauptsache des Badeortes Schmöks ist es, dass sich von ihm aus die bequemsten Excursionen in den Südabhang der Carpathen machen lassen und man nebenbei das Vergnügen einer heitern und zahlreichen Gesellschaft geniesst, die grösstentheils aus den Bewohnern des Zipser, Liptauer und Gömörer Comitates besteht.

Man kann in Schmöks sehr wohl den Charakter der Zipser studiren und die achtungswerthen Seiten desselben, die in grenzenloser Gastfreundschaft, freundlicher Gemüthlichkeit, Sinn für Kunst, Wissenschaft und Industrie, für Wahrheit und Recht bestehen, aber auch die Eigenthümlichkeit der kleinlichen Speculation, der Anhänglichkeit am Veralteten, Misstrauen gegen jede Neuerung erkennen, man kann aus ihrem eignen Munde dann leicht ihre politischen Gesinnungen vernehmen, die bei der jüngern Generation zeitgemässen Tendenzen huldigen, während bei der ältern noch ein lächerlicher Adelstolz, Servilismus gegen den Höhern und einseitiges Ueberheben sich ausspricht. Das Zipser Comitat steht in Ungarn in dem Rufe, dass es eins der loyalsten sei und dass in ihm die katholische Geistlichkeit mehr als in den meisten übrigen bei den Comitatsbeschlüssen dominirt, dagegen erkennt man auch allgemein an, dass Zips eine der gebildetsten, gewerbfleissigsten Gespannschaften sei, und die Geschichte hat bewiesen, dass hinter einander eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer aus diesen Gauen hervorgegangen ist, deren Bewohner in Folge der eigenthümlichen Biegsamkeit des Geistes, sobald sie in die rechte Lebensschule kommen, Aufmerksamkeit auf sich ziehen und sich Verdienste zu erwerben wissen.

Der gemeine Zipser, gewöhnlich in blauem Tuche gekleidet, mit grossem, runden Hute, starkem, knochigten Gliederbau, blonden Haaren und blauen Augen, durchschnittlich blühender Gesichtsfarbe, oft eben sowohl Männer wie Frauen von seltner Schönheit, beurkundet durch seine äussre Erscheinung wie durch

Sitten und Gebräuche die deutsche Abkunft. Er ist bieder und ehrlich, aber auch eingebildet und grob, er ist fleissig und ausdauernd, thut sich dafür aber auch gewaltig viel auf seine Abstammung zu gut. Er ist durchschnittlich unreinlich, wie es die Wohnungen und die Kinder des gemeinen Mannes zeigen, begnügt sich mit schlechter Kost und erträgt leicht Strapazen, bringt es in mechanischen Sachen oft zu grosser Fertigkeit, so dass Zipser Handwerker allgemein gesucht werden und die Produkte des Zipser Kunstfleisses den ausgedehntesten Ruf besitzen.

Die Bürgerklasse dieser Provinz ist die ehrenhafteste des ganzen Staates, eine Folge davon, dass seit Jahrhunderten hier das Bürgerthum gehegt, gepflegt und begünstigt wurde, und so muthig wie der Zipser Bürger in den zahlreichen Unruhen vergangner Zeiten seinen heimathlichen Heerd, das Schwerdt in der Hand, gegen die räuberischen Anfälle des hohen Adels und gegen Feinde von aussen zu vertheidigen wusste, so fest schaut er noch heute jedem Krautjunker ins Angesicht und lässt sich weder durch die leeren Floskeln, noch durch das imposante Auftreten des Adels und der Hierarchie ins Bockshorn jagen; er hängt mit Liebe an seinem König und ist in so fern ein guter Staatsbürger, als er gegen die allgemeine Nationenverschmelzung in Ungarn nichts hat, sobald man ihm sein Recht lässt und ihn entsprechend in der Nationalversammlung repräsentirt. Die Begünstigung des Zipser Bürgerthums erfolgte nicht nur durch die ungarischen Könige, die diese deutschen Colonisten ins Land zogen, sondern auch während der polnischen Besitznahme, als sie an Polen verpfändet waren. So bildeten sich die beiden königlichen Freistädte Leutschau und Kaesmark und die sechszehn privilegirten Zipser Kronstädte, die unmittelbar, vom Comitate unabhängig, unter einem sogenannten Provinzgrafen stehen, der, gewöhnlich und mit Recht ein Bürger, und nur bisweilen durch Chikanen und Umtriebe ein Comitats-Adliger, in seiner Amtirung der königlichen Hofkammer untergeordnet ist. Endlich finden wir noch das wahre Bürgerthum in den sieben Bergstädten, wo sich jedoch schon Beamten- und Adelsaristokratie geltend macht. Da die sechszehn Zipser Städte, welche die sogenannte Provinz bilden, nicht unter dem Comitate

stehen, so erkennt die ungarische Reichsverwaltung auch gewissermaassen ihre gegenwärtige Stellung nicht an und erst bei dem gegenwärtigen Landtage sind von Seiten dieser Städte Schritte zu ihrer Inartikulation geschehen. In der innern städtischen Einrichtung, namentlich in der Wahl und Geschäftsführung der Magistratualen, in der Wahl der Ablegaten zum Landtage in den königlichen beiden Freistädten, in der Ausarbeitung der Instruktion für dieselben, in der öffentlichen Strassen- und Gesundheitspolizei befinden sich gegenwärtig noch eine Menge Partheilichkeiten und Hindernisse des Fortschrittes und man wird unwillkührlich an das Patricier-Regiment in andern alten deutschen Freistädten erinnert, welches partheiische Wesen in Ungarn so an der Zeit wäre auszurotten, wie es bereits anderswo geschehen ist. Die Handhabung der Gerechtigkeit ist oft von der Willkühr des Stadtrichters oder Stadthauptmanns abhängig und vor Allem wäre es wünschenswerth, ja es ist sogar dringendes Zeitbedürfniss, dem ganzen Körper der Bürgerschaft bei den Magistratswahlen und bei der Erledigung allgemeiner städtischer Fragen grössern Einfluss zu geben, die Magistratualen aber selbst Zeitlebens für ihre Amtsführung verantwortlich zu machen, das öffentliche Verfahren der Gerichte einzuführen, den Adligen den Einfluss in Bürgerangelegenheiten ganz zu entziehen, da sie ja den Einfluss der Bürger in ihren Angelegenheiten nicht gelten lassen, eine strenge Controlle der öffentlichen Gelder vor der ganzen Bürgerschaft durchzusetzen und vor Allem den empörenden und scandalösen Wahlumtrieben ein Ende zu machen.

Während so in den Städten noch Vieles zu wünschen übrig bleibt, bedarf es keiner weitern Erwähnung, dass jene *pia desideria*, die für ganz Ungarn gelten, sich auch auf das Zipser Comitat beziehen, und wenn hier gleich auch der Bauer durchschnittlich sich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen scheint, so ist dies jedoch grösstentheils nur der deutsche, der sich gewöhnlich von den Verpflichtungen gegen seine Herrschaft losgekauft hat, während der slawische Bauer von seiner Herrschaft nicht besser als anderswo behandelt wird und sein Culturzustand auf einer schauderhaft tiefen Stufe sich befindet. Wir haben vorher gesehen, welche Greuelscenen sich die Slawen dieser Gegenden in der Cholera-Epoche zu Schulden kommen liessen,

und wer würde hierin nicht Beweis genug finden, dass das Volk in jeder Beziehung im höchsten Grade verwahrlost ist, denn nur ein durch Knechtschaft gedrücktes, seiner Menschenrechte beraubtes und dadurch zum Thier herabgewürdigtes, jeder höhern Bildungsstufe entfremdetes Volk wird, wie die Geschichte beweist, sich solche Greuelscenen zu Schulden kommen lassen, die bei dem deutschen Bauer nur vor Jahrhunderten im Bauernkriege vorkamen. Aus eignem Antriebe aber haben die deutschen Colonisten, namentlich in den königlichen Freistädten, sehr viel für die Wissenschaft gethan und das gegenwärtige Lyceum in Kaesmark ist unstreitig eine der ersten Lehranstalten des ganzen Staats, besonders seitdem die juridische Facultät durch die Vorlesungen des Hrn. Professor Dr. Hunfalvy aus allen Theilen Ungarns Zuhörer herbeilockt. Am jämmerlichsten steht es in ganz Ungarn nächst dem Mädchenunterricht, den man nur in den grössten Städten kennt, und der gewöhnlich wie bei den Bauern sich nur auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt, mit dem Unterricht in naturwissenschaftlichen Gegenständen, der Mangel an geographischen, geschichtlichen, den gewöhnlichsten chemischen und physikalischen Wissenschaften zeigt sich beim Adel wie beim Bürger in der crassesten Blösse. Ueber Politik und juridische Gegenstände weiss jeder des Breiten zu sprechen, besonders ist die Privilegien-Nomenclatur dem Adel sehr geläufig und man findet demzufolge auch nur ausnahmsweise wissenschaftliche Versammlungen und Vereine, wie sie anderswo schon in jeder Provinzialstadt gehalten werden. Tabakrauchen, Kartenspielen, Essen und Trinken, Gespräche über politische Verhältnisse und Stadtklätschereien bilden die Unterhaltung; selbst wenn Drei zusammenkommen, fehlt es bei der Lebhaftigkeit der Leute nicht an Opposition, um so mehr, da unter diesen Dreien gewiss immer ein Adliger ist.

Die schönste Seite des Zipser Lebens ist das Familienleben und hierin könnte man es allen Völkern als Muster aufstellen. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern, die beiderseitige Zuneigung derselben, das innige, tiefe Gefühl, welches alle gemeinschaftlich theilen und von dem man in Norddeutschland beinahe gar keinen Begriff hat, der heitre, frohe Ton, der beständig im Hause herrscht, und das feste Zusammenhalten selbst

der entferntesten Verwandten, die jedem, auch dem Entferntesten aus ihrer Mitte nicht blos mit guten Worten, sondern auch mit guten Thaten stets hülfreich bei der Hand sind, sind so herrliche und herzerhebende Eigenschaften dieser unsrer deutschen Brüder, dass man sich nur mit Schmerz aus der Mitte so theilnehmender, lieber Leute trennen kann, die, wenn sie gegen den Glücklichen auch kurz angebunden sind, um sich nichts von ihren sogenannten Rechten zu vergeben, so doch gegen den Unglücklichen sofort alle ihre Vorurtheile ablegen und sich in Beweisen der edelsten Hochherzigkeit überbieten.

Die polnischen Flüchtlinge nach der unglücklichen Revolution haben hundertfach Gelegenheit gehabt, diese Erfahrungen zu machen, und auch ich verlebte meine glücklichste Zeit in dem Zipser Comitate.

Der durchschnittlich sterile und unfruchtbare Boden des ganzen Nordtheiles und der Gebirge des Comitates ist unstreitig die Ursache, dass der Ackerbau so wie der Handel, Künste und Gewerbe mit grösserm Fleiss und grössrer Anstrengung getrieben werden, dass man die Stallfütterung theilweise, die Dreifelderwirthschaft überall, den ausgedehnten Anbau der Kartoffeln, die gute Pferdezucht, die grossen Dampfbrennereien zur Mästung des Schlachtviehes mit Spülicht u. dergl. eingeführt hat. Das Clima, welches in Zips schnell wechselt und beinahe immer unfreundlich ist, hat die Obstbaumzucht und die Horticultur sehr beschränkt, doch nehmen sie natürlich gegen Süden immer mehr zu. Wein, Tabak und Mais kommen durchschnittlich hier nicht mehr fort, im Norden auch kaum schon Waizen, im hohen Gebirgslande aber nur der Hafer und überall die Erdäpfel. Hanf wird wenig, Flachs desto mehr gebaut, Leinwand in ungeheuern Massen erzeugt und, wie wir bereits sahen, bis Südamerika exportirt.

Der Zipser Landwirth muss wegen des veränderlichen Climas sehr sorgsam sein, da Wolkenbrüche in den Carpathen die Bäche zu Strömen anschwellen, die dann seinen Acker mit Kies überschottern, Orkane, die selbst Häuser hinwegführen, nicht selten sind, Hagelschlag beinahe in jedem Jahre hier oder dort den Feldertrag zerstört, anhaltender Regen die Erdäpfel ausweicht, — — kurz, da alle jene grossen Naturerscheinungen des Hoch-

gebirges, welches hier gleich einer Mauer emporsteigt, sich ereignen, und während man im Dorfe Dsjar den Hafer im Monat Oktober oft noch grün schneidet und die Erdäpfel nur alle drei Jahre einmal reif werden, hat Iglo oft die besten Weintrauben und hier und da Melonen. Am meisten gefährdet der überhand nehmende Holzmangel die Zukunft der Bewohner dieser Gegend, und es ist ein grosses Glück, dass grosse Torf- und Steinkohlenlager vorhanden sind, welche wegen kleinlichen Krämergeistes, schmutziger Privatinteressen und aus Mangel an Sinn fürs allgemeine Beste ihre Benutzung bisher verhinderten, und nur wenige ausgezeichnetere Männer trachten mit ganzer Seele darnach, der Erde ihre Schätze zum Wohle der Menschen zu entreissen. Uebrigens florirt der Bergbau in den sogenannten Bergstädten ausserordentlich und es ist dieses Feld der Thätigkeit in Zips so stark bebaut, dass viele Tausende darin ihren Erwerb finden, und sich ein eigener Verein unter dem Namen „Oberungarische Waldbürgerschaft" gebildet hat, deren Zweck es ist, die Interessen des gewerkschaftlichen Grubenbaues durch Verschmelzung in eignen Hütten wahrzunehmen und dadurch den kleinen Gewerk vor Uebervortheilung zu bewahren, als mächtiger Körper aber um so eindringlicher für das allgemeine Beste sorgen zu können. Jeder, der sich mit dem Grubenbau beschäftigt, selbst wenn er auch nur Eigenhäuer ist, d. h. seine eigne Grube bearbeitet, ist Waldbürger und nur die Masse des in seinen Bergwerken erzeugten Erzes kann einen Waldbürger bei der Versammlung stimmfähig machen oder, wenn Mehrere die nöthige Quantität Erz erzeugen, so erwählen sie einen aus ihrer Mitte zum Stimmführer.

Die Statuten des waldbürgerschaftlichen Vereins haben die Genehmigung der Regierung erhalten und ein jedesmaliges Comité, aus Präsidenten, Vicepräsidenten, Assessoren uud technischen Mitgliedern gebildet, sorgt für die Aufrechthaltung derselben. Das technische Personal ist theils mit der Verwaltung der Georgi- und Phoenixhütte, theils mit dem Kassawesen der Grubenvermessung u. s. w. beschäftigt und alle Jahre wird in einer öffentlichen Generalversammlung genaue Rechenschaft über den Stand der Dinge abgelegt und durch den Druck veröffentlicht. Die Waldbürgerschaft gewinnt das Kupfer aus den Erzen

und nunmehr wird sie auch das Quecksilber aus den Kotterbacher Fahlerzen zu gewinnen trachten, weshalb sie im Bau einer neuen Hütte begriffen ist. Sämmtliche edle Erze müssen bei der königlichen Hütte eingelöst werden und um den Eisenbergbau bekümmert sich der Verein eben so wenig. Als Nutzen hat sich bei demselben bis jetzt der grössere pecuniaire Vortheil für alle einzelnen Glieder gezeigt, da nunmehr kein Hüttenspeculant von dem Bergmann lebt, sondern dieser seine Erze auch in den eignen Hütten verschmilzt.

Der reichste Silberbergbau wird im Südosten des Comitates in Göllnitz, bei den Dörfern Slowinka und Kotterbach und auch theilweise in jenem kupferreichen Gebirgszuge getrieben, der sich von der Königsalpe in östlicher und südöstlicher Richtung als Grenze gegen das Gömörer Comitat bis in die Tornaer Gespannschaft hineinzieht. Bei den Städten Krompach, Iglo und Göllnitz ist ein blühender Eisenbergbau und Gold wird zu Bocza im Liptauer Comitat gewonnen und einst auch in den Felsen der Tatra.

Diese Riesenmauer steigt plötzlich aus der 3—4000 Schuhe hohen Zipser Magura im Osten des Comitats neben dem Flüsschen Kotlin bei dem sogenannten eisernen Thore zu einer beinahe senkrechten Höhe von 8000 Schuh empor, erreicht in einer Entfernung von circa vier Meilen in dem Eisthaler Thurme, Lomnitzer und Gerlsdorfer Spitze zwischen dem obern Bialka-, Javora- und Kahlbach-Thal die grösste Höhe, wobei ich noch darauf aufmerksam machen muss, dass eine bisher unbenannte Spitze am Schlusse des obern Bialka-Thales alle bekannten und benannten weit überragt, jedoch so durch die umliegenden Berge verdeckt wird, dass sie nur vom Sieben-Granatenthurm, Gerlsdorfer- und Eisthaler-Spitze sichtbar ist. Von diesem Hauptstock, der am weitesten gegen Süden vorgeschoben ist, folgt die Königsnase, Gerlsdorfer-, Boczdorfer-, Mengsdorfer-Spitze, grosse und kleine Bastei und endlich der gewöhnlich an Höhe überschätzte Kriwan. Von jetzt ab fällt die Kette schnell wieder nahe an 2000 Fuss und erst im Rohacs und Racskova finden wir an der Liptauer und Galizischen Grenze in dieser westlichen Verlängerung des Hauptstockes die Höhe von beinahe 7000 Fuss wieder, die nun sich bis zur Durchschnittshöhe der Zipser Ma-

gura hinabsenkt und in solcher mit einzelnen Ausnahmen die Comitate Liptau, Arva und Turócz erfüllt.

Die Gesteinsbildung des Stockes ist grünlich-grauer, bläulichweisser und grosskörniger, rother Granit, an den sich gegen Süden so wie Norden Kalk und Carpathensandstein anlagert, welche beide Gesteinsarten auch sämmtliche Vorberge bis zur weitern Steinkohlenformation und namentlich gegen Norden, Osten und Westen die Vorberge von der angezeigten Höhe bilden, worauf gegen Süden in der Königsalpe und dem Sohler Alpenzuge besonders Gneuss und nur hier und da granitartige Bildungen zu Tage treten. Von dem Hauptstocke der Carpathen gehen nach Süden beinahe gar keine Vorberge aus, daher er von dieser Seite wie eine Mauer und weniger malerisch als von Norden aussieht.

Nach diesen Praeludien wird es am besten sein, unsre Alpen-Excursion selbst anzutreten, zu der Schmöks, unser gegenwärtiger Aufenthalt, so geeignet ist, wie dieses im Norden für Javorina gilt.

Natürlich muss man sich zu einer solchen Excursion vorher stärken und demgemäss verlassen wir den Aussichtspunkt auf die Zips und das Hochland und suchen die Aussicht aufs Buffet und die gedeckten Tafeln im Speisesalon auf.

Die Mittagsglocke rief alle herbei und der ganze Besuch von vielleicht hundert und einigen Personen drängte sich nun in den Saal zusammen, um wo möglich den besten Platz, d. h. die angenehmste Nachbarschaft zu erhalten. — Man musste erstaunen, welche bedeutende Anzahl hübscher Zipserinnen sich hier zusammengefunden hatte, die jedoch nur dem geringsten Theile nach, der Hydropathie wegen, hier ihren provisorischen Sitz aufgeschlagen hatten. Während an der einen langen Tafel die Wassertrinker mit kalter Suppe, kräftigem und derbem Fleisch, Gemüse-Portionen und dem klarsten Quellwasser abgefüttert wurden, während diese mit einem merkwürdigen Appetit über ihre wohl an Masse, aber nicht an Gehalt reiche Kost herfielen, ging es an unsrer Tafel sehr lebendig und munter zu. Die 6 Gänge, die uns der Wirth für den Spottpreis von 30 Xr. C. M. offerirte, waren mehr, als ich selbst nach allem gehörten Lob in dem abgelegnen Schmöks erwarten konnte; wir, die Antagonisten

der Hydropathen fanden selbst den Wein recht geniessbar und manche dieser Kranken schnitten ein ziemlich saures Gesicht, als ihr grösstes Gift, der Champagner, beim Dessert zu knallen anfing.

Die Unterhaltung, so wie der beste Humor von der Welt waren allgemein. Man scherzte, man lachte und jubelte, kurz Alles unterhielt sich auf das beste, es schien die ganze Gesellschaft aus einer Familie zu bestehen, so befreundet hatte uns das innige Zusammengedrängtsein des kleinen Badeorts.

Mit einmal ertönten die kräftigen Harmonieen einer vielstimmigen Instrumental-Musik. Es war das Musikchor des Comitats, wohl instruirt und wohl uniformirt. Anderthalb Dutzend uhlanenmässig costümirte Musikanten bildeten dieses Chor, welches nicht wenig zu unserm Amusement beitrug. Diese Jünger Apollo's sind alle Zigeuner, jedoch so wohl einexercirt, dass sie alle bekannten neueren Piècen meisterhaft aus dem Kopfe spielen. Von Notenblättern ist dabei selten die Rede, jeder lernt sein Instrument vom Hörenspielen und es ist erstaunlich, zu welcher Fertigkeit diese rohen Naturmenschen es in kurzer Zeit bringen.

Ueberhaupt ist der Musiksinn bei den Zigeunern überall vorherrschend. Kaum aus den Windeln hervorgewachsen, fängt ein solcher Bursche schon an, auf der Violine herumzukratzen und kratzt sich so lange durch alle möglichen Disharmonieen hindurch, bis er endlich in die reinen Töne geräth und sich dann als heldenmüthiger Eroberer darin festsetzt. Man darf diesen rohen Menschen nur ein- oder zweimal selbst schon schwierigere Piècen vorspielen und schon äfft er sie ziemlich gut nach.

Während das Musikchor den ganzen Nachmittag über seinen Vortrag fortsetzte, besuchten wir die nächsten Promenaden, unter welchen besonders eine allgemein vorgezogen wird, weil sie von einem Standpunkte zu gleicher Zeit sechszehn Ortschaften dem Auge vorführt. Ich übergehe hier mit Fleiss die Schilderung solcher Naturschönheiten, denn leider habe ich es schon zu oft gethan und nichts ermüdet den Leser mehr als dieses.

Die siebente Abendstunde giebt aufs neue das Signal zum Speisen. Es findet dieselbe Unordnung, dasselbe Gedränge

und dieselbe Lustigkeit wie bei der Mittagstafel Statt, nur werden die armen Hydropathen noch schlechter abgespeist und müssen sich mit Milch, Brot und halbkalten Erdäpfeln begnügen.

Zur Unterhaltung fehlt es nicht an dem beliebten *Aqua fontana* und es ersetzt durch seine krystallhelle Klarheit alle übrigen Bestandtheile einer wohl besetzten Abendmahlzeit, wie sie auf unserm Tische Statt fand, und nach welchem die kranken Wassertrinker oft mit sehnsüchtigen Augen hinüberschauten.

Die Unterhaltung, die Schmöks also bietet, besteht in den Spaziergängen, — wohl für den Naturfreund am werthvollsten, — in Musik, Spiel, bisweilen Tanz, — einfacher, aber guter Küche und in einem befreundeten Zusammenleben, welches sich, so wie auf einem einsamen Schiffe, sehr bald macht.

Kommt man im Anfange der Saison, im Monat Juni hin, — so kann man auf ein ziemlich gutes Quartier für den ganzen Sommer rechnen; kommt man später, so muss man oft mit einem miserablen Loche, wie unser Zimmer war, fürlieb nehmen. Die Bedienung ist so gut, wie sie in einem halbcivilisirten Badeorte sein kann, doch wird man jedenfalls wohlthun, sich eigene Domestiquen mitzubringen, was um so eher geschehen kann, da die Preise in jeder Hinsicht äusserst gemässigt sind, ja Schmöks sogar das billigste Bad ist, welches ich jemals kennen lernte.

Die Excursionen, die man von Schmöks aus unternimmt, sind entweder Alpenparthieen oder kleine Reisen in die Städte der Zipser Ebene. Kaesmark, Leutschau und Iglo, die bedeutendsten, sind ganz in der Nähe und in ihnen erhält man alle Bedürfnisse, die Luxus und Mode mit sich bringen. — Das grosse Bartfelder Bad kann man so wie Eperies in einer stärkeren Tagereise erreichen. Am interessantesten bleiben aber unstreitig die Alpenexcursionen, die jedoch für weitere Entfernungen einen kräftigen und gesunden Körper verlangen, da die Wege noch sehr wenig geebnet und selten gefahrlos sind. — Man besucht von hier aus die Lomnitzer und Gerlsdorfer Spitze, die Königsnase, das mittlere Grath, den polnischen Kamm, — Alles Höhen von circa 8000 Fuss über der Meeresfläche.

Nachdem auch ich diese Nachrichten eingezogen hatte,

beschloss ich, besonders da meine Zeit Eile erforderte, mich gleich an das grösste Unternehmen, an die Besteigung der Lomnitzer Spitze zu machen, besonders da ich von diesem Punkte aus alles Uebrige zu übersehen hoffte.

Kaum graute der Morgen, als ein Klopfen an unser kleines Fenster mich weckte. Mit beiden Füssen sprang ich aus dem Bette und vernahm nun die Stimme unsers angenommnen Führers, Namens Martin Urban, eines Müllers, den ich auch hiermit allen Lesern dieses Buches und allen Besuchern des Badeortes Schmöks unbedingt als einen ordentlichen, nicht ungebildeten, muthigen und, — was am meisten sagen will, — mit seinem Geschäfte höchst bekannten Mann bestens empfehle.

Da ich schon die ganze Nacht von Nichts als von Gletschern, Lawinen, Schneefeldern, vom Hinaufkriechen und Herabsteigen geträumt hatte, so dauerte es nicht so lange, um mich munter zu machen und auch meine etwas verschlafnen Reisegefährten zu bewegen, ihr warmes Lager zu verlassen, um mit mir die ziemlich unfreundlichen Matten der Lomnitzer Spitze zu erklettern. — Das Wetter hatte sich leider seit gestern bedeutend geändert. Der klare Sonnenschein durfte kaum für den heutigen Tag erwartet werden und der bewölkte Himmel zeigte sich nur sparsam durch die zerrissnen Nebelstreifen, die sich aus den Schluchten und Klüften des Hochgebirges hervordrängten und in bizarren Gestalten die ganze Gegend durchzogen, bis ein leichter Wind sie erfasste und sie, — als hätte ein panischer Schrecken sie ergriffen! gleich tollen Geistern in die Zipser Ebene herniederstiegen.

Ziemlich missmüthige Gesichter machte unsre kleine Caravane von circa 15 Personen, die sich in der Zeit meiner Wetterbeobachtungen vor dem Gasthause eingefunden hatte, — einige dieser Helden machten sogar den energischen Vorschlag, wieder zu Bette zu gehen, doch der Ausruf meines Führers, — „der Nebel setzt sich“ — encouragirte uns dermassen wieder, dass jeder Zweifel an einem glücklichen Ausgange unsers Unternehmens bei Seite geworfen wurde und wir todesmuthig unsern Weg antraten.

Natürlich hatten wir vorher nicht verabsäumt, uns reichlich

mit allem dem zu versehen, was zur Erleichterung unsrer Excursion hatte beitragen können, also nicht allein mit Steigerstöcken, sondern auch Wein- und Branntweinflaschen, Brot und Fleisch, ja Einer der Theilnehmer hatte sich sogar mit einigen langhälsigen Champagnerflaschen versehen, die er in seinem Heroismus auf dem höchsten Punkte Ungarns zu entleeren gedachte.

Alle diese überflüssigen Dinge, zu denen auch noch Mäntel gehörten, hatten wir einigen Trägern aufgebürdet, die jedoch sehr bedenklich den Kopf schüttelten, und vielleicht durch ihre Last niedergedrückt, steif und fest behaupteten, dass es heute rein unmöglich sei, die Lomnitzer Spitze zu erreichen.

Ohne auf solche Intermezzos, die wohl nie bei einer Bergparthie in zweideutigem Wetter fehlen, — zu achten, hatte ich rüstig meinen Weg fortgesetzt und, da es anfangs nur sehr gelinde bergan geht, so kamen wir tüchtig vorwärts. — Eigentlich schritten wir hier noch auf dem, von mir schon oben bezeichneten Plateau, auf dem sich auch Schmöks befindet, es dehnt sich dieses terrassenartig in ziemlich bedeutender Länge von dem Fuss der Königsnase bis zu dem Kahlbacher Thale aus und bildet einen schönen Tannenwald, den die Badegäste auch nach allen Richtungen zu ihren Spaziergängen gebrauchen. —

Während ich als fleissiger Beobachter, so weit es ging, meine Augen, selbst mit dem Risiko, bisweilen zu fallen, — rechts und links hin schweifen liess, sehe ich nun auch meine Gefährten an, die mir grösstentheils unbekannt waren und die ich bis dahin noch keines Blickes gewürdigt hatte.

Dem engern Cirkel unsrer Unternehmung hatte sich schon am gestrigen Abend ein junger Mann angeschlossen, der Bruder jener jungen Dame, die ich bei der Mahlzeit als meine Nachbarinn und als leidenschaftliche Patriotinn dem Leser vorführte. Sie selbst hatte ihren Bruder encouragirt, eine Excursion mitzumachen, die ihm als Ungar doch eigentlich näher am — Herzen liegen musste als uns Ausländern. — Ohne grade diesen Principien meiner schönen und liebenswürdigen Nachbarinn zu huldigen, stimmte ich dennoch mit Worten wenigstens vollkommen bei und gab mich sogar her, die ängstliche Mutter mit Bitten zu bestürmen, um für ihr Goldsöhnchen eine Erlaubniss

auszuwirken, die ihr allerdings sehr schwer fiel, da sie unser Unternehmen für ein höchst tollkühnes Wagstück hielt.

Die übrigen unserer Begleiter hatten ursprünglich ein abgesondertes Häuflein gebildet und sich erst im Augenblicke des Abmarsches an uns angeschlossen; es waren grösstentheils Studenten, Kaufleute, kurz lebenslustige junge Leute, denen es als eine sehr unbedeutende Kleinigkeit erschien, eine solche Promenade mitzumachen.

Darunter gab es nun manche comische Figur, die ich wohl Lust hätte, mit einigen Federstrichen zu zeichnen.

Ein eleganter Baderock, wahrscheinlich eigens für diese Saison angeschafft, ein Paar durch Strippen so stramm wie möglich angezogne Beinkleider von neuester Form und endlich die sonstigen Theile einer eleganten Toilette bedeckten einen jungen, hagern Kaufmann, der auch grade der Feinschmecker und beabsichtigte Champagnertrinker war. Alle Beweggründe und Beweismittel, um ihn von der gänzlichen Unzweckmässigkeit seiner Toilette zu überführen, waren natürlich umsonst, er hätte sich eher von jeder Excursion als von den weissen Manschetten und dem modernen Rocke losgesagt. —

Doch das Schicksal strafte bald diesen Verwegnen, er fiel schon anfänglich mehrere Male sehr ungeschickt. Die unglücklichen Beinkleider mussten es entgelten, sie zerlegten sich in ihre Factoren, der Frack konnte endlich nicht mehr gegen den losbrechenden Regen schirmen, zu enge, um zugeknöpft werden zu können, fror sein Besitzer auf das jämmerlichste und zitterte wie Espenlaub. Der schrecklichste der Schrecken war es aber, als der rauhe Granit unbarmherzig seine papiernen Stiefelchen verzehrte, als Stück auf Stück von der Sohle abfiel und mit halb entblössten Füssen der ruinirte Wanderer den Heimweg antreten musste. — Mit einem jämmerlichen — — „Ach Gott! Alles total ruinirt, hol' der Teufel die verfluchten Carpathen," — — machte der Elegant auf der kürzern Hälfte des Weges Kehrt und zerbrach sich nun den Kopf, wie es ihm möglich sein würde, in diesem derangirten Costüm seinen Einzug in den Badeort zu halten.

Beinahe noch lächerlicher war ein Andrer, den wir, wäre es in Deutschland gewesen, mit dem Namen eines Alt-Deutschen

belegt haben würden. Er hatte sich grade dem Vorigen entgegengesetzt gekleidet, so zweckmässig wie möglich, ohne irgend eine überflüssige Rücksicht auf alles Gerede. Ueber seine dikken Juchtenstiefel waren ein Paar slawakische Sandalen, sogenannte Bocskoros, gespannt, seinen alten grünen Flausrock hatte er mit einem Shawl um den Leib gegürtet, nur sein Hals war bloss und der Witterung ausgesetzt, dafür aber ein mächtiger nationaler Hut über den Kopf gestülpt, der ein gutes Regendach abgab. Der dicke Bart unterstützte nicht wenig sein mächtiges Bramarbasiren, und wenn es von ihm allein abgehangen hätte, er hätte uns den ganzen Spass verdorben, denn sicher hätte er die Lomnitzer Spitze gezwungen, zu uns zu kommen, anstatt dass wir uns jetzt zu ihr bemühen mussten. —

Wie es aber gewöhnlich im Leben geht, so ging es auch hier. Der grosse Held mit allen seinen Vorbereitungen blieb am ersten stecken, auch er schimpfte auf die ganze Parthie und machte ein halbes Stündchen später als sein Vorgänger Kehrt, denn Alles wollte ihm behagen, nur der Regen nicht, — auf Alles hatte er gerechnet, nur auf das Nasswerden nicht.

Doch nun zurück zu unsrer Parthie.

Die Mühseligkeit dieser Reise beginnt erst, nachdem man sich ungefähr eine kleine Stunde Weges von Schmöks entfernt hat. Dann steht man am Ende des terrassenartigen Plateaus, welches das herrliche Alpenthal, das Thal der Kahlbach unterbricht. Die Kahlbach ist ein Fluss, der ungefähr vier Stunden oberhalb, aus dem Wasser der Schneefelder und aus dem schmelzenden Eise der sieben Seen sich bildet, durch den Zufluss vieler Gebirgswässer endlich so anschwillt, dass er, besonders bei regnichter Witterung, mit donnerndem Brausen über sein felsichtes Bette fortstürmt.

In prächtigen Cascaden stürzt er sich endlich in die Tiefe, bis er die Zipser Ebene erreicht, wo er sich mit dem Poper und durch diesen mit der Weichsel vermählt.

Seine *Saltomortales* sind freilich nicht so hoch als der Staubbach und nicht so grossartig als der Rheinfall bei Schaffhausen, allein desto öfterer und vollkommend harmonirend mit der ganzen rauhen Natur. — Die Entfernung zeigt diese zahlreichen Fälle, die sich schlangenartig durch die Felsmassen

hindurchwinden, wie ein silberweisses, schillerndes Gewebe, in das entweder die Sonne ihr gluthvolles Bild taucht und so den Farbenglanz des Regenbogens in grösster Pracht entlockt oder der düstre, umwölkte Himmel jenen Glanz in milchweissen Schaum umwandelt.

Der Ursprung des Kahlbaches ist ein doppelter, die beiden Theile der grossen und kleinen Kahlbach sind seine Wiegen und sie scheidet das sogenannte mittlere Grath, ein felsichter Kamm, von vielleicht ¾ der Höhe der Lomnitzer Spitze. Während nun dieses Grath und die so eben genannte Spitze das grosse Kahlbachthal bilden, indem die genannten sieben Seen, grösstentheils ewige Eismeere, dem Flusse den Ursprung geben, so bildet dasselbe Grath und die Gerlsdorfer Spitze, theilweise auch die Abhänge der Königsnase das kleine Kahlbachthal, welches jedoch dem ersteren an Schönheit durchaus nicht gleichkommt.

Wir stiegen nun allmählig auf dem schlimmsten Wege in das Hauptthal, die Vereinigung der beiden genannten, hinab und wunderten uns selbst darüber, dass wir mit heiler Haut nach einer guten Stunde in der Tiefe anlangten. Der Regen, der jetzt rastlos herniederrieselte und uns natürlich im höchsten Grade belästigte, erhielt von uns vollkommnen Pardon, als wir fanden, dass er die Wasserfälle in den besten Zustand gesetzt hatte, — schäumend, donnernd, brausend stürzten sie im tollen Wettkampfe hernieder, die gepeinigte Najade stöhnte und heulte, es war ein ohrenbetäubendes Chaos aller Tonarten, in welches die entfesselte Gewalt mit obligatem Donnergebrülle einfiel. —

Wir verliessen endlich, durch die fortschreitende Zeit gemahnt, diesen schönen Punkt, und drangen über kleine und gefährliche Knüttelbrücken in das grosse Kahlbacherthal ein. — Eine Promenade im Kahlbacherthale ist das beste Gegenstück von einem Spaziergange auf gutem Trottoir, während man auf letzterem kaum nöthig hat, die Füsse zu heben, muss man in ersterem jede Gemse und jeden Steinbock um ihr natürliches Springtalent beneiden.

Alles zeigt auf die vorweltlichen Revolutionen hin, die natürlich nirgends grossartiger als im Urgebirge sein mussten. — Thurmhohe Felsenblöcke sind gleich Bachkieseln lose herum-

gestreut und oft so sonderbar hingeworfen, als könnte sie ein Fusstritt aus ihrer Balance bringen. — Doch die Steinchen liegen verteufelt fest, man kann dreist darauf herumspringen, ohne etwas Andres zu befürchten als vielleicht herunterzufallen. Nach einem mehrstündigen, angestrengten Marsche hatten wir endlich den ersten Ruhe- und Frühstückspunkt, den sogenannten Feuerstein erreicht, der jedoch etwa nicht zum bereitwilligen Feueranschlagen da liegt, sobald man nur Stahl und Schwamm bei sich hat, sondern der durch seine überhängende Form gegen jede Unbill der Witterung schützt und sich daher sehr gut zum Feueranmachen eignet. —

Der stets stärker werdende Regen hatte uns schon so durchweicht, dass sich kein trockner Faden an unserm Körper fand und der grösste Theil der Gesellschaft freiwillig der Besteigung der Lomnitzer Spitze entsagte. — Trotz alledem blieben wir jedoch standhaft, und nachdem wir uns zum Lebewohl in Champagner Muth getrunken hatten, machten wir uns, in Allem vier mit unserm Führer, auf den Weg und liessen unsere muthlose Reisegesellschaft ihren Weg nach den sieben Seen einschlagen, die ungefähr auf der halben Höhe liegen.

Ziemlich eilig ging es nun ein steiles Felsenthal aufwärts, mühselig wanden wir uns zwischen die mächtigen Felsblöcke hindurch, wobei noch stets der Springstock von ausserordentlichem Werthe war. Unser Weg wurde durch das beständig herniederströmende Wasser sehr erschwert und besonders auf dem hierdurch spiegelglatt gewordnen Rasen, mit seinem kurzen Grase, bedurfte es aller balancirenden Aufmerksamkeit, um nicht zu fallen.

So vergingen Stunden aufs neue, ehe wir uns auf dem Lomnitzer Kamm befanden, welcher ungefähr um 2000 Fuss niedriger als die Spitze ist und also doch schon um mehr als 1000 Fuss höher, als die Schneekoppe des Riesengebirges.

Den andren Theil der Gesellschaft hatten wir schon längst aus den Augen verloren, zuletzt bemerkte ich sie gleich Ameisen in ungeheurer Tiefe unter mir, endlich mir gegenüber auf den Abhängen des mittleren Graths, bis ein vorspringender Felsenzacken, durch dessen Spalten wir uns mit Lebensgefahr winden mussten, sie unsern Blicken entzog. —

Leider hatte der Nebel von dieser beträchtlichen Höhe jede Aussicht unmöglich gemacht, und wir mussten alle Hoffnung auf die Lomnitzer Spitze schieben. — Die bisherige Anstrengung, die dünne Luft hatten unsern Hunger, trotz dem vorhergegangenen Frühstück, so rege gemacht, dass unser bis hieher mitgeschleppter Mundvorrath uns sehr zu Statten kam, — da überdem von hier aus erst das eigentliche Klettern beginnt, wobei Hände sowohl als Füsse in Anspruch genommen werden, so war von einem weitern Mitnehmen der ganzen Bagage keine Rede mehr, selbst die Stöcke wurden weggeworfen, und auf einem Granitblock im Mantel gelagert, hielten wir unser frugales Mahl. —

Diese kleine Verzögerung konnte übrigens von keinem Nachtheil sein, da sich in dieser Zeit der Nebel wohl verziehen und sich eine Aussicht eröffnen konnte, der zur Liebe wir keine Strapazen gescheut hatten, auch heldenmüthig beschlossen, ihnen fernerhin eben so muthig entgegen zu gehen.

Von aussen peitschten der Nebel und der kalte Regen auf uns ein, während der hastig angefangene, neue Marsch von innen Ströme von Schweiss entlockte. — Durchnässt bis auf die Haut, konnte es uns keine grosse Ueberwindung kosten, mit den Händen tüchtig zuzugreifen, wo den Füssen kein brauchbarer Haltpunkt geboten werden konnte.

Selbst dieses lose Steingerölle, über das man nur immer hüpfend und springend fortschreiten konnte, war noch ein Eden und Elysium gegen jene eiskalten Granitwände, die sich plötzlich in beinahe senkrechter Höhe vor uns erhoben. — Ziemlich verdutzt sehen wir zu ihrem Gipfel empor, — der Nebel enthüllte sie momentan, um uns hoch über ihnen, auf der Spitze in ewiger Eiseskälte festgebannt, unser Reiseziel zu zeigen. — Zum Glück war ja aber unser ganzes Gepäck zurückgeblieben, auf Hände und Füsse glaubten wir uns alle treulich verlassen zu können, und so begann, encouragirt von Meister Martin Urban, die Kletterei. —

Während er über uns beinahe in der Luft schwebte, machte er mich den Nachfolgenden auf jeden losen Stein, auf jede Gefahr aufmerksam, und während ich dieses wieder meinem Nachfolger zurief, ging es so weiter, bis selbst der Letzte benachrichtigt worden war. — Man muss hier nur unbedingt dem

Führer Folge leisten und darf dann ohne Furcht sein, so gefährlich auch das Ding aussehen mag. Jede Spalte diente zum Anklammern, und indem ich genau immer in die, so eben von meinem Vorgänger verlassnen Fussstapfen griff, blieb ich dicht hinter ihm, um im Nothfall selbst seinen Fuss als Anhaltspunkt zu gebrauchen. —

Nach mehr als einstündigem Klettern in dieser Art sahen wir uns, schon jetzt halb erstarrt, an der Grenze des ewigen Schnees, die sich hier in einer Höhe von 6800 bis 7000 Fuss befindet. — Da überdem auch hier das bisherige Mittel des Fortkommens aufhörte, und ein kleines, ebenes Plätzchen sich darbot, so wurde aufs neue Halt gemacht und mühselig nach Luft gehascht.

Es war barbarisch kalt, — der Regen hatte allerdings nachgelassen, doch dafür rieselte dicker Schnee hernieder, der uns bald bedeckte. — Der Schweiss, welcher selbst durch die Kleidung hervordrang, inkrustirte uns mit Eis, sobald unsre starke Transpiration aufhörte, dabei war die Luft so ausserordentlich dünn, dass wir kaum 20 Schritte machen konnten, ohne zu halten und nach Luft zu haschen. —

Das erste Schneefeld, welches wir nun erreichten, gab uns glücklicherweise ein Mittel ab, um uns zu erwärmen, wir wuschen Hände und Gesicht tüchtig mit diesem grobkörnigen, halb vereisten Schnee, wodurch eine zeitweilige Hitze auf der Oberfläche der Haut erzeugt wurde, die jedoch den Nachtheil hat, dass man die Operation oft wiederholen muss, wenn man nicht einzelne Glieder dem Erfrieren aussetzen will.

Obgleich, in dieser beträchtlichen Höhe angelangt, sich noch gar keine Aussicht uns zeigen wollte, und eben so wenig eine von der Lomnitzer Spitze zu erwarten war, so glaubten wir dennoch trotz dem warnenden Abrathen unsers Führers, unserm Vorhaben treu bleiben und trotz Eiszapfen und Schnee unsern Marsch fortsetzen zu müssen, wenn auch nur, um nicht in die Fussstapfen unsrer andern Reisegefährten zu treten, die auf halbem Wege Kehrt machten und um nicht von den Badegästen ausgelacht zu werden, die das schlechte und gefährliche Wetter sehr gespannt auf den Ausgang unsres gewagten Unternehmens gemacht hatte.

Die Ermüdung unsers Körpers wurde mit jedem Schritte, den wir höher hinauf thaten, fühlbarer. Die krampfhafte Ausspannung der Lungen, die eisigen Winde, die sich sausend und pfeifend in den barokken Felsennadeln und in den grausigen Abgründen brachen, die eben so kalten Steine, an die wir uns anklammern mussten, Alles machte unsre Excursion um so unangenehmer. — Ueberdem erlaubte das starke Schneegestöber nicht den gewöhnlichen Weg, wir mussten nun uns durch das halbgefrorne Gerinne eines Schneefeldes den Weg bahnen und, da dieses Wasserbette zuletzt beinahe senkrecht emporstieg und der spiegelglatte Fussboden kaum einen einzigen sichern Standpunkt bot, so konnten wir nur höchst langsam aufwärts kriechen, während das eisige Wasser bei jeder Bewegung uns in den Busen hineinspritzte. —

Der gefährlichste Punkt lag jetzt vor uns. Man denke sich einen unförmlichen Felsblock, haushoch, wie ein Gesimse der Felsenwand klafterweit überhangend, unter ihm ein bodenloser, dunkel hinaufgähnender Abgrund. Dieser böse Stein versperrte plötzlich unsern Weg und es handelte sich, um seine Ecke herumzukommen, — — doch auch hier half sehr bald der gewandte Führer.

Mit der Leichtigkeit einer Gemse schwang er sich, indem er seine Hände in eine Felsenspalte vergrub, über den bodenlosen Abgrund fort, und nun seine Hände der Hälfte des Weges entgegenreichend und genau die Stelle, wohin wir den Fuss zu setzen und die eine seiner Hände zu ergreifen hätten, anzeigend, gab er uns vollkommen das beinahe verlorne Vertrauen auf uns selbst wieder, so dass uns allen dieser *Saltomortale* prächtig gelang und wir wohlbehalten in einer halben Stunde auf der Lomnitzer Spitze, dem höchsten Punkte Ungarns, 8400 Fuss über der Meeresoberfläche, — anlangten. Die Lobeserhebungen unsers Führers über unsre Ausdauer bei so furchtbarem Wetter hätten uns etwas eitel machen können, wenn die Macht unsrer Gefühle uns Zeit dazu gelassen hätte. —

Auf der Spitze dieses Berges ist eine kleine Pyramide, von losen Steinen zusammengesetzt, auf welcher wieder eine kleine Stange Holz den allerhöchsten Punkt bildet. — Unter den losen Steinen befindet sich ein Töpfchen, wohl geschützt gegen jede

Nässe, mit kleinen Papierschnitzeln, auf denen sich die Besteiger dieses Berges verewigt haben. —

Im Ganzen fand ich 23 Namen, die allerdings meistentheils Ungarn angehörten, davon standen 9 unter demselben Jahre 1840. — Natürlich ermangelte ich auch nicht unsre 4 Namen, nebst dem unsres braven und lobenswerthen Führers aufzuzeichnen, und erlaubte mir zugleich einige Bemerkungen über den Witterungszustand bei meinem Hiersein.

Die obere Fläche des Berges ist so ausserordentlich klein und so steil abstürzend nach allen Seiten, dass schwindelnde Personen sich unmöglich hier aufhalten konnten, jedoch geben die vielen Steinklüfte auch wieder die Annehmlichkeit, dass man sich leicht gegen die hässliche Unbill des Wetters, nur nicht gegen die Kälte verwahren kann. Der Lohn für unsre aufopfernde Bemühung blieb zum Glück nicht aus.

Schon waren wir im Abmarsche begriffen, als ein heftiger Windstoss lostobte und im Nu die Nebel verscheucht waren. — Golden und warm brachen die Sonnenstrahlen hindurch und zu unsern Füssen breitete sich das herrliche Bild der weiten Landschaft aus. — Unmittelbar unter uns lag das Gebirge von Lomnitz, ein wildes Chaos, als hätten hier alle Giganten und Titanen himmelanstürmend getobt, als hätte hier der Alten Edda Götterkampf gerast, — da lag Fels auf Fels gethürmt im tollen Durcheinander und zwischenein funkelten und flimmerten die glitzernden Schneefelder. Die Wässer schäumten brausend hernieder, dabei weite Einsamkeit, kein lebendes Wesen mit den Augen zu erspähen.

Herrlich glänzten die sieben Seen, theils mit ewigem Eise bedeckt, und überall zwischen ihnen das weite, weisse, winterliche Leichentuch, der Schnee. — Diese rauhen und unwirthlichen Gebirgsmassen zogen sich nun in weitem Halbkreise um uns herum, nichts als todter Stein und kalter Schnee, tiefe Klüfte und dunkle Schluchten bis tief in Polen hinein, — hätte uns nur einigermassen das Wetter begünstigt, so hätten wir Krakau gesehen; so blieb es freilich vor unsern Augen verborgen.

Viel freundlicher nahm sich der Süden aus. Dort lag die weite, korngelbe Zipser Ebene mit ihren zahllosen Ortschaften,

deren ich bequem 18 zählen konnte. Nun endlich weiter hinaus der Gebirgszug der Wasserscheide, mit der Königsalpe, im grellen Contrast mit den dicken, dunkel-grünen Waldungen, den maigrünen Wiesenmatten, gegen die kahle, felsichte und todte Nachbarschaft.

Das liebe Schmöks zu meinen Füssen nahm sich so niedlich aus, dass man es hätte in eine Schachtel, als Kinderspielzeug einpacken können, das ganze Oertchen war gross wie die flache Hand einer schönen Frau, und von Menschen, diesem merkwürdigen Gabelthier war keine Spur vorhanden, so sehr wir auch spähten.

Da kam eine Nebelmasse wie ein gespenstiger Riese hergezogen, und aus war es mit der ganzen Aussicht. —

War unsre Tour bergauf gefährlich und im höchsten Grade fatiguant gewesen, so war es die bergab, welche wir jetzt begannen, noch um so viel mehr.

Früher hatten wir doch wenigstens mit den Augen sehen können, wohin wir greifen und uns halten sollten; nun war es jedoch unmöglich, und man musste sich lediglich auf das Tastvermögen der Füsse verlassen. — Dieses Schweben zwischen Himmel und Erde war jedenfalls eine unangenehme Situation, dabei stellten sich auch bald Knieschmerzen ein, da das heftige Anklammern allen ungewohnt sein musste. Ueberdem leiden die Füsse beim Bergabschreiten stets mehr als beim Bergaufsteigen, wohingegen hierbei wieder die Lunge und Brust heftiger gespannt wird.

Eine angenehme Unterhaltung war es, mächtige Felsblöcke die steilen Felswände hinabzustürzen, — wie rasend hüpften diese ungeheuern Steine hinunter, machten kolossale Sprünge, bis sie endlich donnernd zerschellten und ihre Trümmer hoch zum Himmel emporsprangen. Nach dem mühseligsten Marsche von zwei Stunden hatten wir wieder den Lomnitzer Kamm erreicht und das doppelte frohe Bewusstsein, einmal unser Vorhaben glorreich überstanden zu haben und andermals die grössten Gefahren hinter uns zu sehen, machte uns, in Verbindung mit den vorgefundnen Speisen und Getränken, die beste Laune. — Ich muss gestehen, dass ich anfänglich geglaubt hatte, mehr

Mühseligkeiten vor uns gehabt zu haben, ich legte meinen Maassstab nach den schweizerischen Hochalpen den Carpathen an, fand mich jedoch darin glücklicherweise getäuscht.

Die Lomnitzer Spitze ist allerdings der schwierigste zu ersteigende Punkt dieser ganzen Gegend, jedoch trotz alledem jungen, kräftigen Leuten, selbst ohne grössre Vorbereitungen, leicht zu erreichen möglich. Vertrauen auf die eigne Kraft, auf die Geschicklichkeit des Führers und ein gesunder, kräftiger Körper sind hinreichend, um in 10 Stunden angestrengten Marsches diese Excursion zu vollenden. — Ist überdem das Wetter so ausserordentlich ungünstig wie es bei uns der Fall war, und achtet man auf Nässe und Kälte eben so wenig als auf wunde Hände und Kniee, nun so spielt die Geschichte ein Paar Stunden länger und dünkt mir, da sie um so viel schwieriger war, auch um so rühmlicher. —

Sein Hab' und Gut darf man übrigens unbesorgt auf dem Lomnitzer Kamme zurücklassen, denn da dort keine menschliche Seele herumwandelt, so ist jede Besorgniss überflüssig, es müsste denn sein, dass eine naseweise Gemse ihren Hunger an den mitgebrachten Speisevorräthen zu befriedigen sucht.

Nachdem wir uns hinlänglich ausgeruht und gestärkt hatten, verliessen wir den Kamm und langten nach 2 Stunden in dem Kahlbacher Thale am Feuerstein an, wo wir unsre zurückgelassne Reisegesellschaft zu finden hofften. Doch diese war längst zu Hause, eine Inschrift mit Kreide belehrte uns von ihrem gewagten Entschluss: „in Schmöks nicht zu spät zur Tafel kommen zu wollen.“ —

Der kühle, angenehme August-Abend, es war am 15ten, kam uns etwas novembermässig in diesen Regionen vor, und die Aussicht, bald unsern übermüdeten Körper in einem warmen Bade pflegen zu können, trug nicht wenig zu unsrer Eile bei, in der wir, die kleinen Hindernisse und unsre Ermattung kaum achtend, flüchtig fortschritten. —

Das Thal, die donnernden Wasserfälle, die Felsenschluchten, selbst die ganze Alpenwelt lag hinter uns, als wir in die Waldregion eintraten; der Uebergang zu einer wärmern Temperatur war fühlbar und die feine, dünne Alpenluft, die selbst unsre Geruchsorgane geschärft, hatte sich in ein duftendes Kräu-

ter-Aroma verwandelt, welches sich zur grössten Lieblichkeit ausbildete, als es sich mit dem Speisengeruch der Schmökser Garküche vereinte. — Unser Aufzug war so sonderbar, dass die Badegäste uns mit weiten Augen anstarrten. Keiner von uns durfte sich rühmen, mit ganzen Stiefeln zu Hause anzulangen, denn trotz dem, dass ich doppeltes Fusszeug angezogen, — von dem jedoch die Ueberschuhe mir im vollsten Sinne des Worts schon auf der Hälfte des Weges stückweise von den Füssen gefallen waren, — kam ich barfuss im Orte an und eben dasselbe widerfuhr auch unserm getreuen Führer, dahingegen die andern Gefährten sich die Stiefel, wegen ihrer dick angeschwollnen Füsse, — abschneiden lassen mussten. — Die Beinkleider hatten ein ähnliches Schicksal erlebt, theils an den rauhen Felswänden durchgescheuert, theils an den scharfen Granitzacken zerrissen, präsentirten sich die Knieen sehr öffentlich und es bedurfte einiger künstlerischer Anordnungen und eines antiken Faltenwurfs, um andre Zweideutigkeiten zu bedecken. —

Ach o Jammer! Jammer! über unsre Röcke. O wie zerfetzt, zerrissen, zerlumpt sah unsre stattliche Schönheit aus! — Hätte ich eine Geliebte gehabt, und hätte die mich jetzt in diesem bettlermässigen Costüm gesehen, — o, ich hätte „einen schönen Kerl" bekommen.

Kleider machen Menschen und Menschen machen Kleider! Beides sind unumstössliche Sätze, — demzufolge machte ich mich zum Menschen und pries im Geiste den holdseligen Schneider, der mich wieder als der Zahl kultivirter Badegäste durch seine Machwerke angehörig erscheinen liess.

So wie zur Besteigung der Lomnitzer Spitze der beste Ausgangspunkt sich in Schmöks darbietet, so ist Hradek im Liptauer Comitat der beste Punkt, um auf den Kriwan zu gelangen, und so wie die Lomnitzer Spitze die Uebersicht über die östlichen Alpenzweige gestattet, so dient für die Liptauer und Arvaer Alpen der Kriwan, für die Centralkette mit den nördlichen polnischen Ausläufern aber die Eisthaler Spitze. Um uns genauer mit der eigenthümlichen Bildung und Gestaltung des Gebirges bekannt zu machen, verliessen wir Schmöks und begaben uns auf den Nordabhang der Carpathen in das hochgelegene Hüttenwerk von Javorina, zu dem von hier aus vier

Wege möglich sind, und zwar der Fahrweg über Kaesmark und das Dorf Dsjar, dann die Alpenwege über die sogenannten Kupferschächte oder über den polnischen Kamm in das obere Bialkathal, wobei man zugleich den Besuch des Fisch-Sees und des Meerauges mitnehmen kann, oder endlich die schwierigste Route, die nur selten von Fremden betreten wird, welche jedoch in vieler Hinsicht empfehlungswürdig ist, durch das grosse Kahlbachthal, durch die vordern und hintern Eisthäler in das Javorathal und nach Javorina. Für schwächliche Personen ist nur der Fahrweg möglich, für gute Fussgänger der Weg über die Kupferschächte und für geübte Alpensteiger die beiden letzteren Wege. Der Weg über den polnischen Kamm führt von Schmöks aus in das Völker-Thal und zu dem Völker-See, von dem man aufwärts steigend auf den Gebirgskamm gelangt, welcher die Grenze zwischen Ungarn und Galizien bildet. Man steigt von ihm in das obere Bialkathal hinab, folgt dem Laufe des Baches und wendet sich endlich bei dem Sieben-Granatenberge westlich, nachdem man vorher so lange in nördlicher Richtung gegangen war. Mnn betritt hier das Thal, in welchem die Wasser des Fisch-Sees sich einen Ausgang in die Bialka gebrochen haben, und man thut Unrecht, die Bialka aus dem Fisch-See abzuleiten, da ihre eigentlichen Quellen in drei Thälern entspringen, die sämmtlich südlicher gelegen sind und vom Böhmischen und Gefrornen See am Nordfusse des polnischen Kammes, des Wisócka und an den Ostabhängen vom Szirocko und Do-Zabim entspringen. Erst in der Gegend des Böhmischen Sees tritt man in die Krummholzregion, und erreicht darauf bald, immer stark abwärts steigend, in dem Poduplaszky-Thal, welches richtiger das obere Bialka-Thal hiesse, den Sieben-Granatenberg und Sucha-Dodina links lassend, das Fischsee-Thal, bei welchem man aufs neue die Krummholzregion betritt. Der Fisch-See ist in seiner Grösse allgemein überschätzt worden, wozu wohl die ausserordentlich hohen Felsen an seinem Süd- und Ostufer, die sich in einer senkrechten Höhe von mehr als 2000 Fuss erheben und sich in beinahe senkrechten Abstürzen hart an das Seeufer ziehen, vieles beitragen. Der See, welcher beinahe eine kreisrunde Form bildet, besitzt ein sehr durchsichtiges, dunkelgrünes, reines Wasser und

die ihn bewohnenden Fische sind wegen Mangels an Nahrung ausserordentlich mager. Ostwärts des Sees treten die Felsen ein wenig zurück und es befindet sich auf der dadurch gebildeten Terrasse das, etwas kleinere, Meerauge von unergründlicher Tiefe, ebenfalls von senkrechten Felsen, dem Hruby, Zali, der Sucha-Dodina und andern hohen Spitzen umringt. Das Meerauge steht durch einen Felsendurchbruch und einen schönen Wasserfall mit dem unten liegenden Fisch-See in Verbindung und die Entfernung beider kann bergauf in einer halben Stunde zurückgelegt werden. Um über den Fisch-See zu kommen, befindet sich auf demselben ein Floss, dessen Führer polnische Hirten sind und zur Aufnahme der Reisenden, die eine Mondnacht in dieser imposanten Alpenwelt zubringen wollen, ist von dem Besitzer der Gegend ein hölzernes Blockhaus am Südufer des Sees neben seinem Durchbruch und Abflusspunkte aufgebaut worden. Vom Fisch-See aus gelangt man, indem man in westlicher Richtung die Rastokka (Wasserscheide) übersteigt, und dabei durch den infamen Weg hinreichend ermüdet wird, zu dem Thal der fünf polnischen Seen, die am Tichyberg, dem Knotenpunkt des ungarischen Tichy- und Koprovaer Thales, beginnen und in nordöstlicher Richtung, durch Wasserfälle mit einander verbunden, zwischen beinahe senkrechten Felsenabstürzen, in das Bialkathal ausmünden. Ist man in der Art mit Vorräthen versehen, dass man bei den fünf Seen übernachten kann, so rathe ich Jedem, von hier aus die westliche Rastokka zu übersteigen und in das Siebensee-Thal (bis jetzt beinahe unbekannte Herrlichkeiten) sich zu begeben. Will man den mühevollen Weg nicht wieder zurückmachen, so kann man das Siebensee-Thal verfolgen und endlich nach dem galizischen Hüttenwerke Sakopana gelangen. Ein andrer Weg, wobei man natürlich sich an das Beispiel der Gemsen halten muss, und der vielleicht mit zu den gefährlichsten gehört, erlaubt uns, zwischen dem Krzysno und dem Tichy in das Tichythal nach Ungarn hinüberzukommen und dieses verfolgend, entweder das Koprovaer Thal oder das Thal der Bela abwärts nach Hradek zu gelangen. Alle jene Punkte, die wir hier erwähnten, gehören so wie das ganze obere Bialkathal zu den beinahe noch ganz unbekannten Punkten der Tatra und grade für den Botaniker

sind sie reich an bis jetzt kaum geahnten Schätzen. Das Fünfsee-Thal so wie das Fischsee-Thal führen uns abwärts zu der Bialka, dem wir folgend, das Grenzdorf Jurgow, oder uns auf die ungarische Seite ostwärts zurückwendend, das Hüttenwerk Javorina, oder endlich westwärts die Vorberge übersteigend, das polnische Dorf Bialy erreichen. Wer bereits durch diese Touren ermüdet, wessen Zeit beschränkt ist, der folge dem letzten Wege und reise von Bialy nach Koscielisko, wo er bereits die pittoresken Kalkformen vorfindet, die dieses Thal mit seinen steilen, eng zusammengeschobnen, senkrechten Felsenwänden, seinen reichen Naturschönheiten zu einem der sehenswerthesten Punkte der Carpathen machen und von dem man aufwärts steigend, zwischen dem Pisna und dem Szmerjeczini nach Liptau oder zwischen letzterem und dem Tomanovo in das obere Tichythal und durch dieses wieder nach Hradek gelangen kann.

Jedoch gebe ich der süssen Hoffnung Raum, dass meine geneigten Leser nicht zögern werden, mir nach Javorina zu folgen, da ich ihnen eine eben so gute Gemsennatur wie die meinige zutraue und wir in diesem Hüttenwerke jene ungarische Gastfreundschaft immer vorfinden werden, die zur Stärkung bei solchen Reisen nöthig ist. Es möge jeder zukünftige Reisende sich nur unmittelbar bei dem Chef des Werkes melden, um einer guten Aufnahme, Ausrüstung mit Pferden und Führern sicher zu sein, da dieses der beste Punkt zur Erforschung des innersten Tatrastockes ist.

Der zweite mühsame Bergweg von Schmöks nach Javorina, dessen ich oben Erwähnung that, führt durch das uns bereits bekannt gewordene grosse Kahlbach-Thal aufwärts zu dem vordern Eisthale, in dem wir den einzigen sogenannten Carpathengletscher, der jedoch nur ein mit ewigem Eise von hellblauer, weiss geaderter Farbe bedeckter See ist, den ringsum Schneefelder, die bis über 8000 Schuh hoch in einer Dossirung von circa 40 Graden hinaufsteigen, umsäumen, — vorfinden. Die Ersteigung des vorderen Eisthales, die Erkletterung dieser Schneefelder mit Hülfe von Alpstock und Bergeisen, ist nur bei vollkommen heller Witterung, wenn kein frischer Schnee gefallen ist, möglich. Wir erreichen somit den tiefsten Gebirgs-

einschnitt des höchsten Tatrakammes und zwar 7200 Schuh hoch, um dann nordwärts durch das weniger gefährliche hintere Eisthal, in dem wir höchst auffallend die Muränenbildung der Schweiz an den Rändern der ewigen Schneefelder wiederfinden, zum Gefrornen-See hinabzusteigen, von hier aus den dürren Grund, das Javorathal und in ihm die Waldregion zu erreichen. Verfolgen wir dieses Thal in nordwestlicher Richtung, so bleibt uns südöstlich der Eisthaler-Thurm liegen, von dem sich der Zug der Lomnitzer Spitze mit dem rothen See-Thurm und andern über 8000 Schuh hohen Punkten östlich zieht, ein zweiter Zug aber mit beinahe eben so hohen Hörnern sich nördlicher erstreckt und an deren Fusse sich der schwarze See unmittelbar unter dem Eisthaler-Thurm, der Pflocksee und noch ein unbenannter See befinden, während der grüne und rothe See dem ersteren Zuge angehören und ihre Gewässer, wie die der Fünf-Seen im Kahlbachthale gegen Norden abfliessen. Die nördlich laufenden Seeabflüsse vereinigen sich sämmtlich im Javorathale und bilden endlich, nachdem sie die Hüttenwerke von Javorina getrieben haben, einen Nebenfluss der Biala, in die sie bei Jurgow münden. Da es ohnehin zur Besteigung des Eisthaler Thurmes, des gegenwärtig, durch Messungen, als die höchste Spitze der Tatra anerkannten Berges, nöthig ist, den Kamm zwischen den vorderen und hinteren Eisthälern zu erreichen, so ist es möglich, bei der Zurücklegung des eben beschriebnen Weges, diese Bergbesteigung gleich mitzunehmen, jedoch würde dann, da die Tour für einen Tag zu gross wäre, es nöthig, wenn man von Schmöks kommt, im obern Kahlbachthale, oder, wenn man von Javorina kommt, beim Gefrornen-See oberhalb der Krummholzregion zu übernachten, wobei man allerdings, da man kein Brennmaterial bei der Hand hat, solches mitbringen oder frieren muss. Ich unternahm die Besteigung des Eisthaler-Thurmes, da meine Zeit nicht so gemessen war, in grössrer Ruhe von Javorina aus, wobei es dann auch möglich ist, ohne sich zu sehr zu ermüden, alle Naturschönheiten zu geniessen.

Bei dieser interessanten Alpen-Excursion waren die einzelnen Theilnehmer derselben durch ein wunderbares Spiel des Zufalls merkwürdig zusammengewürfelt. An der Spitze unsrer kleinen Caravane stand der Koryphäe der geographischen Wis-

senschaft, Hr. Professor Carl Ritter aus Berlin, ihm folgte Mr. John Ball, ein tüchtiger Botaniker aus Dublin, ein Philolog aus Polen und ausser mir noch ein ungarischer Landschaftsmaler nebst der nöthigen Bedienung. Hoch zu Ross und Wagen verliessen wir nach Tisch Javorina, das Javora-Thal aufwärts steigend, bis die dunkle Nacht eingebrochen war, so dass es den Zurückgebliebnen beinahe unmöglich wurde, auf dem schrecklich schlechten Wege uns, die wir in der Zeit unter dem Schatten eines weitästigen Ahorns Halt gemacht und ein grosses Feuer angezündet hatten, zu folgen. Endlich war die Gesellschaft versammelt, man lagerte sich fröhlich und nahm das frugale Nachtmahl ein, wobei ein improvisirter Thee in Berücksichtigung unsres englischen Begleiters nicht fehlen durfte, und legte sich dann, in Decken und Mäntel wohl eingehüllt, theils in die Wagen nieder, theils auf den Boden der Erde, der vorher mit Tannenreisig überdeckt war.

Der frühe Morgen weckte uns und, obwohl hier und da leichte Wölkchen sich aus den Felsenritzen hervorstahlen, so hofften wir dennoch auf einen heitern, belohnenden Tag. Mein geschickter Kammerdiener, Mikso, bewillkommnete uns mit dem bereits fertigen Caffee und frischer Alpenmilch und, nachdem Pferde und Wagen unter Aufsicht zurückgelassen waren, verliessen wir unsre von Felsen umgrenzte, mit reicher Vegetation bedeckte Lagerstätte und bahnten uns mühselig durch die wild verwachsene Wald- und Krummholzregion, den schäumend kochenden und donnernden Wasserfällen der Javora vorüber, aufwärts den Weg, bis wir endlich den dürren Grund erreichten und seine erste Terrasse erkletternd, auf weicher Alpenmatte der starren Wand, in circa 5000 Schuh absoluter Höhe gegenüber, uns zum zweiten Imbiss lagerten. Noch waren wir damit beschäftigt, als die Nebel sich thalaufwärts drängten, uns einhüllten, hier und da zerrissen, um uns die sonnenglänzende Grossartigkeit der Alpenwelt bewundern zu lassen, und endlich in dickem Regen sich über uns ergossen. Durch unsre Bitten liess sich endlich jetzt der unermüdlich ausdauernde, grosse Geograph bewegen, in Begleitung des Philologen und einiger Dienerschaft, den Rückweg anzutreten, während wir Uebrigen lustig vorwärts stiefelten und, da wir bald die Unfähigkeit unsres

Führers einsahen, uns mehr auf unser eignes Glück verliessen. Beim Gefrornen-See machten wir Halt und sammelten neue Kraft, um jene Schneefelder zu erklettern, die die hintern Eisthäler bildend, senkrecht vor uns nieder zu hängen schienen. Während unser Botaniker hier und da die absolute Höhe annähernd durch das Vorkommen der Pflanzen entschied, der Maler seine Skizzen machte, bewunderte ich die beinahe horizontalen Schichtungen des Granites, die sich als riesige Bänke auflagerten und deren Terrassen, schwer zu ersteigen, nur durch ihre Grobkörnigkeit den Füssen und Händen einen Haltpunkt gaben. Um uns vor den gefährlichen Schneefeldern zu behüten, folgten wir den seitwärtigen Muränen und von Regen und Schnee, von Schweiss und Spritzwasser bis auf die Haut durchnässt, dann und wann durch einen Fernblick über die Gebirgshäupter nach Ungarn und Polen ins flache Land hinein, mitten durch die zerrissnen Nebelschleier, gelabt, erreichten wir den höchsten Punkt, wo alsbald unser Engländer seine Kochmaschine hervorholte, um uns durch eine Suppe zu stärken, die der Lohn unserer Bemühungen sein sollte. Da trieb der Sturm die Wolken aus einander und — o Täuschung! die Eisthaler-Spitze lag noch weit von und über uns. Höchst resignirt packten wir die Kochmaschine ein und begannen aufs neue den Kampf mit Wind und Wetter, bald ab-, bald aufwärts mit Lebensgefahr kletternd, bis wir endlich nach hundert verschiednen Bemühungen einen Gemsenpfad fanden, der uns zu dem Ziele unsrer Wünsche führte. Der Gipfel der Kolba oder des Eisthaler-Thurms ist lang und schmal, eine durch über einander geworfne Felsmassen gebildete Gräte von feinkörnigem, grünlich grauen, leicht in Schichten spaltenden Granit, in geschützten Steinklüften noch hier und da die höchste Alpenvegetation, *Anemone glacialis* u. s. w. zeigend. Hier versagte nun die belohnende Kochmaschine aus Mangel an Spiritus ihren Dienst und wir begnügten uns, zu unsrer Stärkung die trockne Gallerte mit einem Trunke Weines zu uns zu nehmen, dann aber einen kürzeren Weg mit der grössten Gefahr verfolgend, hinabsteigend, in dem vierten Theile der Zeit, zu unserm vormittägigen Frühstücksplatze gelangend und unser Nachtlager erreichend, fanden wir dort unsre Pferde,

die uns nach Javorina zum warmen Kamin und zur höchst nöthigen, erquickenden Abendtafel führten.

Man kann, während der Weg aufwärts zum Eisthaler-Thurm 12 bis 14 Stunden in Anspruch nimmt, ihn abwärts in 4 bis 5 Stunden machen und ich gab die vorhergehende Skizze unsrer Excursion, um den Nachfolgern in derselben dadurch eine kleine Anleitung zu geben. Will man sich jedoch damit begnügen, die Eisthaler Spitze, das obere Bialka Thal, das Thal von Pod-Uplasky, die Berge des Fischsees, der polnischen Fünfseen und Siebenseen, die Opalena übersichtlich in ihrer Lagerung anzuschauen, so rathe ich aus eigener Erfahrung, entweder den steilen, durch seine Höhle berühmten Kalkfelsen Muran, zwei Stunden hinter Javorina, oder die Konsky-Holla und den Schirocko zu besteigen. Zu diesem letzteren gelangt man von Javorina das Viviri-Thal aufwärts steigend, und dann dem Kamm des Gebirges folgend, binnen 6 Stunden zu jenem Knotenpunkt, von wo die starre Wand sich mit dem polnischen Kamm in Verbindung setzt, der Südabfall des Zabim das obere Bialka-Thal, der Westabhang, der Holicza und des Oplaszky das untere Bialka-Thal begrenzt. Diese Gebirgsmasse hat in der ganzen Tatra den schönsten, rothen, grobkörnigen Granit, in dem nicht selten der Glimmer eigne kompakte Nester bildet und der fleischrothe Feldspath als eigne abgesonderte Steinmasse auftritt. Hat man so mit hinreichender Musse diese hohen Gebirge durchforscht, das letzte Paar Schuhe zerrissen, so sucht man dann allerdings gern wieder die Ruhe auf, wenigstens für einige Zeit, theils um die Früchte seiner Expeditionen zu ordnen, theils um seine Bemerkungen niederzuschreiben.

Der Monat August und September ist am meisten zu empfehlen, d. h. jene Zeit, wo der alte Schnee verschwunden und noch kein neuer erschienen ist. Der Botaniker beginne mit dem ersten Frühjahre hier im Monat Juni, in den warmen Thälern sein Herbarium zu füllen, schliesse sich im August dem Geologen und Mineralogen an und gehe wo möglich von der wärmeren Südseite, von den Vorbergen der Königsalpe, von den Liptauer niedern Alpen nach Schmöks zu den höhern und von diesen nach Javorina zu dem nördlichen Abfall des Stocks der Carpathen über.

Höhenmessungen
in verschiedenen Punkten Ungarns.

Leider sind in Ungarn noch ausserordentlich wenig Höhenmessungen angestellt, die meisten jedoch in der, von wissenschaftlichen Reisenden am stärksten besuchten Tatra, wo Wahlenberg namentlich als derjenige genannt werden muss, der am anhaltendsten Vermessungen anstellte. — Im Folgenden stelle ich die mir bekannt gewordenen vorhandenen Resultate von Vermessungen zusammen, die grösstentheils und am richtigsten vom Vorgenannten bestimmt sind.

I. Arvaer Gespannschaft.

Quellgebiet der schwarzen Arva, nach Wahlenberg:

Dorf	Szuchahora	2421	Fuss
„	Zuberetz	2295	„
„	Habooka	2175	„
Sumpf	Bory	1900	„
Ort	Trsztenna	1819	„
bei	Podbiela	1682	„
Ort	Dluha	1550	„
„	Arva	1546	„
„	Kubin	1296	„
„	Barnitza	1294	„
bei	Kralóván	1235	„
Carpathischer Gebirgszug Berg	Rohats	6407 od. 6675	Fs.
an der Grenze Galizien's, Arva's und Liptau's			
Berg Wolovetz oder	Ochsenberg	6000 od. 4995	Fs.
im Westen Berg	Chots	4913	Fuss
kleine	Tatra	3497	„

II. Liptauer Gespannschaft.

Quellgebiet der schwarzen und weissen Waag	2689	Fuss
Belansko	2382	„
Wichodna	2319	„
Pribila	2255	„
Szmrestan	2094	„
Hradek	1848	„
St. Nicolau	1697	„
Rosenberg	1359	„

Quellgebiet der schwarzen und weissen Waag Lubochna	1289	Fuss
In der Tatrakette der Krivan nach Wahlenberg .	7583	=
nach Andern	7800	=
Der Weg über den Berg Teufelshochzeit . . .	3696	=
In der Sohler Alpenkette Dumbér	6170	=
Zwischen Thurotzer u. Liptauer Comitat Csérni Kamen	4300	=
Der Boryssow bei Wahlenberg Bisztrov gen.	3876	=
Der Postweg von Liptau nach Thurotz	3721	=
Das Malusinaer Hüttenwerk	2111	=
Das Ipolitza Thal	2732	=
Das schwarze Waag-Thal	2200	=
Der Pribiliner Carpathensee	5230	=
Berg Nepihibba	6122	=

III. Thurótzer Gespannschaft.

In der Tatra, an der Liptauer Gespannschaft angrenzend Klak	4168	Fuss
Stoch	4876	=
Thurótzer Krivan	5300	=

IV. Gömörer Gespannschaft.

Der Gebirgsknoten dieses Comitats, Königsalpe . . im Zusammenhange mit der Sohler Alpenkette.	5100	Fuss
Die Alpe Babina	3800	=
Der Ochsenberg oder Wolowetz	4200	=

V. Béregher Gespannschaft.

Die Ausläufer der Carpathen sind bei Veretzke .	3594	=

VI. Marmaroser Gespannschaft.

Folgende Spitzen und Dörfer im nordöstlichen und südöstlichen Zuge Pietrosz	6882	Fuss
Trojaga	4632	=
Dorf Körös mezö	2298	=
= Borsa	2088	=
Salzgrube Sandorfalva	1644	=
= Talaborfalva	1638	=
= Kerekhégy	1554	=
Dorf Ráho	1512	=
Kronmarkt Tetsö	1370	=
= Huszt	1314	=

VII. Zipser Comitat.

Die eigentliche Tatra, als Hauptstock der Carpathen, im Norden des Comitates, enthält nach Wahlenberg's Messungen:

a) Gebirgsspitzen.

Eisthalerthurm über	8140 od. 8400 Fuss.
Lomnitzerspitze	7942 od. 8133 =
Hundsdorferspitze	7800 Fuss.
Grüneseespitze	7700 =
Kaesmarkerspitze	7300 =
Gerlsdorferspitze	7300 =
Gr. Schlagendorferspitze	7200 =
Rotheseethurm	7200 =
Kahlbachergrat	6595 =
Weisseseespitze	6700 od. 6498 Fuss.
Hinter-Leithen	6184 Fuss.
Stirnberg	5899 od. 6471 =
Durlsberg	5586 od. 5894 =
Sattelpass	5379 od. 5686 =
Nösschen	4571 Fuss.
Kaesmarker Meierhof	4038 =
Zipser Magura	3500 =
Lomnitzer Meierhof	2678 =
Mengsdorferspitze	7700 =
Wisokka	7800 =
Gerlsdorfer Kessel	7300 =

b) Gebirgsseen.

Poprader Fischsee	4510 Fuss.
nach Andern	4389 =
Grüne See	4695 =
Weisse =	4918 =
Völker =	4997 =
Trichter =	5269 od. 5453 Fuss.
Rothe =	5472 od. 5545 =
Langesee im Völkerthal	5817 od. 5885 =
Hintzkaersee	5835 od. 5686 =
Die Fünfseen	6121 od. 6309 =
Grosse Fischsee	4200 Fuss.
Völker See	5066 =

c) Ortshöhen.

Dorf Tsorba	2516	Fuss.
„ Mengsdorf	2382	„
„ Lautschburg	2233	„
Höhe vom Dorf Botsdorf	2205	„
Ort Völk	2062	„
Dorf Gr. Schlagendorf	1997	„
Stadt Kaesmark	1850	„
Dorf Alt-Walddorf	2215	„
„ Vorberg	2016	„
„ Roks	1041	„
Vom Nösschen	2702	„
Die Wasserscheide zwischen dem baltischen und schwarzen Meere, zwischen den Quellen der Hernad und Popprad bei Popprad	1860	„
Badeort Schmöks	3077	„
Javorina	3084	„
Sennerei (Koschar) der Stadt Kaesmark	4112	„
Pass Prislopp bei Dsjar	3359	„
Dorf Lomnitz	2000	„
Schloss Dunajecs	1893	„
Dunajecs bei Maniov	1693	„
Dorf Dsjar	2585	„

Neuntes Capitel.

Schlusskapitel. Endbetrachtungen über die Richtung des Landes an und für sich und in Berührung und im Kampf mit Aussen. Der nothwendige Sieg der Nationalität.

Der eigenthümliche Kampf der Meinungen und Ansichten, der jetzt in Ungarn sich so bemerkbar macht, diese ununterbrochene Reihefolge von *Actio* und *Reactio*, wie sie in den

Versammlungen der Nationalrepräsentanten in jeder Debatte zu Tage treten, ist die Ursache, dass das ganze gebildete Europa gegenwärtig mehr als früher seine Blicke auf dieses Land wirft, und man sich Mühe giebt, seine Verhältnisse im Innern, wie gegen Aussen näher kennen zu lernen. — Der absolute Magyarismus, unduldsam gegen jedes fremde, und doch in Ungarn einheimische Leben, in seiner scharfen Journalpolemik gegen slawische, wie deutsche, wallachische, wie siebenbürgisch-sächsische Korporation, erweckte sich so selbst schlafende Gewalten, die durch behagliche Ruhe von Jahrhunderten eingewiegt, es gar nicht für nöthig erachtet hatten, ihr eigenes nationelles Leben, ihre selbstständige nationelle Existenz zu beschützen und zu vertheidigen. Als aber das junge Ungarn mit der Forderung auftrat, dass jeder, der Ungarns Gauen bewohnt, ihm auch mit Leib und Seele, mit Sprache und Sitte angehöre, dass in dem Völkerconglomerat fortan jeder Staat im Staate fortfallen müsse, und um das grosse Ziel des zeitgemässen Aufschwunges zu erreichen, allgemeine Einheit, also auch absoluter Magyarismus nöthig sei, — — da, sage ich, — erwachten die Oppositionen und natürlich am stärksten und heftigsten unter den Völkern slawischer Abstammung, deren wichtige Lage im Königreich Ungarn daraus hervorgeht, dass in folgenden Comitaten gar keine rein ungarische Ortschaften sind, die obenein noch die entscheidende Grenzlinie gegen auswärtige slawische Nationen als Stützpunkt besetzt halten: Im Westen gegen Mähren: Trenchin, im Norden gegen Polen: Arva, Liptau, — an diese mehr gegen Süden sich anlegend: Sohl, Thurócz, — dann weiter an der polnischen Nordgrenze sich fortdehnend: Zips, Saros; endlich im Südosten gegen Siebenbürgen und den rein illyrischen Banat: Krasso, — weiter die Südgrenze umgreifend im slavonischen und kroatischen Reviere: Posega, Agram, Varasdin, Kreuz. — So fehlt also in dem weiten Kreise an den Grenzen angelagert ganz das vorherrschende magyarische Element, und steht noch im Nachtheil und Minorität in den, von diesen rein slawischen Gespannschaften, nach dem Innern zu sich ausdehnenden 17 Comitaten, so dass die über 4 Millionen starken slawischen Stämme in 29 Comitaten dominiren, während die magyarischen Stämme in 23 Gespannschaften die Oberhand

haben und zwar in einer Anzahl von 3,500,000 Köpfen, also beinahe um eine Million geringer.

Von einer Geltendmachung des deutschen Elementes kann aus zwei sehr wichtigen Gründen keine Rede sein, 1stens weil die Deutschen hier wie überall kein rein deutsches Element bewahrt haben, sondern so wie in der Heimath es auch hier nur deutsche Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringer, Elsassen, Tyroler, Oesterreicher giebt, und folglich die Gesammtzahl nicht ein Ganzes bildet, noch wichtiger ist aber 2tens, dass die Deutschen nur ½ Million stark, gegen die siebenmal stärkeren, an Geist empfänglicheren und lebhafteren Magyaren in Betracht kommen können.

Die mehr als eine Million starken Wallachen fallen noch mehr bei dieser Frage in den Hintergrund, sowohl der Zahl, als namentlich wegen ihrer tiefen und untergeordneten Bildungsstufe, die ihnen ganz die einstweilige Möglichkeit einer politischen Bedeutung raubt. —

So kann also bei der Erläuterung, wie dieser Meinungskampf enden und welche Macht die Oberhand behalten wird, nur von Magyaren und Slawen die Rede sein. Wir haben oben gesehen, dass auch das slawische Element nicht rein ist, sondern dass es mehr noch als die in Ungarn ansässigen Deutschen, aus vielen Atomen zusammengesetzt und gebildet ist, — wobei aber der gewaltige Unterschied stattfindet, dass während die Deutschen nie eines Sinnes, als höchstens in Stunden der grössten Gefahr sind, die Slawen wie eine eiserne Kette zusammenhalten und namentlich jene, die den Rückhalt der russischen Kirche haben, viel mehr durch ihre Interessen, religiöser wie politischer Form an dem russisch-slawischen Ganzen, als an ihrem Vaterlande Ungarn hängen.

Diese verschiedene religiöse Richtung ist die einzige Störung in der fest zusammengewachsenen slawischen Einheit und sie zeigt sich am stärksten unter den südlichen illyrischen Volkstämmen, wo mehr als Schimpfwort, denn als ehrenvolle Bezeichnung, die griechischen *non-unitus* Gemeinden Raazen, die griechischen *unitus* Gemeinden aber Schokaczen genannt werden. — Das südliche, rein griechische Ufer, mit seinem Hauptstützpunkte in Serbien, und durch dieses, im Zusammenhange mit der Wal-

lachei und Moldau in Russland, ist ein lebhafter Schauplatz des Hasses zwischen Raazen und Schokaczen, — wo man letztere als Abtrünnige betrachtet und die Bezeichnung, als denselben angehörend, das Gegentheil eines Komplimentes ist. — Anders ist es allerdings im Norden, wo das polnische Nationalgefühl, und also auch der katholische Ritus herrscht, dort sind sämmtliche slawischen Stämme römisch-katholisch und stehen also auch entfernter von den reingriechisch confessionirten Russen, obwohl die Ruthenen oder Oroszok russischer Abkunft sind. —

Das überwiegende Gebäude der slawischen Nationalität hat also nunmehr schon einen wichtigen Fehler in seiner innern Construction, indem das russische Princip gerade nur auf der, von Russland am entferntesten Südwest-Grenze und Süd-Grenze auftritt, während in den Nordprovinzen und Nordöstlichen, die Russland am nächsten stehen, polnische Gesinnungen, fester Katholicismus und ungeneigte Stimmung für den slawischen Kolossen sich sichtbar machen — dafür aber geistiger Zusammenhang mit allem was an Polen hängt, was dieses unglückliche Volk nur im geringsten angeht. —

Der zweite wichtige und entscheidende Punkt bei der Betrachtung über das slawische Uebergewicht und Annäherung nach Aussen an Russland geht aus dem Ersten hervor. Die katholische Geistlichkeit, dieser innig verwachsene Knoten, geschürzt an den römischen Stuhl Petri's, hat einen unbeschränkten und grenzenlosen Einfluss über den slawischen Bauer, sei er rein katholisch oder *unitus*-katholisch, er ist es, der die geistige Entwickelung des Bauern befördert oder verhindert, er ist es, der durch Glauben oder Aberglauben, durch Furcht und Bedürfniss denselben an sich knüpft und von sich abhängig macht, seinen Anwalt gegen die Herrschaft spielt, den Vermittler beim Comitate macht, kurz er ist das, was in den Jesuiten-Missionen Süd-Amerikas diese den Indianern waren. — Nun hat aber die katholische Geistlichkeit durch die ungarische Gesetzgebung eine sehr ehrenvolle und entscheidende Stellung im Staate bekommen, jeder katholische Pfarrer nimmt Theil an den Comitatscongregationen und hat sein Votum, das er aber nicht selbstständig giebt, sondern nach Wunsch und Willen seines vorgesetzten Bischofs und so durch festes Zusammenhalten das durchsetzt,

was unmöglich schien, — den Sieg über die Opposition davonträgt, weil diese nicht so einig und in ihrem Freiheitsgefühl nicht von dem entscheidenden Willen eines Einzigen geleitet wurde. — Ist nun aber durch solche doppelte Bande der katholische Pfarrer und Seelsorger, der Lenker seiner untergeordneten Bauern, einmal durch Auszeichnungen und Privilegien an den Staat, andermals durch seine kirchlichen Dogmen und Normen an den römischen Stuhl geknüpft, so hört jede Neigung nach Russland auf, und um so mehr, je beschränkter sich dort die katholische Kirche sieht, je krasser die Spannung zwischen Papst und Kaiser sich zeigt. —

Soll sich aber ein selbstständiger slawischer Körper im Gegensatz zum Magyarismus in Ungarn bilden, so muss er durchaus einen Rückhalt haben, da in ihm selbst keine politische Selbstständigkeit und Kraft ruht, und welches soll denn dieser Rückhalt sein? unstreitig ein anderer selbstständiger politischer Körper, ein einflussreicher slawischer Staat, denn Oesterreich ist in seinem Kern, in seinem Kaiserhause ächt deutsch, das katholische slawische Polen existirt nicht mehr und einen andern slawischen Staat giebt es nicht. — Vielleicht wird man das slawische Böhmen anführen und in so fern als wissenschaftliche Bestrebungen im Spiel sind, wird auch Oesterreich nie die Amalgamation seiner slawischen Elemente hindern, es ist der Sinn für Kunst und Wissenschaft einmal erwacht und der gehört, möge er in slawischer, ungarischer oder otaheitischer Sprache getrieben werden, der ganzen Welt an, ist kosmopolitischer Natur. — Dass aber Oesterreich nicht politische Verbindungen zwischen Slawen Ungarns, Böhmens und Mährens gestatten oder gar eine staatliche vereinigte slawische Geburt dulden kann, bedarf keines Wortes mehr. — Somit hat der ungarische Slawismus, da er nur auf sich beschränkt ist, auch keine Bedeutung für die Welt, er ist durchaus unpolitischer Natur, eine reine Reaction, die natürlich hervorgerufen wurde, als die *ultra* magyarische Action zu stark und etwas demüthigend auftrat. —

Uebersehen wir aber die letzten Vorfälle der Neuzeit, so finden wir auch gleich, dass es keine katholische Slawen waren, die sich mit Händen und Füssen gegen die absolute Einheit des Vaterlandes stemmten, die von einem slawischen Staate im Staate

träumten und sogar mit russischem Rückhalt drohten, — nein dies waren lutherische Slawen und griechische *Non-uniti,* — und hierbei bestätigt sich, was ich oben von dem Einfluss und der unbeschränkten Gewalt der Geistlichkeit über ihre Gemeinden geäussert habe, denn die Bannerträger des Panslawismus waren lutherische Geistliche, lutherische Professoren, — allerdings nur wenige von Vielen, — da diese Klasse Männer die achtungswertheste Stellung einzunehmen verdient und namentlich dort, wo sie den Deutschen angehören, sich die Achtung und Verehrung Jedermanns, selbst der katholischen Staatsbürger zu erwerben gewusst haben. — Man mag es wohl nur eine Unbesonnenheit nennen, dass so mancher hochgeachtete Geistliche und Professor seine Lage als Glied des ganzen Verbandes, den man Staat nennt, und dem er also unmittelbar angehört, — also auch sein eigenes Wohlsein und Vortheil so weit vergass, und zum lebhaftesten Widerstande auftrat. Nur der ebenso lebhaften und anmassenden Anforderung der Ultra-Magyaren muss man es zuschreiben, dass die Opposition plötzlich in Feuer und Flamme aufflackerte und hätten die würdigen Männer etwas mehr Politik besessen, so hätte der Gedanke, dass ihre vermeintlichen Feinde kaum reifgewordene, soeben aus ihrer bildenden Hand hervorgegangene Juristen waren, und Betyarismus für Nationalität ansahen, — weniger Schmerzliches für sie gehabt und die Journal-Literatur wäre um ein bedeutendes Quantum Polemik, die Presse aber um einige Ballen slawische, deutsche und ungarische Brochüren gekommen. —

Man muss es bei der Abwägung dieser Völkerverhältnisse immer im Auge behalten, dass die akatholischen Religionen nicht viel mehr als tolerirt sind, dass katholische Geistlichkeit auf dem Landtage in Masse repräsentirt wird, der lutherische Bauer aber weder als Lutheraner in seiner Religion, noch als Bauer seine Repräsentation geniesst, hingegen der reformirte Magyar, wenn auch nicht als Reformirter an und für sich, so doch als reformirter Edelmann sein entscheidendes Votum giebt oder vorbehält. — Während nun für katholische, griechische und reformirte Kirche die Chancen mittel- oder unmittelbar gut stehen, sind dieselben für den Lutheranismus, — höchstens einige lutherische Städte-Repräsentanten von wenig Einfluss abgerechnet, — ganz ungün-

stig und somit auch eine slawische Opposition der lutherischen Seite ohne politische tiefere Tendenz. Zum Belege darf man hier wieder nur die Versammlung der lutherischen und reformirten kirchlichen Würdenträger in Pesth betrachten, — die den herrlichen Zweck vor Augen hatte, beide Confessionen, wie in Preussen, zu einer evangelischen Christengemeinde zu vereinen, um dann mit gedoppelten Kräften und ungetheiltem Interesse der wachsenden Anmassung der katholischen Hierarchie in den Weg zu treten. Bei dieser Versammlung waren nun reformirte Magyaren und lutherische Slawen, und man kam, trotz aller Bemühung edeldenkender Männer zu keinem Erfolg, wohl aber zu den gehässigsten Auftritten, da sich nicht Reformirte und Lutheraner zur Vereinigung versammelt zu haben schienen, sondern Magyaren und Slawen, von denen namentlich die Erstern in aller Ultra-Lebhaftigkeit den Geist vor lauter Individuen übersahen. Man zankte, lärmte, schimpfte auch bisweilen, beschimpfte wenigstens das graue Haar ehrwürdiger Greise, und anstatt einer Annäherung ist nun die Kluft zwischen beiden Confessionen um so grösser geworden und es mögen Jahre vergehen, ehe man das Vorgefallene vergisst, neue Jahre aber um wieder zusammenzubringen, was hier noch nie vereint war. — Diese Vereinigung zur evangelischen Confession kann nur dann erfolgen, wenn Eins der beiden Prinzipien gesiegt, somit also der Kampf aufgehört hat, denn sonst wird immer der Versammlungsort kirchlicher Vorstände zum Tummelplatz politischer Meinungsverschiedenheiten werden und die Unkenntniss der ungarischen Sprache, der Vortrag einer lateinischen Rede, eine in den Pulverthurm geworfene Rakete sein, die alle innere Festigkeit und Zusammenhalten akatholischer Confessionen zum Ankampf gegen das Vordringen der hierarchischen Ueberschwemmung des Katholicismus in die Luft sprengt, so dass sich dieser gemüthlich ins Fäustchen lachen und noch fernerhin das Bäuchlein pflegen kann. —

Sieht aber das lutherische Slawenthum ein, dass es seine Sache nicht durchkämpfen kann, sieht es, dass es mit doppelten Feinden, mit dem durch kirchliche Interessen an den Magyarismus geknüpften und durch staatsrechtliche Vortheile begünstigten katholischen Slawenthum selbst, ferner aber mit dem Magyaris-

mus, sei er nun aber auch akatholischer Form und also in gewisser Beziehung gemeinschaftlichen Interesses, in einem ungleichen Kampfe ist, — so möge es seine Truppen wohl mustern, denn ein langer Kampf erbittert den Feind und endet mit Vernichtung. Und diese letztere wird es auch um so eher ereilen, je mehr es seine Stellung im Staate übersieht, dann aber am sichersten, wenn es die Heiligkeit seiner patriotischen Verpflichtungen aus den Augen setzend, Haltpunkte nach Aussen sucht; denn dann wird die rein nationelle Reibung, schädlich für die politische Gestaltung, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen und diese wird, obwohl sie bisher den Ultra-Magyaren die Hände band und den Slawen, als ihrem natürlichen Gegenwicht die Stange hielt, ehe sie eine Verbindung ihrer Slawen mit Russland duldet, die gebundenen Hände frei machen und die falsche Richtung des Slawenthums somit durch selbst geweckte und entfesselte Feinde ein Ende nehmen. —

Geht aber das lutherische Slawenthum von dem einzigen Punkte ab, seine politische Nationalität aufrecht zu erhalten, so ist damit für die slawische Sprache, Geschichte, Literatur, geistige freie Bewegung dieser Völker noch immer nichts verloren, und sowie der Ungar, obwohl er kein Wort lateinisch in den Congregationen und auf dem Landtage spricht, doch immerhin mit grosser Vorliebe seine klassischen Schriftsteller liest und sich an ihren Schönheiten ergötzt, so mag dann der Slawe, unbeschadet der wissenschaftlichen Richtung der slawischen Sprache, im Geschäft und Staatsdienst die Landessprache sprechen, sich hierdurch aber Freunde erwecken, die Verbindung mit den Reformirten möglich machen und so die über 800,000 Lutheraner mit den 1,198,000 Reformirten, als ein Häuflein von 2 Millionen den 5 Millionen Katholiken die Waage halten, wobei sich ihnen noch die anderthalb Millionen Griechischen *Non-uniti* anreihen, — nicht etwa um feindlich gegen den Katholicismus aufzutreten, nein, um ihn nur dann durch imponirende Stärke bewegen zu können, ihnen gleiche Rechte einzuräumen und die Fütterung ihrer Hirten allein zu besorgen. —

So ist also der eine Feind beschaffen, welcher der Magyarisirung des Landes entgegenwirkt, der durch den tollen Ultra-Magyarismus, der am liebsten Alles, was nicht direct aus den

Lenden Arpads und Attilas abstammte, aus dem Lande geworfen hätte, der alle seine Fehler, seine stürmische ungemässigte Leidenschaft, seinen Hass gegen alles Ausländische, sein Nachäffen englischer Formen, — schön fand, — geweckt wurde, und der um so mehr ins Horn stiess, je grimmiger die Ultra-Magyaren sich geberdeten, als hätten sie die fremden Nationen im Sack, und würfen sie bloss aus milder Barmherzigkeit nicht gleich zum Lande hinaus, kurz je mehr die eine Parthei ihre Sehnen spannte, desto weiter schoss die Andere, und während das eine Journal Anathema über Anathema gegen den Panslavismus erliess, schrieb die entgegengesetzte Partei Xenien und Referate an die Regierung nach Wien. — Jetzt haben sich die Elemente mehr beruhigt, das magyarische Element hat genug gegen die Kroaten zu kämpfen und der eingetretene Waffenstillstand möge der Anfang eines immerwährenden Friedens sein, der beide Parteien beruhigt und dem durch Meinungskämpfe wahrlich nicht beglückten Vaterland die Zeit gewährt an innerer Kraft zu erstarken. —

Der andere, etwas gewichtigere Feind ist der Illyrismus des Südens, dem wir auch ein wenig unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. — Der gegenwärtige Landtag brachte zum ersten Male die auffallende Erscheinung, dass die lateinische Rede eines kroatischen Ablegaten mit allgemeinen Zeichen des Unwillens begrüsst und die Weiterfortsetzung gehemmt wurde, dadurch wurde die politische Stellung dieser Ablegaten so lange null und nichtig, bis das zweite königliche Rescript ihnen noch für die Dauer von 6 Jahren die Erlaubniss der ungarischen Sprachbenutzung ertheilte. —

Bedenkt man, dass in den zwanziger Jahren noch die öffentlichen Blätter es als eine wunderbare Seltenheit ausposaunten, wie in der Pairkammer, wie bei der Ständetafel hier und da ungarisch perorirt sei, so liegt hierin der unumstössliche Beweis, dass wirkliche, handgreifliche Fortschritte geschehen sind, dass dem Erwachen der ungarischen Nation nicht wieder ein feudales Schläfchen gefolgt ist, sondern sie bereits sich mit dem Frühstücke von Kriminalcodex, Wechselgericht, Magnatenbankerotte, Zurückschickung königlicher Rescripte und dergleichen delikaten Leckerbissen in allem Ernste ein Gutes thut. —

Der Ultra-Magyarismus, der Panslavismus sind die modernen Steckenpferde, wahre hölzerne Rosse, die erst durch die Fülle von Poesie in himmlische Pegasusse umgeschaffen worden und die wieder in ihr früheres Nichts zurückfallen werden, sobald die Anfeindungen beider Partheien aufhören und man die praktischen Bedürfnisse des gemeinsamen Vaterlandes mehr in den Vordergrund treten lassen wird, sobald die Forderungen der zeitgemässen Industrie dem gehaltlosen Schwadroniren über Politik und mit ihm den gegenseitigen Reibungen ein glückliches Ende machen werden, sobald die Augen der Bewohner auf die Erschaffung einer nationellen Flagge, auf ihr Prangen in den verschiedenen Gegenden der Weltmeere, auf die Entstehung der Eisenbahnen, Flussregulationen, Strassenanlagen, Theiss-Dampfschifffahrt gerichtet sein werden, dann wird der glückliche Augenblick eintreten, in dem es gleichgültig erscheinen wird, von welchem Standpunkte aus die slavische Literatur vorgetragen wird, welche Rivalität zwischen ungarischem und deutschem Theater Statt findet und ob sich irgend ein deutscher Spiessbürger oder slawakischer Handelsmann zum Ruhm und zur Ehre der ungarischen Nation durch Verstümmelung oder Umwandlung seines bisherigen Namens dem Samen Arpads und Attilas anschliesst. Es liegt ein so tiefer Gehalt in der geographischen Bedeutung des ungarischen Landes, dass es nicht nur jammerschade, sondern eine wirkliche Schande wäre, wenn es noch ferner wie bisher eine *terra incognita* bliebe. Land wie Volk sind so mannichfaltig und reich, dass sich im Voraus gar nicht alle jene günstigen Chancen berechnen lassen, die sich bei einer günstigen Benutzung des Boden- und Menschenkapitals ergeben müssen, und von den Torffeldern am Südfusse der Carpathen bis zu den Goldwäschereien des Banats, von dem reichen Bergbau Niederungarns bis zu den unerschöpflichen Steinsalzgruben der Szeckler Stühle und der Marmaros, von der Pflege des Flachses im Norden des Landes bis zu dem Reisbau und der Seidenzucht des Südens, von den Steinkohlenflötzen des Westens bis zu den Traubenhügeln und Melonenfeldern des Ostens, — — von allen Grenzen des Landes zu den entgegengesetzten, von den himmelhohen Spitzen der Carpathen bis zu der Fläche des adriatischen Meeres sehen wir ein wunderbar reiches Produkten-

netz ausgespannt, sehen wir in den mannichfaltigsten Formen überall den überreichen Segen des Schöpfers.

Um Ungarn zu erforschen, darf man sich nicht begnügen, dem Strome der Donau zu folgen, ist es nicht genug, von Presburg nach Orsova zu fahren, Ungarn ist so vielgestaltig, ein solcher Proteus, dass man Steppe wie Gebirge, Städte wie Flussgebiete, Weinhügel wie Viehzucht kennen lernen muss, vor Allem aber nöthig hat, in das Leben der Völker hineinzudringen, ihre Sympathieen und Antipathieen zu studiren, mit ihnen zu leben, mit ihnen zu fühlen. Und wohl selten wird es einen Reisenden geben, der nach langem Aufenthalte dieses schöne Land verliesse, ohne nicht eine innige, herzliche Theilnahme in seinem Herzen mit davonzutragen, voller Erstaunen über die Schätze der Natur, voller Achtung für den kräftigen Stamm des Landesvolkes, das grade jetzt, — heute so fröhliche Sprossen treibt. Aber man wird auch mit Mitleid das Land verlassen über die unwürdige Stellung des ersten Standes im Staate, des Bauers, mit Verachtung gegen die feudalen Ansichten einer übermüthigen Aristokratie, mit einem Lächeln des Spottes über die unverholene, kleinliche Wichtigthuerei, die nur in Folge der Abgeschlossenheit von Aussen erfolgen konnte, endlich aber auch mit den besten Wünschen für eine Opposition, die nicht im blinden Eifer dem Ultra-Magyarismus huldigend, Alles über den Haufen werfen möchte, was nicht zu ihrer Fahne schwört, sondern die mit Besonnenheit, gerne gutem Beispiele folgend, mag es von welcher Nation immer ausgehen, beharrlich den Weg der zeitgemässen Neuerungen verfolgt und die über das Urtheil einer oft gehässigen, rein persönlichen Critik erhaben, sich nicht in ihrem edlen Vorhaben stören lässt.

Es ist nicht an der Zeit, meiner Ansicht nach auch rein Nebensache, ob Ungarn mit oder ohne Oesterreich glücklich sein kann, es ist jetzt wichtiger, sich aus sich selbst zu kräftigen, sich in den Rang civilisirterer Staaten hineinzuarbeiten, die alten Dummheiten und Abgeschmacktheiten, d. h. Privilegien einzelner Kasten abzuschaffen, jeden Staatsbürger würdig zu vertreten und dann endlich, nachdem so das Wohl der Nation hergestellt ist, nachdem der alte Krebsschaden ausgeschnitten und der Kern durch und durch gesund ist, möge man jene

Fragen lösen, die, so lange das Vorige nicht geschehen ist, so lange Ungarns Bewohner noch in ein halbes Dutzend sich feindselig über einander stehender Völker zerfallen, jeder vernünftigen Basis entbehren. Wird Ungarn seinen natürlichen Fond zu benutzen verstehen, gehässige Streitigkeiten zu beseitigen wissen, so ist gar nicht zu leugnen, dass es einer grossartigen Zukunft entgegen geht, und sogar der Augenblick nicht mehr fern liegen mag, in dem ungarische Interessen einen entscheidenden Einfluss auf die Stellung und die Schicksale der übrigen Nationen ausüben mögen.

Allerdings ist in der letzten Zeit Viel geschehen, allerdings ist es nicht zu leugnen, dass man in Ungarn nicht mehr in dem sanften Schlafe liegt, aber man möge bedenken, dass dieses Geschehene noch sehr wenig in Verhältniss zu dem noch Nöthigen und Erforderlichen ist, man möge bedenken, dass ein zurückgebliebnes Land progressiv fortschreiten muss, um andere im gleichmässigen Fortschritte begriffen gewesene Länder zu erreichen und dass alsdann immerhin wieder eine grosse Masse von Zeit und Thätigkeit erforderlich ist, ehe von Ueberflügeln die Rede sein kann. Diejenigen, die gegenwärtig die Absoluten im Lande spielen, sind es, für die im Uebermaasse gut gesorgt worden ist, und deren Vortheil darin besteht, ihrem Absolutismus treu zu bleiben, da bei einer zeitgemässen Neuerung sie sich eines Theiles ihrer Vortheile begeben müssen, um den Wünschen der bisher Zurückgesetzten zu begegnen. Jene sind Adel und Hierarchie, diese sind Bauer und Bürger, und recht oft möge sich die erstere Classe erinnern, dass auf eine Summe von einer halben Million ihres Gleichen zehn Millionen ihrer Gegner kommen, also nach Adam Riese auf einen der Ersteren zwanzig der Letzteren, und ihnen möge das Wort unsers grossen Schiller gelten:

„Vor dem freien Manne erzitt're nicht,
„Aber vor dem Sclaven, wenn er die Kette zerbricht.“ —

Richter, Wilhelm

Wanderungen in Ungarn und unter seinen Bewohnern eine Beleuchtung von Ungarns moderner Stellung und Richtung

Berlin 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.187
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449267-5